Luftschlösser.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

Bernays, Isaak, Schief-Levinche mit seiner Kalle, oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman. Thlr.	1	15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle.	1	—
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. Zwei Theile	3	—
Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
Christen, F. E., Diana. Wahrheit u. Dichtung. Zwei Thle.	2	15
— Malcolm. Seegemälde.	1	15
Clemens, F., der Excentrische. Roman	1	—
— das entschleierte Bild zu Sais	1	10
Gathy, A., Cavalcade, oder die Kunstreiterin	1	—
Grün, Albert, Deutsche Flüchtlinge. Ein Zeitbild . .	1	—
Gutzkow, Dr. K., Briefe eines Narren an eine Närrin	1	20
— Novellen. Zwei Theile . . . . . . , . . .	3	—
— Seraphine. Ein Roman	1	20
Hempel, L., des Kunstfreundes Reiseabenteuer . . .	—	22½
Jerrmann, E., die Jüdin von Toledo. Novelle. . .	1	10
Immermann, K., Memorabilien. Drei Bände. . .	5	10
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. Drei Bde.	4	15
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua . . .	1	15
Schirges, G., Karl. Ein Roman	1	15
— der Bälgentreter von Eilersrode. Dorfgeschichte .	1	10
Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. Drei Theile . . . . . . , . .	3	—
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. Zwei Bände	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen . . .	—	25
— Alma. Ein Roman. Zwei Theile.	3	—
— Prinz Leo	1	—
Strodtmann, Adolph, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Zwei Theile	3	—
Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript .	1	15
Waldau, Max. Aus der Junkerwelt. Zwei Theile. .	3	—
— Nach der Natur. Drei Theile. Zweite Auflage .	4	15
Wangenheim, F. Th., die Luftschiffer. Novelle . ,	1	10
— der Mönch. Historischer Roman. Drei Theile .	3	10
— die Schwertler von Zürich. Hist. Roman. Drei Thle.	3	—
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10
Weisser, Adolf. Der Blinde und sein Sohn. Drei Thle.	4	—

Luftschlösser.

Vom Verfasser

des

Schief-Levinche.

Isaak Bernays = [Herm. Schiff

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1854.

Anzeige.

Schief-Levinche erschien im Januar Achtzehnhundertachtundvierzig, kurz vor den gewaltigen Februar-Ereignissen, welche die ganze öffentliche Aufmerksamkeit dermaßen absorbirten, daß keine mehr übrig blieb für die komisch-schmerzlichen Schicksale des kleinen mißgeschaffenen und verwahrloseten Schacher-Jüdleins. Erst Achtzehnhunderteinundfunfzig lenkte Heinrich Heine die Aufmerksamkeit wieder auf dieses Buch hin, über welches so wie über dessen Verfasser er sich äußerte: „Dieser dumme Kerl ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe als alle neueren Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tiefsinnig, voll sprudelnden

Witzes, wahrhaft künstlerisch, und was die Hauptsache ist — es hat das Verdienst, mich unendlich amüsirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzseite des jüdischen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinsten Schacherjuden aber ist sehr oft Edelsinn und Großmuth verborgen. Sie verstecken diese Glanzseite oft absichtlich — wie sie in den Zeiten des Druckes ihren Reichthum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habsucht zu sichern wußten." Heine's Erklärung ging in alle Zeitungen und selbst in Provinzial-Blätter über, und wenn der Verfasser erst nach sechs Jahren seit dem Erscheinen seines Schief-Levinche und nach drei Jahren seit der ihm von Heine verschafften Anerkennung wieder ein neues Werk in den Buchhandel giebt, so darf dieses allerdings in unserer Jetztwelt befremdend sein, aber keineswegs für unerklärlich und sonderbar gelten.

Hoffmann und Campe.

Lieber Heine!

Seit Achtzehnhundertdreißig etwa bist du der Consul der deutschen Literatur zu Paris und qualificirst dich als Verfasser volksmundrechter Lieder und prismatisch-humoristischer Reisebilder vollkommen zu dieser Charge. Deine Hautgout-Romanzen die wir dir von dort aus verdankten, waren die Sonnenuhr unserer ästhetischen Gefühle und deine zeitgerechten Offenbarungen über Kunst, Politik und Literatur der Barometer unserer politischen Gesinnungen. Ja, was vor dir noch keinem deutschen Literaten gelungen ist, der nicht nebenbei ein kleiner Fürst oder ein etwas größerer Staatsrath war: du gehörtest zu der haute volée und zu den Touristen. Kurz, die deutsche Presse konnte an dem Herd der Civilisation und

socialen Bewegungen vor allen literaturfähigen Völkern, nobler nicht vertreten werden.

Um so unerwarteter kam mir deine Anerkennung. Aufrichtig gesagt ich war im ersten Augenblick erschrocken und fürchtete du habest dich damit in deiner Charge compromittirt.

Zwar darfst du viel wagen und kaum war dein Ausspruch geschehen als die revue des deux mondes sogleich dir nachfolgte und mich einem glücklichen französischen Dichter, dem Monsieur Gombert an die Seite stellte. Das alles hebt meine Besorgnisse aber keineswegs. Denn, lieber Heine, weißt du wer ich bin?

Mache der deutschen Kritik nicht den Vorwurf: du begreifst nicht, woher sie mich ignorire? Die deutsche Kritik ist vorsichtiger und rücksichtsvoller als du!

Die deutsche Kritik geht diplomatisch-fein und merkantilisch-schlau zu Werke. Das Buch selbst ist in ihren Augen Nebensache; es fragt sich, wer es geschrieben hat, und je nach der Stellung des Verfassers und seinen Connexionen, und je nach der Partei, welcher er angehört und welchen Einfluß er als Parteimensch oder vermöge seiner Stellung hat, wird Lob und Tadel eingerichtet und jeder Ausdruck abgemessen.

Bedenke wohl, lieber Heine, daß wir in Zeiten leben wo Könige Verse machen und Fürsten Bücher schreiben. Andere Dichter und Schriftsteller sind wiederum Flüchtlinge, Staats-Verbrecher, ja! Züchtlinge. Mit Ausdrücken wie: „Ein wahres Genie, mehr plastisches Talent wie alle neueren Dichter zusammengenommen, sprudelnden Witz, echt künstlerischen Humor u. s. w.," mit denen du mich begnadest, muß man bedächtig verfahren. Denn verschwendet man dergleichen schon an Vagabunden, so hat man für Könige und Fürsten nichts mehr übrig was man ihnen noch bieten kann.

Ich will dir aufrichtig sagen wer ich bin.

Laut Decret des Senats vom zwölften Januar Achtzehnhunderteinundfunfzig bin ich als geborner Hamburger aus Hamburg ausgewiesen.

Du wirst sagen Ausweisungen aus Republiken sind classisch. Themistokles, Miltiades, Cimon, Aristides u. s. w. wurden aus Athen verwiesen weil sie der Freiheit der Völker gefährlich schienen. Ich kann dir aber wirklich versichern, daß ich mich schämen würde, auf irgend eine Weise der Hamburger Freiheit gefährlich zu sein. Auch hat meine Ausweisung wenig classisches. Es wurde mir nicht einmal ge-

stattet Recurs zu nehmen. Alle mir zustehenden Rechtsmittel wurden mir abgeschnitten mit dem Befehle: „sofort Hamburg zu verlassen," und der Recurs den ich vom Auslande durch einen hiesigen Advocaten einreichen ließ, ward ignorirt.

Es giebt auch mittelalterliche Ausweisungen, namentlich von Gelehrten, und auch dazu ist die meinige leider nur ein seltsames Widerspiel.

Leibnitz zum Beispiel wurde aus Leipzig verwiesen, denn der dortige Magistrat fand, daß er gefährliche Ideen habe.

Leibnitz war damals, was man nach unseren heutigen Begriffen nennt, ein der Obrigkeit mißliebiges Subject.

Nun kann ich mich allerdings von dem Verdachte nicht rein brennen, daß ich nicht bisweilen auch Ideen habe. Es sind aber nicht die Ideen der Zeit, diese sind gefährlich. Diese Ideen haben sich am sechsten März Achtzehnhundertachtundvierzig bei dem Magistrate sehr mißliebig gemacht. Der Hamburger Senat müßte nach meinem Dafürhalten eher die Zeit mit ihren Ideen vom Hamburger Territorium verweisen als mich mit den meinigen.

Thomasius wurde ebenfalls aus Leipzig verwiesen,

denn er schrieb gegen Hexen-Processe. Er eiferte wider das Bestehende.

Thomasius war damals, was man nach unseren heutigen Begriffen nennt ein Wühler.

Ich aber bemühe mich dem Bestehenden aus dem Wege zu gehen. Es ist mir zu langweilig, ich befasse mich lieber mit Luftschlössern, und Gedanken sind ja zollfrei. — Auch habe ich ein sehr zartes politisches Gewissen. Es giebt Stunden, wo ich es mir zum Vorwurf mache, in einer Stadt, die eine republikanische Verfassung hat, das erste Tageslicht erblickt zu haben. Mein Trost ist dann nur, daß ich, in einer jüdischen Familie geboren, mithin bescheidentlicher Weise ohne Ansprüche auf Staatsämter zur Welt gekommen bin. Als am neunundzwanzigsten September Achtzehnhundertneunundzwanzig das dreihundertjährige Jubiläum der Reform unserer republikanischen Verfassung gefeiert wurde, fühlte ich mich bewogen Hamburg auf vierundzwanzig Stunden zu verlassen um jeder Freude an republikanischen Formen aus dem Wege zu gehen.

Auch den Philosophen Wolf laß mich erwähnen, der aus Halle verwiesen wurde, weil man dem Könige Friedrich Wilhelm I. vorgestellt hatte, seine

Lehren könnten die Potsdamer Grenadiere zur Desertion verleiten.

Wolf war damals in den Augen des Königs in Preußen was man nach heutigen Begriffen einen Militair-Aufwiegler nennt.

Aber Novellen sind keine dogmatische Sätze. Der Dichter schildert aber lehrt nicht und sämmtliche Militair-Aerzte des zehnten Armeecorps mögen meine Novellen prüfen ob sie auch nur einen einzigen Hanseaten zum desertiren verleiten können.

Kurz, meine Ausweisung hat auch nicht einmal etwas mittelalterliches. Sie ist durchaus specifisch-hamburgisch und unterscheidet sich von den Ausweisungen früherer Zeiten und fremder Staaten dadurch, daß der aus Hamburg verwiesene Hamburger gezwungen ist in Hamburg zu bleiben.

Ich nahm keinen Augenblick Anstand meiner Obrigkeit zu gehorchen. Ich habe die geringste Zeit meines Lebens in Hamburg zugebracht. Hamburg hat seine Local-Literatur, seine Local-Blätter und seine Local-Literaten zu denen ich vor meiner Ausweisung nicht gehörte. Vor meiner Ausweisung war ich deutscher Schriftsteller. Erst seit meiner Ausweisung bin ich Hamburgischer Local-Schriftsteller

geworden. Wie Figura zeigt beschreibe ich Hamburger Local-Zustände um die ich zuvor mich nie gekümmert. Auch übersende ich dir anbei eine zweite Probe meiner neuen Thätigkeit: „das koschere Haus," welches in der Reform, redigirt von J. F. Richter, erst ganz kürzlich erschienen ist.

Du wirst aber fragen: „Woher kann man Hamburg als ausgewiesener Hamburger nicht verlassen?"

Es hat damit folgende Bewandtniß. Als ich um einen Paß bat um augenblicklich abzureisen, nicht um einen Kanzlei-Paß, wie ihn der geborne Hamburger erhält, sondern um einen Polizei-Paß, den man jedem Fremden giebt, erhielt ich zur Antwort: „Ausgewiesene erhalten keine Legitimations-Papiere." Nun reise mal einer in heutiger Zeit ohne Legitimations-Papiere.

Da es mir unmöglich war meiner Obrigkeit zu gehorchen mußte ich allerdings bitten meinen loyalen Gehorsam und guten Willen durch Zwangsmittel zu unterstützen.

Mein nächstes Ausland heißt Altona. Und bis dahin gab man mir einen einzigen Polizei-Diener mit der an der Grenze kehrt machte, und wieder

nach Hause ging. Als ich aber von der Altonaer Polizei eine Aufenthalts-Karte verlangte, weil ich aus Hamburg verwiesen sei, wurde ich ausgelacht und augenblicklich wieder mit der Polizei zurückgeführt. Ich habe noch ein zweites Ausland welches Harburg heißt, ein drittes Namens Wandsbeck, ein viertes Eimsbüttel und mehr dergleichen Ausländer. Auch nicht verwiesene Hamburger gehen bei schönem Wetter nach allen diesen Ausländern spazieren; mir aber wurde ein für alle Mal verboten mich in den Ausländern blicken zu lassen, wenn ich nicht augenblicklich mit der Polizei nach Hamburg zurücktransportirt werden wollte.

Die Zwangsmaßregeln welche meine Regierung in Anwendung brachte waren offenbar viel zu schwach. Ein einzelner Polizei-Diener, der mich bis an die Grenze bringt, ist zu wenig. Die ganze Bürgergarde, die ganze hanseatische Garnison, die Artillerie vom Dammthorwall und eine gefüllte Kriegscasse, dann könnte ich dem Beschluß meiner Obrigkeit im Auslande Anerkennung verschaffen.

Wie du weißt, lieber Heine, hat jeder Deutsche zweierlei Patriotismus. Einen allgemeinen für das große deutsche Vaterland und einen speciellen und

concentrirten für das engere specifische, wenn dieses Vaterland auch nur eine Vaterstadt ist.

Nun glaubst du nicht, lieber Heine, was ein aus Hamburg verwiesener Hamburger bei diesem Conflict des doppelten deutschen Patriotismus zu leiden hat. Ich bin ja nicht blos der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes meinen treuen Unterthanen-Gehorsam schuldig, sondern auch allen Obrigkeiten meines größeren, des gesammten deutschen Vaterlandes. Auf Befehl der Obrigkeit meines engeren deutschen Vaterlandes, verlasse ich Hamburg mit aller Rührung, allen Dankgefühlen mit der man aus solch einer von sechsundzwanzig Herren vortrefflich regierten Stadt scheidet. Und mit dem Stolz eines Deutschen der noch einige dreißig andere Herren hat betrete ich mein größeres und Gesammt-Vaterland, Altona. Dort wird mir befohlen umzukehren und der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes ungehorsam zu sein, hier wird mir wieder befohlen in mein größeres Vaterland zurückzukehren um irgend einer meiner vielen Obrigkeiten Ungehorsam zu leisten. Kann man das von einem Deutschen verlangen?

Und ach! Hier in diesem Zimmer sitze und schreibe ich ohne polizeiliche Erlaubniß dazu zu

haben. Unter einem unlegitimen Obdach begebe ich mich Nachts zur Ruhe, in ein unlegitimes Bette lege ich mich schlafen. Und ach wie greift es meine Loyalität an, wenn ich Miethe zahle. Dieses Sündengeld womit ich mir Ungehorsam gegen meine Obrigkeiten erlaube! — Richard III. ist ein Knicker. — Ein einziges Königreich für ein Pferd! — Fünfunddreißig Bundesstaaten für eine Quadrat-Elle deutschen Bodens wo ein gewissenhafter Deutscher sich hinstellen kann um sich auf dem Boden des Rechtes und Gesetzes zu erhalten.

Schon aus diesen Zeilen kannst du ersehen, welch ein Local-Schriftsteller seitdem aus mir geworden ist. Die Luftschlösser sind noch aus der früheren Periode. Bei der jetzigen trübseligen Jahreszeit und dem unwirthbaren geschichtlichen Boden ist fast nichts anderes als Luftschlösser zu haben.

Die sogenannte große deutsche Zeit was hat sie Anderes hervorgebracht als Luftschlösser.

Selbst das unbedeutende Portugal hatte seine große Zeit, die freilich auch nur sehr kurz war und spurlos dahin schwand, wie die große deutsche Zeit. Aber es hatte doch einen Dichter der die Helden- und Kriegsthaten seiner Völker besang.

Ich schildere nur Luftschlösser und Friedensthaten. Ich bin kein Camoens und das ist ein Glück.

Wenn ich die schleswig-holsteinischen Feldherren, die deutschen Grundrechte, den Gothaer Mittelmäßigkeits-Verein, die deutsche Flotte, die Helden des passiven Widerstandes und der friedlichen Demonstrationen besingen sollte, es würde eine schreckliche Lusiade werden.

Der Verfasser.

Ich schildere nur Luftschiffer und Friedensstifter.

Ich bin kein Camoens und das ist ein Glück.

Wenn ich die schleswig-holsteinischen Feldherren, die deutschen Grundrechte, den Gothaer Mittelmäßigkeits-Verein, die deutsche Flotte, die Helden des passiven Widerstandes und der friedlichen Demonstrationen besingen sollte, es würde eine schreckliche Aufgabe werden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Luftschlösser.

Erstes Buch.

Lächeln und Lachen.

Es lacht die Welt im Sonnenschein, es lacht die prangende Flur; der Frühling lacht; es lacht das Glück und der Glückliche; doch am reizendsten lacht ein junges frisches Mädchen. Welch eine Pracht, wenn sie das Purpurmündchen öffnet und den Perlenschmelz der Zähne entblößt; wenn die Augen heller blitzen und in den zarten Wangen sich die Liebesgrübchen zeigen. — Und ihr Gelächter, welch ein Klang voll Glanz und Glück und Unschuld! —

So lachte Ida. Lust und Heiterkeit waren ihr angeboren und ihr munterer Geist rastete nimmer. Sie lachte, wenn der Morgenstrahl sie weckte, lachte, wenn sie müde sich zur Ruhe begab, lachte, selbst wenn sie weinte, mitten in ihren Thränen, und lachte auch im Schlafe sogar: über ihre lustigen, kunterbunten Träume.

Ihre Mutter hingegen lächelte nur und hatte für jedermann ein verbindliches Wort. Sie war, obschon hoch in den Dreißigen, immer noch eine schöne Frau, welche Abend für Abend ihre Triumphe feierte, und mit ihrer Anmuth Alles bezauberte: während ihr niedliches Töchterlein, im Kreise junger Mädchen, dem Anscheine nach, völlig unbeachtet blieb, außer, wenn ihr Gelächter silberhell erklang, und etwa wie ein magisches Glöcklein, an die Nähe einer bösen Fee erinnerte.

Der Commerzienrath Goldhard hatte mehre Millionen und nur das einzige Töchterlein, und war gesonnen, sie zu vermählen, obschon Ida kaum siebzehn Jahre zählte.

Niemand aber wagte sich der kleinen Millionärin zu nahe, die alles Unwahre und Unschöne mit überraschendem Scharfsinn entdeckte, und jede Einbildung und Anmaßung mit reizendem Muthwillen verhöhnte.

In der That, es gehörte Muth dazu, sich ihrem Witz und Gelächter auszusetzen: Löwenmuth, den nur ein großer Löwe hegen konnte.

Zwar gab es viele Löwen in der Residenz, aber nur vier große, die Alles um sich verdunkelten.

Diese waren: Graf Rosenlaub, Rittmeister der ersten Schwadron Gardehusaren; der reiche Lord Middelfort, ein excentrischer Antithierquäler; der Doctor Zänker, ein Schriftsteller von großem Ruf und Vermögen; und der junge Pastor Trautholb, dessen Kanzelreden die vornehme Welt erbauten und sich eines Allerhöchsten Wohlgefallens erfreuten. Löwen comme il faut: deren Stellung sicher, deren Ansprüche gediegen, deren Ruf gegründet war und denen Witz und Muthwillen nicht mehr schaden konnten. Geringere Berühmtheiten und Ansprüche hingegen mieden diese kleine lachende Glücksgöttin, mit eben dem Eifer, wie sie anderweitig vielleicht um ein Lächeln der Fortuna buhlten.

Der Commerzienrath war ein zärtlicher Vater, der um keinen Preis seinem Goldtöchterlein Zwang anthun wollte. Nur wo es sich um Millionen handelt, darf das Herz nicht gefragt werden, und Ida schien kaum zu wissen, daß sie auch ein Herzchen habe. Sein Vaterstolz schwelgte daher kühn in einem vierfachen Horizonte. Ida konnte Gräfin Rosenlaub oder gar Lady Middelfort, vielleicht aber auch nur Frau Doctorin Zänker oder Frau Pastorin Trautholb werden. Von diesen vier beneidenswerthen Loosen sollte sie sich dasjenige erwählen, was ihr am besten anstand.

Zu diesem Ende beschloß der Commerzienrath ein Fest zu geben, um Ida in allen ihren Eigenschaften und Gaben glänzen zu lassen, während er in aller Stille den vier auserlesenen Paladinen Winke und Aufmunterungen geben wollte, dies stolze Herzchen zu rühren, dies schöne Köpfchen schwindeln zu machen.

Mit dem Entwurf zu solch einem Feste beauftragte er seinen talentvollen jungen Neffen, der in Geschäfts- wie in Geschmackssachen sein Factotum war, und Oskar ging mit Lust und Liebe ans Werk, denn es galt die Verherrlichung seiner reizenden Cousine.

Schon nach wenigen Tagen hatte er ein Programm vollendet, welches allen Wünschen des Millionärs und zärtlichen Vaters genügte. Es lautete auf einen Ball in Costüm ohne Maske, und enthielt unter andern den Entwurf zu einer Balletoper Undine, nach dem lieblichen Märchen von de la Motte Fouquè, nur daß es nicht tragisch endete, denn Ida konnte singen, tanzen, lachen und die Mitspielenden necken und foppen; aber weder erhaben noch empfindsam sein.

Bald wußte alle Welt, daß das ganze Hôtel des Commerzienrathes zu diesem Feste besonders decorirt wurde, und man im Garten einen Bühnensaal zimmerte, der zur Aufführung einer Ballet- und Zauberoper, mit prächtigen Decorationen, überraschenden

Verwandlungen und reichen Maschinerien überflüssigen Raum darbot. Wie sich von selbst versteht, mußten die vornehmen Dilettanten und Dilettantinnen bei den Hauptrollen berücksichtigt werden. Damit aber alle Gelegenheit fanden, wenigstens episodisch mitzuwirken, sollten diejenigen, welche kleine Nationalgesänge vorzutragen oder Nationaltänze aufzuführen Lust hatten, in ihren Masken auf die Bühne geführt werden, und nach vollbrachter Leistung sich wieder unter die Zuschauer mischen, ohne weiter in den Verlauf des Stückes eingeweiht zu sein. Außerdem waren noch Maskenquadrillen und Maskenaufzüge angeordnet und jeder konnte sein Costüm wechseln, so oft er wollte, und fand das Erforderliche dazu in den Nebenzimmern bereit. —

Mehrere Wochen lang sprach man nur von Garderoben und Costümen; von Ballet-, Gesang-, Quartett- und Orchester-Proben; von Nationaltänzen, Liedern und Trachten, und Oskar war für alle eine wichtige Person. Die vornehmsten Cavaliere, die glänzendsten Damen machten ihm Besuche und erwiesen ihm alle mögliche Zuvorkommenheit, um ihn für ihre Vorschläge, Wünsche und Launen günstig zu stimmen.

Es war am sechsundzwanzigsten Februar. Schon gab es keine Bourbonen mehr und Louis Philippes Bürgerkönigsthron war auf offenem Markte verbrannt worden. Doch in Deutschland träumte man noch nichts Arges, und sorglos feierte der Reichthum seine schwelgerischen Feste.

Vor dem Hôtel des Commerzienrathes brannten Pechkränze in eisernen Pfannen, und so oft ein Wagen vorfuhr, wurden die Thüren weit aufgerissen und gestatteten einen Blick in das prachtvolle Innere, voll Lichterglanz, Farbenprunk, Goldschimmer und Krystallgefunkel. Flur und Treppen waren mit Blumen bestreut, selbst auf den Stufen des Portals lagen zertretene Blumen, und die rauhen Februarlüfte spielten mit den leichten Blättern der Monatsrose.

Das Hôtel befand sich in einem entlegenen Stadttheil, den nur die ärmere Classe bewohnte. Zerlumpte Bettelbuben, schlecht gekleidete Weiber und wildaussehende Männer drängten sich gaffend um die Thür. Die Polizeidiener hatten Mühe, so oft ein Wagen ankam, die Anfahrt frei zu erhalten.

Schwebte dann ein schönes Mädchen über die Stufen und hatte sie, um ihren Maskenputz zu schonen, nur eine leichte Hülle umgeworfen, so folgte ihr ein naiv-bewunderndes „Ah!“ Auch die schlanken

wohlgebildeten Cavaliere wurden mit ähnlichen Beifallsrufen empfangen; doch die Verkleidung älterer Herren und Frauen und wo Mißgestalt und Gebrechen prahlerisch sich herausgeputzt hatten, erregte Mißfallen und Zischen. Hin und wieder wurden auch finstere Stimmen laut:

„Ihr Wehrwölfe! habt Ihr so viel des Segens, daß Ihr damit nicht zu bleiben wißt, so gebt den Armen davon ab.“

Dann aber erhoben die Polizeidiener drohend ihre Stöcke, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Der Empfangssaal war im chinesischen Geschmack decorirt und glänzend beleuchtet von japanischen Ampeln und schimmernden Transparentvasen. Blanke Groteskfiguren und indische Blumen schmückten die Nischen; und die glänzenden Gäste, in den buntesten Trachten aller Völker und Zeiten, saßen auf geblümten Divans und Polstern, und tranken Thee aus echtchinesischem Porcellan.

Unter den Rittern und Edelfrauen, Nixen und Gottheiten, Türken und Banditen, Fischern, Jägern, Schäferinnen und Gärtnerinnen gewahrte man nur einen einzigen Frack. Es war der junge Pastor

Trauthold. Als Mitbewerber um Ida's Hand durfte er auf diesem Feste nicht fehlen; doch sein geistlicher Stand und sein erbauliches Gemüth verboten ihm an Maskerade, Tanz und Schauspiel persönlich Theil zu nehmen. —

In der schwarzen Tracht eines venetianischen Nobile stand Oskar in einem Winkel. Heute kümmerte sich niemand mehr um ihn. Man hatte nichts mehr von ihm zu erbitten und zu verlangen, und er war wieder der arme Neffe seines reichen Oheims. Finster schaute er auf die bunten schimmernden Gruppen und dachte:

„Auch die Zeit wird kommen, wo ererbter oder erwucherter Reichthum, angeborene oder erschlichene Stellung nicht mehr einzig und allein herrschen und Alles gelten wird.“ —

Paukenwirbel und Trompetengeschmetter verkündeten den Anfang des Schauspiels. Ein zeltartig geschmückter Gang, von unzähligen chinesischen Papierlampen erhellt, führte in den zu diesem Feste errichteten Gartensaal. Der Raum für die Zuschauer war ein viereckiges Zelt von rothem Sammet mit goldenen Sternen und Franzen. Ein einziger großer Krystall-

kronleuchter erhellte es. Das Orchester befand sich auf einem Altan über dem Eingang. Am Schlusse der Ouverture zertheilte sich die Zeltwand und die überraschten Zuschauer blickten in eine weite Felsgegend voll Mondschein und beweglichen flimmernden Sturzbächen und Gewässern. Hier war Undinens mondumglänztes Zauberreich, wo sie den Reigen schlang mit ihren Nixen. Denselben Reigen wiederholten andere Nixen auf fernen Bergeshöhen, in Schluchten und Höhlen. Dazu sang Undine ein glänzendes Sirenenlied mit Chorrefrain und entwickelte singend und tanzend eine Bravour, die weit über die Kräfte eines siebzehnjährigen Mädchens ging. Beim Schlusse der Arie erhob sich ein wüthender Beifallssturm. Alle Kränze und Sträuße, welche ihr erst nach der Vorstellung zugedacht waren, flogen mit einem Male jetzt schon auf die Bühne. Das ganze Podium lag voll davon, und die Nixen mußten Undinens zahlreiche Kunsttrophäen einsammeln helfen.

Eben hatte Ida sich in ihrer Garderobe auf ein Sopha niedergelassen, um sich zu erholen, als eine Nixe zu ihr trat, und den zahlreichen Sträußen, welche sie bereits empfangen hatte, noch ein Bouquet von frischen, jungen Moosrosen (eine Seltenheit im Februar) hinzufügte.

Gleich darauf erschien eine zweite Nixe und überreichte ihr einen zarten schlanken Lorbeerkranz.

Endlich erschien noch eine dritte mit einem Bouquet von Camellien, Begonien und Lotosblumen. Und zuletzt eine vierte mit einem großen großen Lilienstrauß.

Bei näherer Prüfung fand sich, daß Kranz und Sträuße mit Inschriften oder Briefen versehen waren, und Ida war neugierig und wollte augenblicklich alles wissen. —

Die Winke des Commerzienrathes waren für eine so zarte Angelegenheit nicht vorsichtig genug ertheilt worden. Alle vier Löwen hatten den Vater streng beim Wort genommen und weil jeder sich allein für den Auserwählten hielt, hatten alle mit einer Unumwundenheit sich erklärt, als müsse Ida auf Gnade oder Ungnade sich ergeben. Der Augenblick, wo sie mit Beifall und Kränzen überschüttet wurde, hatte auch die vier Löwen hingerissen. Wie durften sie ihre seltenen Blumen schonen, da die Wärme und Wohlgerüche im Saale so zarten Frühlingskindern leicht die blendende Frische raubt? So hatte denn Ida vier Liebeserklärungen auf einmal in Händen und war heute in ihrem feenhaften Undinenschmuck, berauscht von unerhörtem Beifall, muthwilliger als je.

Auf der Stelle verlangte sie Schreibzug und ohne weitere Ueberlegung (denn das war ihre Sache überhaupt nicht) beantwortete sie die Schreiben.

Auf den Blättern des Lorbeerkranzes stand mit Golddruck:

In Feenpracht hast Du Dich offenbart,
Undine! wirst Du je vergessen werden?
Für Jugendreiz, mit Wohllaut süß gepaart,
Giebt es Unsterblichkeit auch schon auf Erden.
Nimm meinen Namen, Dir sie zu bereiten,
Du Holde! glänzest wie ein süßer Traum;
Mein Name glänzt für alle fernen Zeiten,
Erkundige Dich bei jedem Lorbeerbaum.

Zänker machte in der Oper den Flußgott Kühleborn und darauf bezog sich Ida's Antwort:

„Ein Wassergeist erhebe sein Auge nicht zu Undine. Sie wird unsterblich, wenn sie einen Sterblichen liebt.“

Auf dem seidenen Bande um die Moosrosen stand ein Dystichon:

„Glücklich ist, wen Du erwählt, ihn werden die Männer beneiden,
Aber es liebt Dich ein Mann, allen Frauen zum Neid.“

Ida's Antwort lautete ganz einfach: „Herr Rittmeister, der Pegasus ist kein Cavaleriepferd.“

In dem Strauß von Camellien, Begonien und Lotosblumen stak eine Karte mit lateinischen Buchstaben:

Miss! Ehrgeiz! Ihre Figur! Ihr Talent, mein Name, unser beiderseitiges Vermögen! — Sie sind um auszumachen eine Hauptzierde an allen Höfen von ganz Europa.

Ida erwiederte darauf:

„Mylord! das beklagenswerthe Loos der Hausthiere nimmt Ihr ganzes Herz in Anspruch, und ich mache es keinem Hunde und keiner Katze streitig.“

Endlich auch stak in dem großen Lilienstrauße folgender Brief:

Süßes Mädchen! Dein Bad ist Unschuld, und Anmuth heißt die Salbe, mit der Du Dich salbest. Von Blume zu Blume geht das Gerücht Deiner Schönheit, die Nachtigall besingt Deinen Reiz, und der Tagfalter zieht Dir nach, um sich in Deinem Glanz zu sonnen. Komm, Holde! die Menschen beleidigen Dich, und ihre Blicke beflecken das Gewand Deiner Unschuld. Aber die Engel lächeln Dir, und wollen Hymnen mit Dir singen. Hier ist der Abgesandte des Herrn, der Dich zu ihrem Umgange weiht; reiche ihm Deine Hand, damit er Dich leite auf dem Wege der Gnade.“

Ida schrieb an den Pastor Trautholb:

„Hochwürdiger Herr! Sie haben mich gelehrt, daß es sündlich sei zu lachen, also verleiten Sie mich nicht dazu!“

Diese Schreiben faltete und siegelte sie und ließ einen Aufwärter kommen, der sie augenblicklich an ihre Adresse abgeben sollte. — Ihr ahnete nicht, welche Körbe sie gab! von welchem Umfange und wie wohl niemals schnödere ausgetheilt worden waren.

Am Schlusse der Oper schwang Undine, nach einer zweiten Bravourarie, ihren Zauberstab und verwandelte, unter einem Furioso von Blechinstrumenten, die Bühne in ihren unterseeischen Feenpalast. Aber nicht blos die Bühne verwandelte sich, auch das Zelt flog in die Höhe und bildete eine Drapperie um den riesigen Kronleuchter und die erstaunten Zuschauer befanden sich ebenfalls in einem unterseeischen Palaste, ähnlich der feenhaften Bühnendecoration, in einer geräumigen blendend erleuchteten Spiegelgrotte.

Große Trümeaux deckten von Pfeiler zu Pfeiler die Wände. Darüber bildeten kleinere Spiegel allerlei architectonische Figuren. Decke und Pfeiler, Gesimse, Einfassungen, Rahmen und Leisten waren ein Mosaik

von Muscheln, Korallen, Erzen und buntem Gestein. Die großen Spiegel waren mit Lampen von weißem Glas, die kleineren darüber mit Lampen von buntem Glase eingefaßt. Hin und wieder waren bewegliche, in allen Farben spielende Transparente angebracht; und die Beleuchtung war so blendend, die großen Trümeaux vervielfältigten alle Räume und Gegenstände so unendlichfach, daß die Zuschauer Anfangs nicht wußten, wo sie sich befanden und erst nach geraumer Weile, nachdem ihre Sinne von der Ueberraschung sich erholt, in anhaltend stürmischen Beifall ausbrachen.

Während die Diener Tabourets und Sessel bei Seite schafften, ordnete sich das ganze Opernpersonal zu einem Aufzuge. Der König, mit seinem Hofstaat und ritterlichen Gefolge, eröffnete ihn; dann folgte Undine mit ihren Nixen und Flußgöttern; dann Fischer und Fischerinnen, Bauern, Saracenen, Räuber und Sclaven. Nach dem Umzuge begannen die Tänze. Aber sämmtliche vier große Löwen mieden die gefeierte Heldin des Abends. Mit anderen Cavalieren hatte sie es längst verdorben, und nachdem sie durch Kunstfertigkeit und Jugendreiz entzückt hatte, lief sie Gefahr, sitzen zu bleiben. Alles drängte sich wieder um die Mutter, welche gleichfalls in einem Feen-Costüm, als

Armida, über und über von Diamanten funkelte, und wieder die unzweifelhafte Königin des Abends war. Der Commerzienrath war wie vor den Kopf geschlagen. Das große, unerhört kostspielige Fest zur Verherrlichung seiner Tochter, galt wieder einzig und allein seiner Frau, mit der er schon zwanzig Jahr verheirathet war, und die Räthin nahm mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln alle ihr dargebotenen Huldigungen an, ohne Rücksicht auf die Person, von der sie kamen, als verstünde es sich ganz von selbst, daß jedweder ihr huldigen müsse.

Endlich riefen Pauken und Trompeten zur Tafel. Die Gäste gingen durch denselben zeltartig geschmückten Gang in den Empfangssaal zurück, wo eine neue Ueberraschung ihrer harrte. Die chinesischen Drapperien hatten sich plötzlich in eine ungeheure Blumenlaube verwandelt. Ein leichtes hölzernes und vergoldetes Gitterwerk, mit künstlichen und natürlichen Blumen dicht durchflochten, welches aus einzelnen Stücken bestand, die mit leichter Mühe an die Wände zu befestigen waren; und Orangerien, Aloeen und Cactus-Pflanzen, in großen mit Rädern und Walzen versehenen Kübeln, waren in den Nebenzimmern bereit

gehalten worden, um binnen Kurzem diesen Zauber zu vollbringen. Viele und geschickte Hände machen alles möglich. Die Verwandlung der Saal-Decoration, die künstlich gedeckten, mit Silber und Tafelschmuck überladenen Tische, waren das Werk weniger Stunden.

Aber der Commerzienrath war bleich vor Aerger. Der junge Componist, welcher die Oper arrangirt und dirigirt hatte, war, erkühnt durch den glänzenden Erfolg der Aufführung, so dreist gewesen, Ida seinen Arm zu bieten, die ihn in aller Unschuld angenommen hatte. Wie ein Maestro seine Prima-Donna, hatte er sie zu Tische geführt. Da saß er nun an ihrer Seite, mitten im Glanze der großen Welt, unter den ersten Ansprüchen. Ihm ahnete nicht, daß er alle Aufmerksamkeit, die er auf sich gelenkt und alle Gewogenheit, die er sich erworben, dadurch für immer wieder verscherzt hatte.

Ida saß still und schüchtern neben ihm und dachte: „Was werden Papa und Mama erst sagen, wenn sie Alles wissen?“ Und nur wenn man sie fragte, was ihr fehle, ob sie ermüdet oder angegriffen sei, lachte sie silberhell auf — Dann erblaßten jedesmal vier große Löwen vor diesem holden Mädchengelächter.

Die Gäste hatten sich entfernt. Ida schlief und die Räthin wickelte ihre Locken. Der Commerzienrath ging mit großen Schritten auf und nieder, wühlte in den Haaren, seufzte, schickte sich zu reden an und schwieg wieder.

„Hast du mir was zu sagen, mein Schatz?" begann die Räthin in einem Tone, der durchaus nichts salonmäßiges mehr hatte; „genire dich nicht, und wenn es auch eine Gardinenpredigt werden sollte."

Der Commerzienrath mußte einen Entschluß fassen. „Liebe Frau," begann er, „wir sind jetzt zwanzig Jahre verheirathet —"

„Soll das etwa eine Neuigkeit sein?"

„Das nicht. Aber ich habe nun bereits seit zwanzig Jahren eine schöne Frau!"

„Bist du deshalb vielleicht zu beklagen?"

„Vielleicht! Denn meine Frau geht darauf aus, noch zwanzig Jahre jung und schön zu bleiben."

„Ich läugne es nicht. Ninon de l'Enclos ist mein Vorbild, welche sich in ihrem achtzigsten Jahre noch so gut erhalten hatte, daß ihr Enkel sich in sie verliebte und weil sie ihn nicht erhörte, sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

„Sei meinetwegen die zweite Ninon! Sorge nur auch für einen Enkel, der sich dereinstens für seine

schöne achtzigjährige Großmutter todtschießen kann. Dazu, liebe Frau, gehört vor allen Dingen, daß deine Tochter heirathet."

"Hindere ich sie etwa?"

"Wer sonst? Du läßt das liebe Kind nicht aufkommen. Du allein willst die reizende Salon-Fee sein, dir allein soll aller Weihrauch gelten, und du willst deinen Wolkenthron nicht einmal mit deiner einzigen Tochter theilen. Du allein willst alle Männer erobern und läßt auch nicht einen einzigen übrig für das liebe gute Kind."

"Diese Gardinenpredigt fängt an mir schmeichelhaft zu werden."

Der Commerzienrath war jetzt im Zuge. "Natürlich!" rief er. "Was giebt es schmeichelhafteres für eine kokette Mutter, als ihre eigene Tochter auszustechen. Das Mädchen sah aus wie ein Engel, sang wie eine Sirene und tanzte wie eine Sylphide. Wie hast du es nur angefangen, daß Alles wieder von ihr wich, um dir den Hof zu machen. Wahrhaftig! mir steht der Verstand stille!"

Die Räthin lachte und der Commerzienrath fuhr fort: "Ida ist schöner, sanfter, liebenswürdiger und talentvoller als du jemals warst. Das leuchtet dir

ein und deshalb fürchtest du sie und suchst sie unschädlich zu machen. Du lehrst sie medisiren; übst sie im Spotten, reizest ihren Muthwillen und gewöhnst ihr jenes heillose Gelächter an, vor dem kein Kronprinz sicher ist und die glänzendsten Notabilitäten erblassen. So ist Ida dir nicht gefährlich. Man stellt Vergleichungen an, welche nur zu deinem Vortheile ausfallen. Du bleibst die milde Fee Morgenroth, während sie die boshafte Fanferluche ist, und so ist das liebe Kind in aller Unschuld und Jugendschönheit nur die Folie für den Glanz und Schimmer ihrer koketten Mutter."

Die Räthin lachte immer fort und der Commerzienrath fragte empfindlich: „Warum lachen Sie Madame? Sie haben doch sonst für jedermann ein gütiges mildes Lächeln; warum bin ich der Einzige, den Sie so boshaft verlachen?"

„Berechnen Sie das, mein Herr! Sie können ja rechnen. Das Lächeln verhält sich zum Lachen, wie ein Narr sich verhält zu einem Ehemann. Oder, um mit Shakespeare zu reden, die Narren verhalten sich zu den Ehemännern, wie die Sardellen zu den Heringen. Letztere sind allemal größer. Shakespeare hat mir aus der Seele gesprochen, auch mein Mann ist ein kolossaler Hering."

„Ja! denn er hat die kolossale Thorheit begangen, Sie Madame zu heirathen.“

„O, mein Herr! das war keine Thorheit, sondern ein sehr gutes Geschäft, was Ihnen vieles Geld einbrachte. Sehen Sie nur in Ihren Büchern nach.“

„Madame! Es ist ein Unterschied zwischen meinen Büchern und meinem Herzen.“

„Den habe ich stets gemacht, mein Herr. In Ihren Büchern stehen bedeutende Geschäfte; in Ihrem Herzen höchst unbedeutende, die nicht der Rede werth sind. — Gute Nacht.“ —

Die Räthin ging und warf die Thür heftig zu. Der Commerzienrath seufzte:

„Vor zwanzig Jahren, als sie noch lachte, war sie ein Engel zu Hause und in Gesellschaft. Seitdem sie aber lächelt, lächelt sie nur, wenn sie Toilette gemacht hat, und ist im Negligée nicht wieder zu erkennen.“

Der Commerzienrath hatte seine Morgentoilette vollendet. Er besah sich im Spiegel und unterwarf sich der Musterung seines zuverlässigen Kammerdieners, der mit gewandter Bürste die letzten Spuren der Fäserchen und Stäubchen von seinem Morgenanzug

tilgte und dann mit dienstergebener Zuversicht erklärte: „Herr Commerzienrath, Sie sind nun fertig.“

„Johann!“ gebot der Commerzienrath, „sieh dich einmal im Zimmer um, ob alles hier in Ordnung ist.“

„Alles in bester Ordnung, Herr Commerzienrath.“

„Johann! sieh dich noch einmal um. Vielleicht ist doch noch Einiges nicht wie es sein sollte.“

„Das ich nicht wüßte, Herr Commerzienrath.“

„Nun so gehe und rufe meine Tochter.“

Der Commerzienrath wollte ernsthaft mit Ida reden. Vorsichtiger Weise hatte er daher sein Cabinet ordnen und säubern lassen, um ihrem Witz und ihrer Lachlust keine Nahrung zu geben.

Bald ließ sich ein frisches Silberstimmchen vernehmen und trällerte leicht und sauber eine glänzende Roulade aus der Undine hin. Geräuschlos öffnete sich die Thür und Ida, strahlend von Jugendlust und Frische, stand mitten im Zimmer, blickte lächelnd umher und fragte:

„Giebt es Elfen hier im Hause, die Nachts alles putzen und klären? Väterchen! Wie rein und blank ist es hier. Zerkaust du keine Federn mehr, wenn du verwickelte Unternehmungen durchdenkst? Laufen die kühnsten Combinationen dir jetzt ohne Tintenkleckse ab? Wenn es so einladend aussieht in dem geheimen

Cabinet eines Commerzienrathes, so könnte ich armes unwissendes Mädchen fast auch auf den Gedanken gerathen, an dieses sauber gebohnte Pult zu treten, eine neugeschnittene Feder zu ergreifen, um auf feines Velin eine glänzende Handelsspeculation zu entwerfen! Darf ich, lieb' Väterchen?"

"Ida!" begann der Commerzienrath mit Würde. "Ich habe ernsthaft mit dir zu reden."

Aber Ida deutete mit dem Elfenbeinfingerchen nach dem Bücherrepositorium, wo eine kleine Spinne ihr zerstörtes Netz wieder herzustellen bemüht war und die Fäden an den Prachtband einer Foliobibel befestigte.

"Ist das nun Instinct von der Spinne?" fragte sie. "Fühlt sie sich am sichersten auf der Bibel meines Vaters? Oder schämt sich die Bibel hier unter lauter Handelspolitik zu stehen und hat die gefällige Spinne gebeten, ihr einen Schleier umzuwerfen? — Aber auswendig Spinngewebe und inwendig Moral, das gefällt mir nicht. Auswendig Moral und inwendig Spinngewebe, oder noch was Aergeres, so giebt es wenigstens eine Kanzelrede. Lieb' Väterchen! Wenn eine fromme Fliege nach der Bibel geht, und die häßliche Spinne fängt sie in ihrem Netze, umgarnt sie und saugt sie aus:

wäre das nicht eine fatale Anspielung auf die Geistlichkeit."

„Nicht übel!" meinte der Commerzienrath. „Dergleichen freisinnige Bemerkungen solltest du in den Salons machen."

„Da giebt es weder Bibeln noch Spinngewebe."

„Es wäre besser als mit hochstehenden Personen dein Spiel zu treiben."

„Lieb' Väterchen! Wie lange ist es her, da spielte ich noch mit Puppen. Hochstehende Personen sind freilich keine Puppen. Allein ich bin nicht schwierig, ich nehme vorlieb mit dem, was ich finde."

„Zur Sache endlich, setze dich."

Der Commerzienrath ließ sich auf einen Armstuhl nieder und Ida kniete vor ihn hin, stützte das Köpfchen mit beiden Ellenbogen auf seinen Schooß und schaute ihn mit ihren blauen Augen groß und klar an.

„Meine Tochter," begann er. „Ich mache eines der ersten Häuser der Residenz. Alles Auserwählte und Auserlesene stellt sich bei mir ein. Der Rittmeister, Graf von Rosenlaub, Seine Herrlichkeit, Lord Middelfort, der Doctor Zänker, der Pastor Trauthold."

Ida sperrte ihr Purpurmündchen auf, so weit sie konnte, und zeigte ihrem Vater den rosenrothen Gaum, mit gleichgeformten Perlenzähnen eingefaßt,

daß der Commerzienrath vor lauter Sympathie mitgähnen mußte. „U—ah, mein Püppchen!“ rief er, du bist doch immer noch sehr unartig. Du gähnst deinem Vater ins Gesicht, und hältst nicht einmal die Hand vor!“

„Lieb Väterchen! das kann einer verheiratheten Frau begegnen, die doch nur einen Mann hat, und ich armes Mädchen habe vier langweilige Anbeter.

„Findest du sie so langweilig?“

„Als ich noch mit Puppen spielen durfte, mußten meine Puppen alle, in einer Viertelstunde: sich ankleiden, frühstücken, zu Mittag speisen, Kaffee trinken, ausfahren, zu Abend essen, zu Bette gehen und wieder aufstehen; und dazu braucht ein langweiliger Mann volle vierundzwanzig Stunden. Hätten meine Puppen sich so viele Zeit gelassen, ich hätte geweint vor Verdruß und Langeweile. Und wie niedlich waren meine Puppen, welche allerliebste Gesichterchen hatten sie. Darauf hielt ich sehr. Keine meiner Puppen durfte sich unterstehen, auszusehen wie ein großes Talent, oder wie ein berühmter Gelehrter. Mißfiel mir ihr Gesicht, so riß ich es ihr ab und kaufte ihr ein neues. Aber die großen und berühmten Männer, die vornehmen und eleganten Herren gehen ihr ganzes Leben lang mit einem und demselben

unglücklichen Gesichte herum. — Ist darin Sinn und Menschenverstand? — Meine Puppen trugen nicht alle Frack und Glacé-Handschuhe; ich kleidete sie in alle möglichen Farben, und erfand ihnen besondere Moden mit Gold und Silber, Schmelz und Flitter, Buntheit, Pracht und Zierath —"

„Immer nur Puppen und Puppen. Du denkst wohl an gar nichts Anderes?" unterbrach sie der Commerzienrath.

„O ja! manchmal denke ich auch zu heirathen. Ja, einmal sogar träumte mir: ich hätte einen Mann!"

„So! das ist mir lieb! Und wer war dieser Mann? Sei aufrichtig, entdecke mir Alles!"

„Es war ein wunderschöner junger Prinz. Nein! ein blutjunger König. — Er gab die Parole, vertheilte die Orden, ließ Paraden und Manoeuvres machen; kurz, er war für das Nützliche und ich für das Angenehme; denn ich bestellte die Feste, Schauspiele und Moden, und so lebten wir glücklich und machten unser Land und unsere Unterthanen ebenfalls glücklich."

„Kannst du denn gar nicht ernsthaft sein?"

„Ei freilich, lieb' Väterchen! Nicht wahr, du hast nur mein Glück vor Augen und deshalb soll ich heirathen."

„Gewiß, mein Engel, ich habe nur dein Glück vor Augen.“

„Allein ich bin glücklich; was brauche ich also zu heirathen? Indessen weiß ich nicht, was mir bevorsteht, und sollte ich einmal ein Unglück haben, so bleibt mir immer noch das Heirathen übrig, um wieder glücklich zu sein. Denn nicht wahr, lieb' Väterchen, wenn man heirathet, wird man glücklich.“

Der Commerzienrath seufzte: „Ja, mein Püppchen! Allein man muß sehr vorsichtig zur Wahl schreiten!“

„Ob ich vorsichtig wählen werde, lieb' Väterchen. Ich habe mir Alles genau überlegt. Auf Reichthum sehe ich gar nicht, denn, nicht wahr, Geld genug kann ich von dir bekommen?“

„Es wäre Undank wider mein Geschick, wenn ich läugnen wollte, daß ich mit Glücksgütern reichlich gesegnet bin. Jedoch unermeßlicher Reichthum verbunden mit dem höchsten Adel, wie etwa Lord Middelfort; oder ein ansehnliches Vermögen, gepaart mit einem hochgefeierten Namen, wie etwa Doctor Zänker, sind niemals ganz zu übersehen.“

„Lieb' Väterchen! Eigentlich wollte ich einen schönen jungen Mann.“

„Etwa wie Graf Rosenlaub?“

„Im Grunde aber wünscht das jedes Mädchen, und ich muß was Apartes haben, darum will ich nicht auf das Aeußere sehen, und verlange nur ein gutes Herz."

„Brav, mein Töchterlein, komm', dafür muß ich dich küssen. — Was meinst du also zu dem jungen Pastor Trautholb? Wer hätte wohl ein besseres Herz als dieser gottgefällige Jüngling?"

„Wenn man das nur gewiß wüßte, lieb' Väterchen. Denn wie erkennt man ein gutes Herz? Auf dem Probierstein, durch die Loupe oder auf der Goldwage? Man kann doch nicht die Katze im Sacke kaufen?"

„Mädchen, du sprichst ja wie ein Buch."

„Das habe ich auch aus Büchern. Jean Paul sagt: Das beste Herz kann am leichtesten verderben. Gesetzt nun, ich kaufe die Katze im Sacke und habe Glück: ich bekomme das beste Herz. Was fange ich an, damit es mir nicht verdirbt? Lege ich es feucht oder trocken, kalt oder warm? Darüber habe ich in Büchern nichts gefunden und kann mich also auf ein gutes Herz auch nicht einlassen."

„Es ist dir also gleichgültig, ob dein Zukünftiger schön oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm, guten oder bösen Herzens ist?"

„Das ist mir Alles eins, wenn er nur meinem Ideale entspricht.“

„Also ein Ideal hast du?“

„Ach, lieb' Väterchen, und was für eins! Als ich es es zum ersten Mal erblickte, war ich hin!“ —

„Und wo erblicktest du es?“

„Im Schlafzimmer meiner Mutter.“

„Du sprichst wieder sehr unüberlegt, mein Kind. Im Schlafzimmer deiner Mutter wirst du keinen andern Mann erblicken als mich.“

„Wir reden ja nicht von Männern, sondern von Idealen.“

„Ist denn dein Ideal kein Mann?“

„Nein!“

„Was denn?“

„Ein Chinese. Sein Name ist Lin-Yang.“

„Ida, du machst mich ungeduldig.“

„Er sitzt mit gekreuzten Beinen auf der Console meiner Mutter mitten unter den Nippes und blanken Porcellan-Figuren, auf einem sechseckigen, sechsstöckigen chinesischen Thurm mit sechs Dächern über einander, die an allen sechs mal sechs Ecken Silberglöckchen haben, in denen leider keine Zunge ist, daß sie klingen können. Sein Haar ist glatt in die Höhe gestrichen und bildet mitten auf dem Schädel einen

Zopf von unbeschreiblicher Kraft und Herrlichkeit. Die Augen stehen beträchtlich schräg, allein das ist pikant, und er lacht mit breitem Munde, der nur deshalb nicht von einem Ohr zum andern reicht, weil die Ohren glücklicherweise sehr hoch am Kopfe sitzen. Stößt man ihn vor den Kopf, was eben auch nicht jedes Ideal sich bieten läßt, so nickt und lacht er echt=chinesisch=blank und heiter: Ja! ja! ja! ja! — Wären alle Männer wie er, so wären alle Frauen glücklich, und sollte ich einmal ein Unglück haben, so nehme ich mir solch einen Mann."

„Geh nur, du Affe!" rief der Commerzienrath. „Mit Dir ist doch nichts anzufangen." — Und Ida ließ sich das nicht zweimal sagen, sie huschte zur Thür hinaus. Kopfschüttelnd lächelte der Commerzienrath. „Immer nur Puppen und Puppen. In ihrem Köpfchen wird die ganze Welt zu einem Marionetten=Theater."

Ida wollte in ihr Zimmer zurück, als Oskar, beide Hände voll Zeitungen und Briefe, über den Corridor kam.

„Oskar!" rief sie, „ich gehe mit Mutter zum Morgenball. Willst du mir ein Bouquet besorgen?"

„Gott schütze dich!“ sprach Oskar ernst und feierlich, „und entferne von dir, was den Frieden deiner holden Seele trüben kann.“

„Was fehlt dir? du bist so ernst? — Das kleidet dich nicht. Gieb her die Papiere.“

„Um Gottes willen, das ist die französische Post.“

„Bitte, bitte, lieber Oskar, du sollst mir einen Gefallen thun.“

„In diesem Augenblick? Unmöglich!“

Aber sie schmeichelte und bat, bis er die Papiere ablegte. Dann gebot sie: „Knie nieder!“

„Ida!“

„Bitte, bitte, lieber Oskar! Ich will dich zu meinem Ritter weihen.“ — Und sie ließ nicht ab, bis er sich von Neuem fügte.

„Auf beide Kniee!“ verlangte sie, „und nun lache und ziehe den Mund so breit du kannst.“

„Wie? Ich soll Gesichter schneiden?“

„Es gehört zu den Huldigungen, die ich von meinem Ritter fordere. — Jetzt berühre ich deine Stirne und frage dich: Willst du mein Ritter sein? Dann nickst du so mit dem Kopfe: Ja! ja! ja! ja! wie Mama ihre Pagode. Sie heißt Lin-Yang. Diesen Namen habe ich ihr gegeben.“

„Zur Pagode willst du mich machen?“

„Bitte, bitte, lieber bester Oskar! Also: Willst du mein Ritter sein?"

Oskar widerstand nicht länger. Er nickte: „Ja! ja! ja!" — Sie lachte hell auf und schlug freudig die niedlichen Hände zusammen.

In diesem Augenblick erschien die Räthin. Ida ward feuerroth, Oskar sprang empor.

„Was sind das für Narrenstreiche!" rief jene entrüstet. „Oskar, haben Sie nichts besseres zu thun, als mit diesem erwachsenen Kinde Pagode zu spielen?"

„Die Schuld ist mein," klagte Ida halb weinend halb lachend. „Ich wollte einmal sehen, wie er sich als Pagode ausnimmt!"

„Meine Zeitungen, meine Briefe!" rief Oskar bestürzt. Ida gab sie ihm zurück.

„Was sind das für Zeitungen und Briefe?" fragte die Räthin.

„Die französische Post."

„Gehören die hier her?"

„Nachrichten wie diese kommen immer zu früh," sprach Oskar und ging.

„Kommen immer zu früh?" wiederholte die Räthin, welche diese Worte und die Eile, mit welcher er sich entfernte, übel deutete. „Was will er damit sagen?

So wagt er mich abzufertigen? — Ich will doch sehen, ob man mir so begegnen darf!"

Zornig eilte sie ihm nach.

Der Commerzienrath durchlief die Briefe einen nach dem andern, ward immer unruhiger und bläßer und reichte sie seinem Neffen.

Zeitungen und Briefe meldeten die ersten Unruhen in Paris.

Die Räthin verlor die Geduld. — „Werde ich endlich Gehör finden?"

„Liebes Kind, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

„Aber ich habe nicht Lust, mir die Ungezogenheiten deines Neffen gefallen zu lassen!"

„Ungezogenheiten?" fragte Oskar. „Liebe Tante! Ich bin mir nicht bewußt irgend etwas gethan oder gesagt zu haben, was Sie beleidigen könnte."

„Wenn man Zeit hat mit meiner Tochter Pagode zu spielen, so braucht man nicht mit einer kurzen, schnöden Antwort mir den Rücken zu wenden."

„Laß meinen Neffen heute ungeschoren, liebe Frau, denn ich brauche ihn."

„Aber ich will Genugthuung haben."

„Mein Schatz, dies ist mein Cabinet und ich habe Geschäfte.“

„Du weisest mir die Thür?“

„Jeder thue das Seine. Laß mir meine Sorgen und Geschäfte, und gehe du auf deinen Morgenball. Schmücke dich, belade dich mit all deinen Diamanten, sei schöner und liebenswürdiger als je; verrücke allen Männern die Köpfe; mache alle Frauen bersten vor Neid und sage Ida, sie möge ausgelassen und muthwillig sein, was das Zeug halten will, und aller Welt ins Angesicht lachen. — Zeig, daß solider Reichthum den Zeitenstürmen und Länderumwälzungen Trotz bietet! Eine fürchterliche Krise steht bevor.“

Eben dachte Ida: „Wie reizbar und übler Laune ist Mama doch alle Morgen, und wenn sie Toilette gemacht hat, ist sie die Liebe und Güte selbst. Sonderbar! Sie ist die zärtlichste und beste Mutter, so lange sie im Putze ist, und kaum hat sie sich ausgezogen, so fällt sie in die alte böse Laune zurück.“

Darüber mußte sie schon wieder herzlich lachen, als die Räthin aus dem Cabinet ihres Mannes

zurückkehrte, um an Ida ihren Zorn zu fühlen, den sie an Oskar heute nicht auslassen durfte.

„Du lachst schon wieder, dummes, albernes Geschöpf. Ich muß dir wieder eine Gouvernante halten, damit du mir nicht ganz und gar verwilderst. Komm! Folge mir in meine Zimmer. Ich werde dich nicht mehr aus den Augen lassen."

Ida mußte der zürnenden Mutter folgen und die Räthin trat vor ihre Psyche.

„Herr Gott!" rief sie. „Wie sehe ich aus, und ich will zum Morgenball. Ich werde heute eine herrliche Figur spielen. Das sind die Freuden, die mir meine einzige Tochter macht. Und mein sauberer Herr Neffe — denkst du, ich weiß nicht, wie ihr mit einander steht? Er taugt nicht mehr in diesem Hause. Heute braucht ihn der Vater noch, morgen muß er fort."

Ida fing an zu weinen: „Liebe Mutter, ich allein habe alle Schuld."

„Sie weint schon wieder, die Närrin!"

„Ich werde Papa Alles sagen."

„Ich habe gesagt, morgen muß er fort. Ich habe es gesagt. Hast du verstanden?"

„O mein Gott," dachte Ida; „so schlimm war Mama noch niemals."

Die Räthin hatte sich an ihren Toilettentisch gesetzt. „Wie sehe ich aus," seufzte sie. „Vor Aerger werde ich noch die Gelbsucht bekommen." Von neuem wandte sie sich wüthend zu ihrer Tochter. — „Setze dich mir gegenüber, und lache nicht, weine nicht, rühre kein Glied, verzieh keine Miene, oder — du kömmst nicht mit auf den Ball. Du bist zu ungezogen, du taugst nicht für Gesellschaften."

Ida gehorchte und schwieg, um ihre Mutter nicht noch mehr aufzubringen.

Die Räthin klingelte, die Kammerjungfer erschien und die Toilette nahm ihren Anfang.

Wirklich war die Räthin Morgens stets übler Laune und sah auffallend gelb und bleich aus. Das Alles schwand aber, so wie sie die Toilette gemacht hatte, und wieder frisch und blühend war, wie ein junges Mädchen.

Zwar legte sie weder weiß noch roth auf, und trug weder falsches Haar noch künstliche Zähne. Zu solchen gemeinen Künsten brauchte die schöne Frau noch keine Zuflucht zu nehmen. Aber dennoch herrschte ein Geheimniß in ihrer Toilette, ein tiefversteckteß, unergründliches Geheimniß, dem selbst Mariane, die

vielerfahrene Kammerjungfer, nicht auf die Spur kommen konnte.

Doch heute wohnte Ida der Toilette bei. — Anfangs saß sie still ihrer Mutter gegenüber, hatte Thränen in den Augen und wagte nicht, sie abzutrocknen. — „Gott wird nicht wollen," tröstete sie sich, „daß Oskar seine Stelle verliert. Was sollte aus ihm werden? und ich wäre Schuld an seinem Unglück. Aus reiner Gefälligkeit hat er Pagode mit mir gespielt. Wer von meinen Anbetern hätte sich dazu hergegeben? Etwa der langnasige Rittmeister, oder der rothköpfige Mylord, oder der dickbäuchige Doctor Zänker, oder der schieläugige Pastor Trautbold." — Und ihre stets rege Einbildungskraft zauberte ihr mit einem Male alle vier Anbeter vor Augen. Sie lagen auf beiden Knieen, hatten den Mund so breit wie möglich zum Lachen verzogen und nickten mit den Köpfen, was sie konnten.

Ida mußte sich gestehen, daß Lord Middelfort und Doctor Zänker ihre Sache gar nicht übel machten, weit besser als Oskar, der für einen Chinesen viel zu schlank und edel geformt war. Der schöne Rittmeister hingegen leistete als Pagode so gut wie gar nichts. Sein Lachen hatte keine Art. Wie breit er auch den Mund zog, die Nase blieb immer die

Hauptsache in seinem martialischen Gesichte, und wie eifrig er auch nickte, es schien doch nur, als wolle er seine Nase hoch tragen, die aber zu schwer war und immer wieder herunterfiel. Der Pastor endlich war als Pagode vollends abscheulich. Je breiter er den Mund zog, desto frecher ward sein scheinheiliges Lächeln, und wenn er nickte, schienen seine frömmelnden Blicke dem Himmel zuzuwinken: „O du lieber grundgütiger Himmel, wir kennen uns ja längst: du bist der liebe Herrgott und ich bin der Pastor Trautholb."

Darüber vergaß sich Ida und lachte hell auf. Die Räthin fragte in schneidendem Tone:

„Nicht einmal unter meinen Augen menagirst du dich, und in Gegenwart meiner Kammerjungfer muß ich dir Verweise geben?"

Um nicht wieder in denselben Fehler zu verfallen, beschloß Ida, ihren Geist nur auf Außendinge zu richten. Auch nahm die Toilette ihrer Mutter bald eine Wendung, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Haut, und wissen derselben Glanz und Frische zu verleihen, je nachdem sie bei Tageslicht, bei Kerzenschimmer oder Gasbeleuchtung sich

zeigen. Die Räthin wollte zum Morgenballe, das heißt, bei Tageslicht wollte sie in feenhaftem Ballstaate glänzen; und für eine Frau von vierzig Jahren ist dies eine der schwierigsten Toiletten.

Auf ihrem Putztische standen allerlei Flacons, Dosen, Kästchen, Gefäße, Schächtelchen und Vasen mit Wassern, Essenzen, Pulvern, Säften, Teigen und Salben, deren Gebrauch, Kräfte, Anwendung und Nutzen nur diejenige kennt, welche sich ihrer bedient. Denn was der Einen fruchtet, schadet der Anderen; eine Dosis, die hier schon alles thut, wirkt dort noch gar nichts, und was Diese gebraucht, Jene meidet; wie sie es anwendet und wie es ihr bekömmt, verräth keine der Andern, denn wer möchte wohl sein innerstes Wesen, sein heiliges Selbst preis geben? Auch ist die Kosmetik ja keine Wissenschaft, sondern eine Mystik; sie befördert keine Verstandesklarheit, sondern Gefühlsverwirrung, wo nicht gar leidenschaftliche Verirrung.

Unter den vielen Gefäßen auf dem Putztische der Räthin würde wohl niemand so leicht auf eine unscheinbare Phiole von blauem Glase geachtet haben, welche weiter nichts enthielt, als einen zähen, dunkelblauen Saft. Die Räthin bediente sich dieser Phiole, um von Zeit zu Zeit einen äußerst kleinen Tropfen

auf Zucker fallen zu lassen und ihn zum Munde zu führen.

Auch das hat nichts Auffälliges. Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Haut und ihre Kleider, sondern auch ihren Athem.

Nur die Vorsicht, mit welcher die Räthin das äußerst geringe Quantum auf Zucker abmaß, bewog Ida zu der Frage:

„Was ist in dem Fläschchen, Mama?“

Doch kaum waren ihr diese Worte entschlüpft, als sie auch schon mit Schrecken sich erinnerte, daß sie ja stillsitzen und schweigen solle. Zu ihrem Erstaunen aber drohte die Räthin dieses Mal nur mit dem Finger und sprach fast schon im Salonton:

„Liebes Kind! Eine Dame, welche dir erlaubt ihrer Toilette beizuwohnen, erweist dir großes Vertrauen. Aufmerksamkeit zu verrathen, wäre schon unzart. Eine Frage aber: „Was ist das? wozu dient es? wie gebrauchen Sie es?“ ist vollends unpassend und unbescheiden. — Merke dir das ein für allemal.“

„O Himmel!“ dachte Ida. „Mama ist schon wieder hold und gütig. Am Ende hat das Fläschchen Schuld.“

Die Räthin sprach der Phiole noch öfter und

mit immer größerer Vorsicht zu, und mit ihrem Aeußeren begab sich dieselbe vortheilhafte Umwandlung. Sie verschönte sich mit jedem Augenblick. Mit jeder Locke, welche Mariane fallen ließ, gewann sie einen neuen Reiz, mit jedem Schmuckstück, welches sie anlegte, erfrischte ein hellerer Glanz ihre weiße Haut. Schon fingen ihre blauen Augen an in sanftem Feuer zu schmachten, die Lippen wurden wieder feucht und brennend und nahmen das schmelzende, bezaubernde Lächeln an.

Staunend sah Ida dieser reizenden Verwandlung zu, wie sie allmählich vor ihren Augen sich begab, und die Räthin zürnte keinesweges über ihre kindliche Verwunderung. Dann und wann sogar wandte sie die blitzenden Augen von dem Spiegel und warf dem lieben Töchterlein freundliche und zufriedene Blicke zu.

Die Toilette war vollendet. Die Räthin erhob sich, trat vor die Psyche und triumphirte. Der Aerger hatte nicht geschadet, nur aufgeregt hatte er. Sie war heute schöner als je.

„Mariane!" gebot sie. „Laß hier Alles stehen und liegen und hilf dem Fräulein. Nun, Mademoiselle, machen Sie fort, ich gebe Ihnen höchstens zehn Minuten Zeit."

„Ach, Mama!“ seufzte Ida, ohne sich vom Stuhl zu rühren. „Ich kann keine Verzeihung annehmen, wenn ein Unschuldiger statt meiner büßen soll. Was hat dir Oskar zu Leide gethan? Laß Alles vergessen und vergeben sein und ich will nie wieder laut lachen, sondern immer nur lächeln, so wie du; ich will nicht mehr alles ausplaudern, was mir in den Sinn kömmt, sondern Jedermann sagen, was er hören will und gerne hört. Mit einem Worte, ich will comme il faut sein, wie du, aber du darfst Oskar nicht länger zürnen.“

„Wirst du aber auch Wort halten?“

„Hier auf der Stelle.“

„Wie willst du das anfangen?“

„Gerade so wie du es anfängst.“

„Und wie fange ich es an?“

„So!“ sprach Ida, sprang vom Stuhle auf, eilte an den Putztisch und leerte im Nu die blaue Phiole.

Die Räthin stieß einen Schrei aus. — „Unglückliches Kind! du hast dich vergiftet!“ —

Zitternd eilte sie zur Klingel und schellte aus Leibeskräften.

„Mariane — den Wagen! — Augenblicklich zum Doctor. — Tummle dich!“ —

In der blauen Phiole war Opium-Extract. — Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, ihre Haut und ihren Athem. Sie parfümiren auch ihren Geist, sie parfümiren ihr ganzes Nervensystem.

Ida hatte schon die Besinnung verloren. Mit geschlossenen Augen lag sie auf dem Sopha, nur die Lippen waren noch geröthet und ein leises Lächeln spielte um den niedlichen Mund. Man konnte die jugendlich-zarte, regelmäßig-schöne Hülle nicht ohne Rührung betrachten. Es war, als könne selbst der unerbittliche Tod das reizende Lächeln ihr nicht rauben.

Der Commerzienrath wehklagte und weinte laut, das Hausgesinde umgab händeringend den Sopha und die Räthin kniete schuldbewußt mit verhülltem Antlitz zu den Füßen ihrer Tochter.

Endlich kam der Doctor. — Berühmte Aerzte sind nicht höflich.

„Was ist das für ein Lärm in einer Krankenstube?" rief er gleich bei seinem Eintritt. — „Ich bin jetzt da. Hinaus mit jedem, der nicht hierher gehört."

Das Hausgesinde mußte sich entfernen.

Der Doctor nahte dem Sopha, stellte eine lange und genaue Prüfung an und sagte dann:

„Dies ist ein durch künstliche Mittel erzeugter Sopor. Wie kommt Ihre Tochter zu Opium?“

„Zu Opium? fragte der Commerzienrath.

„Ja!“ versetzte der Arzt. „Ein Vergiftungs-Versuch mittelst Opium.“

„Meine Tochter vergiftet!“ rief der Commerzienrath außer sich.

„Das habe ich nicht gesagt. Man stirbt nicht gleich, wenn man an Opium riecht. Für dieses Mal war die Dosis nicht stark genug. Doch könnte der Versuch wiederholt werden und schlimmer ablaufen. Wer brachte Ihrer Tochter Opium?“

„Doctor! Sie bringen mich um den Verstand.“

Aber die Räthin erhob sich. Sie hatte vernommen, daß Rettung möglich sei, und ihr Gewissen konnte mit ihrer Toilette versöhnt werden. Sie hatte jetzt nur noch eine Sorge: um jeden Preis ihr Geheimniß zu schützen.

„Doctor!“ sprach sie. „Denken wir für's Erste nur an die Herstellung unserer Patientin. Alles andere ist Nebensache.“

„Für ihr Leben stehe ich ein! und bösen Folgen wollen wir vorbeugen.“

Eben war Oskar von der Börse heimgekehrt, wo unglaubliche Aufregung und Bestürzung herrschte. Neue Nachrichten aus Paris meldeten den Wiederausbruch eines Bürgerkrieges, wilder und schrecklicher als je zuvor. Ganz Paris, hieß es, sei dermaßen verbarricadirt, daß ein Heer von dreimalhunderttausend Mann in einem achttägigen Kampfe auf Leben und Tod es nicht wieder einnehmen könne, und auf allen Barricaden wehe die rothe Fahne der Schreckenszeit. — Er eilte ins Zimmer, seinem Oheim Bericht abzustatten. Vor Ida's Krankenlager blieb er todtenbleich stehen und sank bewußtlos zusammen.

„Auch du, Oskar!“ klagte sein Oheim. „Verläßt auch du mich in dieser verhängnißvollen Zeit?“

Der Arzt fühlte seinen Puls und sprach bedenklich: „Dieser Sopor und diese Status apoplecticus dürften einen geheimen sympathischen Zusammenhang haben.“

„Wohin denken Sie, Doctor!“ rief der Commerzienrath. „Sie ist noch völlig Kind, was nur an Puppen denkt und übrigens ist sie unsere einzige Tochter.“

Zweites Buch.

Mädchen-Träume.

Die Augen fest geschlossen, lag Ida auf dem Sopha, doch wußte sie, wo sie sich befand. Im Schlafzimmer ihrer Mutter. Vor ihr stand die Console voller Nippes und bunter Porcellan-Figuren, welche Lin-Yang auf seiner sechseckigen sechsstöckigen Pagode weit überragte. Alles prangte hell und heiter und glänzte wie neu. Zumal Lin-Yang lachte und nickte freundlicher als je, und in all den Glocken an den sechs mal sechs Ecken der Pagode waren heute Zungen und sie klangen und machten ein allerliebstes Glockenspiel.

Mit einem Male erhob sich Lin-Yang von seinem Polster, richtete sich gerade empor, sprang von der Pagode, rannte zwischen die Nippes und Porcellan-

Figuren hindurch und kletterte an den Säulen der Console zu Boden nieder. Er war überaus lustig und vergnügt, lachte und freute sich, tanzte und stimmte trällernd in die Musik der Silberglöckchen ein. Ida sah mit Freuden seinen allerliebsten Sprüngen zu. — „Ach, Lin-Yang:“ rief sie entzückt. „Wie glücklich mußt du dich fühlen, solch ein Wunderwerk von Kleinheit und Niedlichkeit zu sein. Ach! wenn ich doch auch so klein und niedlich wäre wie du.“

„In der That!“ entgegnete Lin-Yang selbstgefällig. „Die Menschen sind im Vergleich zur übrigen Schöpfung viel zu groß gerathen. Daher ihre Einbildungen und Anmaßungen, womit sie sich und andere lächerlich und unglücklich machen.“

„Es würde uns alle viel besser kleiden, wenn wir nicht größer wären als Puppen.“

„Man würde nicht immer Heldenthaten vollbringen und weltgeschichtliche Tragödien aufführen wollen.“

„Wir würden uns mit Flitterstaat begnügen und uns nicht mit Kostbarkeiten überladen.“

„Man würde nicht Gewissen und Ehre daran wagen, seinem Nebenmenschen zum Verdruß in Ueppigkeit und Ueberfluß zu schwelgen.“

„Jede Stadt, jedes Schloß, jedes Dorf nimmt sich in der Ferne klein und zierlich aus.“

„Das ist die Poesie der Ferne. Treten Sie näher und alles ist wieder alltäglich."

„Ach, ich mögte einmal die ganze Welt von Ferne sehen. Welch ein Vergnügen, die große weite Welt klein zierlich und allerliebst zu finden."

„Wenn Sie keine andere Wünsche hegen, Fräulein, so bin ich im Stande, Ihnen zu dienen." — Er deutete auf das offene Fenster. — „Befehlen Sie, daß ich einen Luftballon anspanne? — Wir wollen hoch, recht hoch fahren, damit Sie die ganze Welt von Ferne sehen!"

„Ach Lin-Yang! Wenn du das vermagst, so will ich dir ewig dankbar sein."

Lin-Yang eilte an's Fenster, erstieg die Brüstungen, welche voll Blumen und blühender Gewächse standen, erkletterte die Stämme und pflückte große Blätter, aus welche er einen prächtigbunten Luftballon bildete. Dann brach er Zweige ab und verflocht sie zu einer zierlichen Gondel, erhaschte zwei große herrlich schillernde Schmetterlinge, welche vor den Fenstern im Sonnenschein gaukelten und schirrte sie mit Goldfäden davor.

Alles war fertig. Lin-Yang ergriff die Zügel und stieg auf. — „Nun Fräulein! Ist's gefällig?"

„Ach Lin-Yang! wird mich dies zarte Geflechte auch tragen?“

„Warum nicht? Sie haben ja von dem braunen Safte genossen.“

„Macht der so leicht?“

„Unglaublich!“

Er half ihr einsteigen; die Schmetterlinge zogen an, und der Ballon schwebte zu den offenen Fenstern hinaus. —

In der schwankenden Gondel, in der blauen Luft, in dem heiteren Sonnenschein fühlte Ida sich so wohl, daß sie mit Thränen des Dankes sprach: „Lin-Yang, ich habe dich stets lieb gehabt und von jeher hat mir geahnet, daß du mir einst eine große Freude bereiten würdest.“ —

Der Ballon schwebte weit über die Dächer hinweg und Ida überschaute die Stadt und die Umgebung bis zu den waldigen Bergeshöhen. Auf allen Straßen wogte es von bunten Spaziergängern, überall kreuzten sich stattliche Wagen und glänzende Reiter und immer höher hob sich der Ballon; der Horizont erweiterte sich; hinter den Bergen tauchten neue Fluren auf mit prangenden Gärten und lieblichen Schlössern; die Flüsse setzten sich fort, und glitten liebäugelnd mit der Sonne, und die Ufer wiederspiegelnd, unter

zierlichen Brücken hindurch. Sie umspülten herrlich grüne Inseln und auf ihren blinkenden Wogen schaukelten sie buntbewimpelte Kähne mit fröhlichen Gesellschaften. Und die Luft war so blau, die Sonne schien so goldig und alles prangte, wimmelte und wogte immer bunter und lustiger durcheinander.

„Wie herrlich ist es hier oben!“ rief Ida. „Die Kirchen und Paläste erscheinen hier wie blanke Puppen- oder Kartenhäuser, und die Menschen, wie sie lustwandeln oder fahren, sind nicht größer als Däumlinge. Welch eine Menge schöner Schlösser und Gärten giebt es doch auf Erden, und wie hübsch terrassenförmig erhebt sich dieses Gemisch von allen möglichen Bauarten, Stilen und Geschmacken, bis in die blaue Luft.“

„O, schauen Sie nur hinauf in die blaue Luft!“ versetzte Lin-Yang. „Da giebt es erst recht viele seltsame und wunderbare Schlösser in ganz absonderlichem Stil und Geschmack.“

Ida schaute empor und jauchzte vor Lust und Wonne. Der ganze Himmel war voll Zauberschlösser und Feenpaläste.

„Ja!“ meinte Lin-Yang. „Da oben wird weit mehr gebaut, als unten, und diese Bauart oder Bausucht dort ist erst recht toll und närrisch.“

Ein Schlößchen war das herrlichste von allen und Lin-Yang kutschirte gerade darauf zu.

„Wem mag dies allerliebste Schlößchen gehören?“ fragte Ida.

Lin-Yang fing herzlich an zu lachen. „Wie, Fräulein, das fragen Sie?“

„Es kommt mir so bekannt vor. Mir ist, als hätte ich schon einmal von diesem Schlößchen geträumt.“

Lin-Yang lachte noch lauter. — „Aber, Fräulein, kennen Sie denn Ihr eigenes Luftschloß nicht, welches Sie selber aufgebaut haben?

„Wahrlich! wahrlich! mein eigenes Luftschloß, woran ich so lange gebaut habe! Es wollte mir niemals so recht gerathen. Bald hatte ich dieses, bald jenes daran zu ändern und was ich heute baute, riß ich morgen wieder ein. Nun! es ist mir nur lieb, daß ich endlich damit zu Stande gekommen bin.“

Sie hielten vor dem Schlosse und Lin-Yang betrachtete mit Verwunderung die herrliche Façade. — „Aber, Fräulein! Fräulein! Wie haben Sie gebaut, das ist ja etwas Ungeheures. Wo fanden Sie nur Zeit, diesen unerhörten Bau zu vollenden?“

„Spotte nicht, Lin-Yang. Sieh, wenn ich mit Mama in Gesellschaft war, so drängte sich Alles zu ihr, und mich ließ man still im Winkel. Was sollte

ich nun anfangen? Ganz müßig bleiben konnte ich doch nicht; da habe ich mir denn dieses Schloß aufgebaut. — Aber lache nicht, oder ich werde böse."

„Nein! ich lache nicht. Ein Luftschloß ist eine gar zu empfindliche Sache. Es trotzt zwar Stürmen und Ungewittern; ein herzliches Gelächter aber stößt es über den Haufen. Ei nun, meine kleine Lachgöttin, Ihnen wird das nicht ganz unbekannt sein!" —

„Ich kann aber auch nicht den geringsten Spott über mein Luftschloß vertragen, nicht das leiseste Zeichen der Geringschätzung, nicht einmal ein vornehmes Achselzucken."

„Ganz recht! So geht es Allen, die sich hier anbauen! Genehmigen Sie daher, mein Fräulein, die Versicherung meiner besonderen Hochachtung; vorausgesetzt, daß die innere Einrichtung dieses Feenpalastes der edlen Pracht des Aeußern entspricht." —

Sie erstiegen die breiten Marmorstufen, wo rechts und links in großen Vasen und bunten Töpfen die auserlesensten Blumen und Gewächse prangten.

Das Vestibul war eine Rotunde, die ihr Licht von Oben durch eine Glaskuppel empfing. Auf schlanken Postamenten standen ringsumher in allen Nischen herrliche Marmorbilder: reizende Nymphen und jugendliche Göttinnen; und ein großer Saal

der Eingangsthür gegenüber hing voll Bilder in prächtigen goldenen Rahmen: Portraits schöner Mädchen und junger Frauen in modernem Putz, deren Licht- und Farbenspiel mit den edlen weißen Alabasterstatuen im Vorsaal einen zauberischen Contrast bildeten.

„In Wahrheit!“ sprach Lin-Yang, „Fräulein haben der Mädchenschönheit und weiblichen Jugend einen reizenden Tempel erbaut und nur ein so rosiges Feenkind wie Sie darf es wagen, unter diesen Alabaster-Idealen und jenen Wundern von Licht und Farbe sich zu zeigen, um noch Figur zu machen.“

Ida antwortete vergnügt: „Es freut mich, Lin-Yang, daß es dir hier gefällt.“

Auch rechts und links vom Eingang führten zwei Flügelthüren in elegante prachtvoll meublirte Gesellschafts-Zimmer.

„Ich sehe hier nur große Räume,“ sprach Lin-Yang. „Sollten Fräulein vielleicht vergessen haben, daß man bisweilen auch schläft, Toilette macht, oder singen, sticken, lesen — kurz, einsam sein will?“

Ida deutete empor nach einer Galerie, welche die Rotunde krönte. — „Meine Einsamkeit ist da oben, vier kleine Gemächer, deren Fensterthüren auf die Terrasse ausgehen.“

„Und die Küche, die Bedienten-Zimmer, die Vorraths-Kammern?"

„Sind im Souterrain. Ich trenne meine Einsamkeit von der Gesellschaft. Aber die Dienerschaft und ihre Verrichtungen verstecke ich."

Da verbeugte sich Lin-Yang mit Hochachtung und sprach: „Der braune Saft thut Wunder. Sie sind jetzt comme il faut, wie Ihre Mutter."

„Nicht wahr, Lin-Yang?" fragte Ida vergnügt, „so glänzend und heiter, wie ich, hat noch Niemand hier gebaut!"

„Das können wir bald erfahren. Sämmtliche hier ansässigen Schloß- und Grundherren werden es sich zur Ehre schätzen, das Fräulein in ihren Schlössern willkommen zu heißen. Soll ich Sie begleiten? Ich weiß in der ganzen Luft Bescheid. Dies ist meine Heimath und hier bin ich geboren."

Sie traten hinaus und Ida überschaute die zahllose Menge stolzer Paläste mit hoch über einander gethürmten Zinnen und Terrassen und mit endlosen Colonnaden. Der Anblick, den sie gewährten, war fast ein schauerlicher. Es schien, als habe der Wahnsinn nicht Raum genug gefunden, mit seiner Unersättlichkeit zu

prahlen, und als habe die Thorheit all ihre Pracht und Glanz aufgeboten, um ihre Buntscheckigkeit zur Schau zu stellen.

Lin-Yang deutete auf ein nahes Schloß und fragte:

„Wie gefällt Ihnen dieses tragische Gebäude?“

„Das Aeußere verspricht wenig.“

„Es ist der hohe Stil der neuen Zeit.“

„Ich finde diesen Stil leichtfertig und unsauber.“

„Journalistenarbeit. Der Erbauer ist ein Held der Presse und der Bewegung. Letztere mag ihm ein wenig sauer ankommen, denn er ist sehr wohlbeleibt und hat einen dicken, dicken Bauch, geschmückt mit einer schweren, goldenen Uhrkette. Das wendet er schon auswendig an seinen Bauch, aber was wendet er erst inwendig daran. Obschon die Noth der arbeitenden Classe und die Kartoffelkrankheit ihm vielen Kummer macht, so ißt er doch mit einer Macht und Ausdauer, als wolle er eine Theurung erregen.“

„Lin-Yang! es ist nicht schön von dir, den Doctor Zänker zu verspotten. Er wirbt um meine Hand und ich könnte auf den Einfall kommen, sie ihm zu reichen, denn er ist ein Mann von echter Farbe und Gesinnung.“

„Von Gesinnung vielleicht. Denn heutigen Tages kann man seine Kenntnisse und Fähigkeiten nicht gemeinnütziger und tugendsamer verbrauchen, als zur Gesinnung. Seine Farbe hingegen scheint mir fast zu rosig. Nach allem Aerger, den ihm Fürsten, Jesuiten, Censur und andere Behörden verursachen, müßte er wenigstens einen Ansatz von Gelbsucht haben."

Ida lachte.

„Fräulein! wollen wir nicht lieber zu Hause bleiben?"

„Warum das?"

„Einem Kinde soll man nicht sein Spielwerk, einem Greise nicht die Krücke rauben, einer Mutter nicht ihr Kind stehlen und einen Narren nicht in seinem Luftschloß verlachen."

„Mach dir keine Sorge, Lin-Yang. Ich habe von dem braunen Saft genossen und bin jetzt comme il faut, wie meine Mutter." — Nach diesen Worten eilte sie leichtfüßig die Treppe hinunter. Lin-Yang wollte ihr folgen, streifte aber aus Ungeschick an einen Lorbeerbaum und knickte ein Reis.

„Ei!" rief er, indem er es vollends abbrach; „der Lorbeer weiß, daß es zum großen Doctor geht und bietet sich von selbst zum Kranze, womit die Königin seiner Gedanken das vielberühmte Haupt ihm

schmücken wird. Nehmen Sie hin, Fräulein, und machen Sie ihn glücklich, den Unsterblichen."

"Nein, Lin-Yang! Das hat seine Schwierigkeiten. Das werde ich ohne Lachen nicht vermögen."

"Aber Sie sind ja nunmehr comme il faut."

"Alles mit Maßen, denn ich habe den großen Doctor schon einmal bekränzt. Es war am ersten Tage unserer Bekanntschaft, bei einem kalten Frühstück. Er hatte mich zu Tische geführt und beschäftigte sich viel mit mir. Er unterhielt mich auf's Angelegentlichste mit der Gesinnungslosigkeit des Jahrhunderts, der deutschen Trägheit, dem überhandnehmenden Pauperismus, und dem Verfall der Throne und Bühnen, daß er Essen und Trinken darüber vergaß. Das Mahl war fast zu Ende, und er hatte noch keinen Bissen genossen. Aber vor dem genialen Mann stand unangeschnitten noch ein gefüllter Eberkopf mit einem Lorbeerkranz um die gestutzten Ohren, und einer Rose im Rüssel. Mit einem Male war das gesinnungslose Jahrhundert, das träge Deutschland, die verfallenen Bühnen und Throne, sammt meiner Wenigkeit vergessen, und der große Doctor fing an das Versäumte nachzuholen. Von dem gefüllten Eberkopf war bald nichts mehr übrig als der Lorbeerkranz, und das verdroß mich! Geht man so mit

Lorbeern um? Den Kopf verzehrt man und verschmäht den Kranz? „War dir der Kopf nicht zu schlecht," dachte ich, „magst du den Kranz auch mitnehmen," und setzte ihm den Kranz auf seinen breiten Schädel. — Die ganze Tischgesellschaft, der schon sein Heißhunger aufgefallen war, brach in ein lautes Gelächter aus, und es waren lauter Leute comme il faut; ja selbst meine Mutter lachte herzlich mit. — Seitdem muß ich immer wieder lachen, so oft der große Mann von seinen Lorbeern spricht, und jedesmal fällt mir dabei der gefüllte Eberkopf wieder ein." —

„Das ist freilich ein Anderes;" meinte Lin-Yang. Doch Ida riß ihm den Lorbeerzweig aus der Hand.

„Nein!" rief sie, „du sollst sehen, was aus mir geworden ist. Du sollst dein blaues Wunder erleben!"

Sie betraten den Palast. — Ein König hielt dort glänzend Hof und bei Ida's Erscheinen rief alles Gesinde: „Die Prinzessin!"

Ida erblickte sich in einem großen Wandspiegel und fand sich mit Perlen und Edelsteinen herrlich geschmückt.

„Ich bin eine Prinzessin!" flüsterte sie vergnügt Lin-Yang zu.

„Und ich der Page, der Ihrer Königlichen Hoheit Schleppe trägt.“ —

Der König und die Königin saßen unter dem Thronbaldachin; rechts und links von ihnen die Großwürdenträger und die Kammerherren, die schönen Hofdamen bildeten einen Halbkreis.

Dem Throne gegenüber, von Häschern umgeben, stand Doctor Zänker in Ketten und mit bloßem Halse, zum Zeichen, daß er hingerichtet werden sollte.

Der König schaute Ida höchst ungnädig an. — „Prinzessin! Ich weiß, was Sie herführt, und werde Ihnen kein Gehör schenken! Sehen Sie den Mann in Ketten dort? Wenn ich dem Genius zürne, darf Mädchenreiz und Jugendschöne keiner Fürbitte sich erdreisten!“

„Nun, Prinzeßchen?“ flüsterte Lin-Yang, „habe ich es nicht gesagt? Dies ist moderner, hoher Stil.“

Der König nahm wieder das Wort. — „Zu dir jetzt, Zänker. Du wiegelst meine Völker auf und verleitest die Jugend zur Empörung. Du bist ein Hochverräther, der den Tod verdient.“

„Mein König! Ich bin der Abgesandte des Weltgeistes; den Schwur des Genius habe ich in seine Hände abgelegt. Wahrheit und Recht ist mein

Beruf; mein Wort: meine Vollmacht; mein Ruhm: die Beglaubigung."

„Allein die Zeit ist noch nicht reif für deine Lehren, die Völker können noch nicht frei sein!"

„Mein König! Recht und Freiheit sind die Athemzüge des Weltgeistes. Mit Flammenhauch beseelen sie das All und regen sich in jeder Menschenbrust!"

„Hör' an. Mich lüstet nicht nach Deinem Blute. Der beste Kopf in meinem Reiche soll nicht dem Henkerbeil verfallen. Ich geize nicht nach dem Ruhme eines Herostrates, sondern nach dem Ruhme eines Herzogs von Sachsen-Weimar. Zänker, sei mein Freund! Sei mir, was Goethe seinem Fürsten war! Zänker, sei mein Goethe!"

„Verzeih, mein König! Der Genius kann nicht mehr Freund der Fürsten sein. Die Weltgeschichte hat eine tiefe Kluft gezogen zwischen uns. Jahrhunderte werden darüber hinstreichen; Generationen darin versinken; doch ausgefüllt wird sie nicht."

„Du verschmähst also meine Gnade?"

„Soll ich, bestochen von eines irdischen Königs Gnade, abfallen von dem Geist der All's?"

„Wohlan! Erfülle deinen Beruf. Ich habe den Muth, dir das Todesurtheil zu sprechen."

Die Königin und alle Hofdamen hielten weinend ihre Schnupftücher vor den Augen. Die Minister und Kammerherren ließen seufzend die Köpfe hangen.

„Prinzeßchen!" flüsterte Lin-Yang, „Wollen Sie allein bei so viel Seelengröße ohne Schnupftuch vor den Augen dasitzen?"

„Aber ich will Alles sehen."

„Es könnte doch auffallen."

Auch Ida verbarg ihr Antlitz in ihr Schnupftuch, und der König, der es gewahrte, fuhr fort: „Wie, Alles in Thränen? Auch Sie, Prinzessin, Sie, die ewig heitere Lächlerin? — O, gäbe es einen Schmuck, um Sie zu verschönen, so sind es diese Thränen, die seelenvolle Unschuld dem sterbenden Genius weint. Erheben Sie Ihr Antlitz und zeigen Sie Ihre Thränen diesem eisernen Manne."

„Was fange ich an, Lin-Yang?" flüsterte Ida. „Ich habe keine Thränen im Auge."

„Thut nichts! Sagen Sie etwas Passendes."

„Aber mir fällt nichts ein!"

„Eine Prinzessin comme il faut muß Geistesgegenwart haben."

„Gut, daß du mich daran erinnerst. Du sollst dich wundern!" — Sie ließ die Hände mit dem Schnupftuch sinken und zeigte ihr Antlitz.

„Ich weine nicht über diesen Mann, den ich nur bewundern darf. Wohl aber weine ich über mich, weil ich eine Prinzessin bin, die in dem Genius ihren Feind, und in den Thaten der Hochherzigkeit und Freiheitsliebe, Aufruhr und Empörung erblicken muß."

„Bravo!" sagte Lin=Yang.

„Warte nur! Das Beste kommt noch. — Allein was sehe ich?" fuhr sie fort und erhob den Lorbeerzweig. — „Wie kommt dies Reis in meine Hand? Ich frage? Und dort steht der Mann des Ruhmes?" — Sie flocht das Reis zum Kranze und erhob sich:

„Wie geschieht mir? — So groß, so hehr habe ich mich nie gefühlt. Ist's dieser Lorbeer, der mich erfüllt mit geisterhaften Wonnen? Ich, die Prinzessin, nahe einem Hochverräther? — Ich muß. Es reißt mich fort! Ich bin nicht Ida mehr! — Eine Botin der Unsterblichkeit, weihe ich diesen Genius für den Nachruhm!"

Sie setzte ihm den Kranz auf und tiefe Stille feierte den erhabenen Moment.

„Bravissimo!" flüsterte Lin=Yang. „Der braune Saft thut Wunder."

Der König stieg vom Thron und sprach voll Majestät:

„Zänker! Auch das Leben ist schön, und ich weiß, du hast ein Herz. Du liebst diese unvergleichliche Prinzessin! — Wohlan! Ida sei dein! Entsage deinen republikanischen Gesinnungen und werde mein Premier-Minister.“

Aber Zänker lächelte todesmuthig: „Zu spät, mein König. Sie hat mich anerkannt, hat mich dem Tode geweiht, hat mich als Opfer geschmückt; ich muß vollenden!“

Da ergrimmte der König. — „Wohlan! Es bleibt dabei, du stirbst! — Führt ihn zum Tode.“

Und die Schergen schleppten Zänker von dannen.

Ida sprach zu Lin-Yang: „Ich habe nicht das Mindeste gegen die Republik. Aber ich lasse mir auch keine Zurücksetzung gefallen. Es war nicht galant von ihm, mich mit sammt dem ersten Portefeuille auszuschlagen, um für die Freiheit zu sterben.“

„Prinzessin! auf Erden thut man viel für eine Stellung und eine gute Partie; doch in der Luft geht alles groß und nobel zu.“

Die Balconthüren wurden geöffnet. Der König, die Königin und die Prinzessin traten hinaus und nahmen ihre Plätze ein. Der Hofstaat folgte und

reihte sich nach Rang und Würden hinter sie. Der weite Marktplatz gewährte einen großartigen Anblick. Alle Fenster der palastartigen Gebäude waren angefüllt mit schöngeschmückten Frauen und Herren in Uniform und mit Ordensbändern, und die ganze dichtgedrängte Menge, von den Häusern bis zum Schaffot, war schwarzgekleidet, mit feiner weißer Wäsche und hatte Kopf an Kopf lauter neue Hüte auf. In dem ganzen glänzendschwarzen Meere von Hüten erblickte man auch nicht einen einzigen alten Filz. Es war ein gebildetes Volk, welches das Schaffot seines Helden umgab. Und die bleichen, von einem gelinden Weltschmerz beseelten Angesichter bildeten einen schreienden Contrast zu den blanken Waffen der Krieger, welche die Hinrichtung deckten.

Zänker in Ketten und mit dem Lorbeerkranz geschmückt, ward von den Häschern durch das Spalier der Wachen geführt. — Grabesstille herrschte auf dem menschenvollen Platze. — Er erstieg die Stufen, betrat das Schaffot und die bleiche dichtgedrängte Menge entblößte die Häupter. — Siehe! da flog eine frische junge Rose zu seinen Füßen nieder; so nett und sauber hingeworfen, wie nur Ida's geschicktes Händchen es vermochte. Er nahm sie auf und zeigte sie dem Volke.

„Mit dieser Rose von dem Busen eines Engels gehe ich in die Ewigkeit. Mit dieser Rose im Munde lege ich das Haupt auf den Block und fest sie haltend mit dem Kinnbackenkrampf des Todes nehme ich sie mit in's Grab."

Er kniete nieder und die bleiche Menge zog ihre schneeweißen feinleinenen Schnupftücher, um sie in das Blut des Märtyrers zu tauchen und Blut und Rache dereinst ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Noch einmal, ehe er den stolzen Nacken dem Henkerbeile preis gab, warf er der edelmüthigen Prinzessin einen Blick des zärtlichsten, innigsten Dankes zu, da — schon blitzte das Richtbeil und hob sich zum verhängnißvollen Streiche, die dichtgedrängte Menge knirschte vor Schmerz und Wuth; — da — mit einem Male — erklang, fein wie Silberschellen, ein lieblich helles Mädchengelächter. — Und König, Hofstaat, Volk, Schaffot und Marktplatz stob in alle Winde. — Nur Zänker ballte wüthend die zornig-rothen Fäuste.

„Ich gratulire, Fräulein!" sprach Lin-Yang. „Den großen Doctor sind Sie los, er wird nicht ferner um Sie werben. Das Viergespann vor Ihrem Triumphwagen ist schon unvollständig."

„Ach!" seufzte Ida. „Ich bin recht böse auf mich. Ich war eine Prinzessin mit Perlen und Diamanten geschmückt. Und war es nicht schön von mir, daß ich ihm die Rose zuwarf? — Warum mußte er sie auch gerade in den Mund stecken und mit dem Lorbeerkranz um die Ohren, so trübselig mich ansehen, als ob er fragte: Ida, soll der gefüllte Schweinskopf ganz vergessen sein? — Ach, ich habe ein freisinniges Fortschrittsvergnügen verscherzt; eine weltgeschichtliche Tendenz-Tragödie habe ich in die Winde gelacht. Ich sterbe vor Neugier, was daraus geworden wäre."

„Ei nun! Das ist so schwer nicht zu errathen. Die Menge hätte ruhig sich zerstreut; sich theils nach Hause begeben, um Nekrologe und Correspondenz-Artikel für alle möglichen Journale anzufertigen; theils aber auch in Kaffeehäuser und Schenkstuben sich niedergelassen, um bei Bier oder Wein die neue Tagesbegebenheit hinreichend zu besprechen. Denn es war ein gebildetes Volk, welches seinen Helden sterben sah, und ein gebildetes Volk macht seinen Fortschritt

nur auf dem Wege der Ordnung, verläßt nie den Boden des Gesetzes und hat wider Unterdrückung und Gewalt nur Adressen und Proteste, um die Freiheiten und Rechte seiner dereinstigen Nachkommen sicher zu stellen."

„Dazu wäre ich zu ungeduldig; so lange könnte ich nicht warten."

„Vertreiben Sie sich einstweilen die Zeit so gut Sie können. — Sehen Sie, wir nahen hier dem Schlosse des Gerechten."

„Wer hat es erbaut?"

„Ein sehr erbauliches Schäfchen, welches so fromm und gottesfürchtig blökt, daß die größten Kirchen nicht Raum genug haben für seine Heerde, wie viel geduldige Schafe auch in einen engen Stall gehen."

„Lin-Yang, ich habe dich schon einmal gebeten, über keinen meiner Anbeter zu spotten, denn ich denke heute nicht wie morgen und könnte übermorgen auf den Einfall gerathen, Herrn Pastor Trautholb meine Hand zu reichen."

„Fräulein! das wäre schnurstracks gegen die Bibel, denn es steht geschrieben: Gebe Gott, was Gottes ist, und dem König, was des Königs. Pastor Trautholb aber ist ein Auserwählter des Herrn,

und der König will ihn zu seinem Hofprediger machen."

Ida lachte.

„Ei nun!" meinte Lin-Yang. „Im Schlosse des Gerechten können Sie lachen so viel Sie wollen."

„Wie kömmt das?"

„Wissen Sie nicht, daß der Herr Pastor das Lachen für eine Sünde hält?"

„Und doch ist sein Schloß lachfest?"

„Im Schlosse des Gerechten ist jeder Sünder willkommen, und je verstockter er ist, um so glorreicher fällt seine Bekehrung aus. Hüten Sie sich nur seinen Beruf in Zweifel zu ziehen, oder Sie stürzen auch dieses Schloß in Trümmer!"

„Fürchte nichts, Lin-Yang. Ich habe mich um seinen Beruf nie gekümmert. Komm nur, ich will mich hier einmal recht satt lachen, damit ich nachdem in anderen Schlössern wieder ehrbar sein kann."

Aber der Herr Pastor war nicht zu Hause. Er studirte gerade, und der Pförtner meinte: am sichersten sei er Sonntag Nachmittags zu treffen.

„Das thut nichts," sagte Ida. „Ich will nur das Schloß sehen."

Der Pförtner lud sie ein, näher zu treten in die klösterlich=einfache Vorhalle und öffnete eine Thür rechts. Ida erblickte einen Tanzsaal.

„Läßt der Herr Pastor hier Sonntags tanzen?" fragte sie.

Der Pförtner zuckte die Achseln und öffnete die Mittelthür. Das Zimmer sah aus wie eine Speisewirthschaft und Ida fragte:

„Ist der Herr Pastor denn ein Garkoch?"

Der Pförtner zuckte die Achseln und öffnete die Thür links. Ida erblickte eine Synagoge.

„Pfui, eine Judenschule!" rief sie. „Schickt sich das für einen christlichen Prediger?"

Der Pförtner zuckte die Achseln und wollte sie die Treppe hinaufführen.

„Aber was bedeutet das Alles?" fragte Ida.

Der Pförtner zuckte abermals die Achseln. — „Wenn der Herr Pastor zu Hause ist, so ist hier Alles voll Lust und Lärm. Aber er studirt jetzt."

„Sagen Sie ihm," — rief Ida verdrießlich, — „daß er wohl zu Hause sein könnte, wenn ich gerade da bin. Ich kann das Achselzucken und die Geheimnißkrämerei nicht leiden. Adieu. Ich komme hier mein Leben nicht wieder.

Als sie im Freien waren, sprach Ida zu ihrem Begleiter:

„Lin-Yang, ich muß doch wieder hin. Ich muß durchaus wissen, was es dort für Lust und Lärm giebt."

„Trösten Sie sich. Es giebt hier noch Schlösser die Menge."

„Die interessiren mich jetzt alle nicht, ich bin gerade auf dieses Schloß neugierig."

„Aber jenes Schloß mit den redenden Wappen über Thür und Fenster? Das gezackte Blatt im rosenfarbenen Felde?"

„Graf Rosenlaub! ich finde ihn bedeutend unverschämt und unverschämt unbedeutend."

„Unbedeutend?" rief Lin-Yang. — „Zählt seine Nase denn für gar nichts? Welch ein Diogenes, der solch eine Nase findet, steckt noch die Laterne an, und sucht sich auch den Menschen dazu. Es ist eine Nase voll erhabenen Selbstgefühls und Bewußtseins eigener Größe. Eine Nase, die sich über das Irdische erhebt, bis in die Wolken. Kurz, eine Nase, von der man etwas lernen kann. — Welches ist der vornehmste Buchstabe im Alphabet? Wissen Sie das, Fräulein?"

„Das „A" etwa, weil es allen andern Buchstaben vorangeht?"

„Nein, das „P“ ist weit exclusiver. Ich habe es von dieser Nase gelernt. Denn wenn der schöne Rittmeister: Paris, Parade, Petersburg sagt, oder wo sein martialischer Discours sonst auf irgend ein „P“ stößt, gewinnt seine aristokratische Nase, so kitzlich vornehme, so niesend distinguirte Züge, daß man nicht umhin kann, ihr „Zur Gesundheit“ zu wünschen.“

Ida lachte.

„Aber, Fräulein!“

„Fürchte nichts. Ich werde den schönen Rittmeister in seinem Schlosse glücklich machen.“

Die Vorhalle war voll niedlicher junger Mädchen und schöner stolzer Frauen, welche seufzten und schmachteten und betrübt und trostlos waren. Der schöne Rittmeister wollte sich nicht sprechen lassen und Jean, sein Bursche, stand vor der Thür des Salons und fluchte:

„Das ist um die Schwerenoth zu kriegen. So gehen die Fliegen nach dem Streuzucker. Zwanzig jagt man weg und hundert kommen wieder!“

Aber Ida wollte sich hier nicht abweisen lassen, wie im Schlosse des Gerechten, und befahl ihm, sie sogleich zu melden.

„Oho!“ versetzte Jean, „wer sind Sie denn, Sie kleine bürgerliche Prinzessin? Noch ganz Andere als Sie müssen hier wieder umkehren. Hier kommen Fürstinnen und Comtessen, werfen sich uns zu Füßen und flehen um Gottes-Himmelswillen um unsere Gegenliebe. Allein was sollen wir machen, wir sind nur ein Einzelner und können nicht alle Frauen glücklich machen.“

Ida zog ihre Börse.

„Lassen Sie stecken, Mamsellchen! Ja! wenn ich Geld nehmen dürfte! — Wie manche reiche Wittwe hat mir schon zehn Louisd'or geboten, wenn sie nur ein einziges Mal den Dollman des Herrn Rittmeisters küssen könnte. Wenn ich nur seine ausgerauchten Cigarrenstummel, seine durchgebissenen Pfeifenspitzen verkaufen dürfte, so würde ich mit Ihrem Herrn Vater nicht tauschen. Dürfte ich nur die Schnitzel sammeln, wenn er sich das Haar schneiden läßt; ich könnte für jede Locke ein Rittergut bekommen. Aber der Herr Rittmeister sind so eigen. Nichts, gar nichts lassen Sie von sich; nicht einmal einem Bettler reichen Sie ein Allmosen, weil es Ihnen begegnet ist, daß eine hochstehende Dame den Pfennig, den Sie einem Bettler schenkten, gegen ein Goldstück eintauschte, ein Loch hineinschlug, um ihn als Reliquie

von dem himmlischen Husaren-Officier ewig an ihrem Busen zu tragen. Gehen Sie nach Hause, Mamsellchen. Der Herr Rittmeister haben eben Toilette gemacht, Sie tragen heute Ihre Galla-Uniform. Das ist zu verführerisch für ein junges Mädchen; das können Sie nicht aushalten. Setzen Sie sich der Gefahr nicht aus, thun Sie es Ihren Eltern nicht zu Leide, um seinetwillen den Verstand zu verlieren."

Aber eine schnarrende Stimme erhob sich im Saale. — "Jean, du Rindvieh! Bist du des Teufels! Was machst du wieder für Eselsstreiche! Ich werde dich fuchteln, du Lümmel! Das ist ja die kleine Millionärin, die ich ausersehen habe, sie durch meine Hand zu beglücken."

Jean war wie vom Donner gerührt. "Nehmen Sie es nur um Gotteswillen nicht übel," stammelte er und öffnete ihr demüthig die Thür.

Die niedlichen jungen Mädchen, die schönen stolzen Frauen betrachteten mit Erstaunen, Neid und Eifersucht die lächelnde Nebenbuhlerin, welche Allen den Rang abgewonnen hatte.

Der Rittmeister war nicht wieder zu erkennen. Nicht etwa weil er seine Galla-Uniform trug, sondern weil er in seinem Luftschlosse ein ganz anderes Ansehen hatte. Er war nicht gelb und blatternnarbig, sondern weiß wie gebleichtes Wachs, mit Wangen, roth wie Rosen. Seine Augen waren übertrieben groß und unnatürlich kornblau; sein Mund unverhältnißmäßig klein und purpurfarbig. Sein hellblondes Haar war kraus wie Wolle und die wohlgekämmten Löckchen vollendeten seine Aehnlichkeit mit einer Weihnachtspuppe. Es schien, als habe der schöne Rittmeister alle seine Reize in einer Spielzeugbude zusammengekauft.

Dieses würde Ida schon gefallen haben, aber die großen Wandspiegel, womit der Saal über und über geschmückt war, gaben vielfältig sein Bild gelb und blatternnarbig, wie er gewöhnlich aussah, zurück. Er aber schien so verblendet von seinen eingebildeten Reizen, daß er allen Spiegeln Lügen strafte, wie unaufhörlich er auch mit ihnen liebäugelte.

Rings um ihn her bildeten Künstler aller Art einen Halbkreis: Maler vor ihren Staffeleien, Bildner, welche in Thon bossirten, Steinzeichner, Kupferstecher u. s. w. Alle waren bemüht, den schönen Husaren-Officier en face, demiface oder en profil,

je nach der Ansicht, welche er ihnen bot, zu portraitiren. — Er wandte sich zu Ida:

„Eine schöne Figur zu haben ist in heutiger Zeit eine Plage. Die Künstler haben keine Phantasie mehr und wollen Alles nach der Natur zeichnen. Da sehen Sie nur, wie ich in Anspruch genommen werde. Alle Welt will mein Portrait haben. Ich lasse mich alle Tage malen, bossiren, auf Stein zeichnen, in Kupfer oder Stahl stechen; allein was hilft das? Ich sehe einen Tag blässer, den andern wohler aus. Ich stutze meinen Schnurrbart, schneide mir das Haar, gleich ist mein Bild nicht ganz ähnlich mehr und es fehlt ihm das mir eigenthümliche „je ne sais quoi.“ Nun kommen die hohen Personen mit ihren Capricen und wollen mich bald in diesem, bald in jenem Costüme besitzen. Die Kunsthändler verlangen mich als Apoll, Endimion, Paris oder Bacchus. Und endlich muß man auch die Kunst fördern und jungen Künstlern Gelegenheit geben, das Edle und Vollkommene zu studiren. — Machen Sie fort, meine Herren!“

Er setzte sich, warf die Nase empor und die Künstler fingen wieder an fleißig zu arbeiten.

„Ich pflege diese Zeit zu benutzen,“ fuhr er fort, „um mir von meinem Secretair die Liebeserklärungen,

Liebesseufzer, Liebesklagen, die Drohungen eifersüchtiger Ehemänner, und die Herausforderungen zurückgesetzter Liebhaber vorlesen zu lassen. Wenn Sie erlauben, setze ich diese Beschäftigung fort. — Weiter Germain! Welch ein Brief ist das?"

Der Secretair saß an einem Schreibtisch voller Briefe und Papiere und berichtete:

„Ein neues Unglück. Ein trostloses Elternpaar betrauert den Verlust einer einzigen Tochter, welche mit ihrer Hände Arbeit sie ernährte und die Stütze und Freude ihres Alters war. Seit Kurzem war sie still und niedergeschlagen. Doch arbeitete sie Tag und Nacht und gönnte sich kaum eine Erholung. Nur wenn Parade oder ein Manoeuver war, oder die Cavalerie exercirte, verließ sie das Haus bei jeglicher Witterung, mochte es regnen oder stürmen. Vor vier Tagen, als die Husaren mit den neuen carmoisinrothen Mützen Parade machten, sah man sie in den ersten Reihen der Zuschauer auf dem Schloßplatze. Sie kam nicht wieder nach Hause, und gestern spülten die Wellen ihren entseelten Leichnam an's Ufer. Die verwaisten Eltern, die jetzt allem Mangel preis gegeben sind, wenden sich in dieser unterthänigen Bittschrift an den Herrn Rittmeister, der ja die schuldlose Ursache dieses Unglücks ist, und flehen um eine geringe Unterstützung."

„Die Anzahl der hülflos hinterbleibenden Eltern, Geschwistern und Waisen mehrt sich jetzt täglich. Ich darf dergleichen durch Unterstützung nicht aufmuntern.“

„Aber die Unglückliche sah Sie in der ungarischen Mütze mit dem Reiherbusch,“ wandte Ida ein. „So etwas rechtfertigt einen Selbstmord.“

„Mein Fräulein! Erst gestern entleibte sich schon wieder eine Comtesse, weil ich sie in einer Cotillontour dreimal verirt hatte. Nicht einmal das kann man überleben. — Germain, fahre fort!“

„Valentine, die hübsche Putzmacherin, meldet, daß sie ein Ball-Leibchen erfunden, welches entsprechend den Bedürfnissen der Zeit, nach passenden Costümen für Polka und ungarische Tänze, durch Schnitt, Farbe und Besatz auf die zarteste Weise an die Gardehusaren-Uniform erinnere. Die Erfinderin wünscht, im Vertrauen auf ihren schönen Wuchs, sich dem gnädigen Herrn in einem Leibchen à la Rosenlaub, vor Veröffentlichung dieser neuen Mode vorstellen zu dürfen.“

„Diese Mode wird unstreitig Furore machen!“ meinte Ida.

„Schreibe ihr,“ schnarrte der Rittmeister, „daß mein Jean auch Gardehusar ist, und daß die Bitt-

stellerin sich mit solchen Gesuchen an meinen Burschen wenden möge. — Weiter!"

„Die Prinzessin Fianetta meldet sehr kauderwelsch, daß sie im Besitz eines herrlichen cararischen Marmorblockes ist, den sie von dem göttlichen Gepräge Ihres Bildes beseelt zu haben wünscht. Sie fragt hiemit an, ob der divino maestro Heuschreck kommen darf, Ihre gräflichen Gnaden auszuhauen."

„Meinetwegen! Ich habe nichts dawider."

Ida fügte hinzu: „Ihr Bild beseelt ihr Herz, warum nicht auch ihren Block."

Germain fuhr fort: „Comtesse Elvira will nicht glauben, daß Sie gänzlich aufgehört haben sie zu lieben. Sie hat Ihnen ihr Herz geweiht, welches keinen Raum mehr hat für einen anderen. Sie hofft immer noch durch ihre Treue Sie zu rühren und durch ihre Beharrlichkeit Sie wieder zu gewinnen."

„Ach was! Ich habe sie geliebt, das muß ihr genügen, und die Erinnerung der Augenblicke, wo ich zu ihren Füßen lag, muß ihr Zeitlebens zum Trost gereichen, wenn sie mich so liebt wie ich es verdiene. Ich kann nicht immer und ewig ein und dieselbe lieben. Jetzt kommt eine andere an die Reihe. Sie, mein Fräulein, ich habe bereits um Ihre Hand angehalten."

„Ich?“ fragte Ida mit Erstaunen. — „Herr Graf! Haben sie Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit. Kann ich im Anschauen eines Götterbildes an mich selbst denken? Der Apoll von Belvedere ist das freie Geschenk göttlicher Begeisterung an die ganze Menschheit. Ich wage nicht so erhabene Vollkommenheit mit dem Wunsche zu betrachten, sie als mein ausschließliches Eigenthum zu besitzen.“

„Ja!“ lächelte der Rittmeister selbstgefällig. „So will ich geliebt sein. Ohne Leidenschaft, ohne Eifersucht. So lieben nur Engel und ich kenne nur einen, der heißt Ida.“

„So werden nur Husaren-Rittmeister geliebt,“ erwiederte Ida. „Ich kenne nur einen, er heißt Rosenlaub.“

„Mädchen!“ rief der Rittmeister und warf sich ihr zu Füßen. — „Du bist die Zierde deines Geschlechts, ich bete dich an.“

„Was sehe ich!“ rief Ida. „Der schöne Husaren-Officier zu meinen Füßen? Zu Hülfe! Luft! Ich sterbe! Die Freude tödtet mich!“

Sie spielte ihre Rolle so gut, daß der Rittmeister voller Besorgniß aufsprang, um sie in seine Arme aufzufangen, und in seiner Bestürzung weiter nichts zu sagen vermochte, als „Püppchen! Püppchen!

Püppchen! Püppchen!" In dem Augenblick aber, wo er sie zu umschlingen gedachte, schlug sie ein helles Gelächter auf, und das Schloß mit allen Spiegeln, Künstlern, Mädchen und Frauen stob in alle Winde, der schöne Rittmeister ward wieder gelb und blatternnarbig, wie immer. Er griff wüthend nach seinem Säbel — aber ach, es war sein Galla-Säbel und wollte nicht aus der Scheide.

„Ich gratulire, Fräulein!" trat Lin-Yang zu Ida. „Auch den schönen Rittmeister sind Sie los. Statt Ihres Viergespanns müssen Sie in Zukunft mit zweien fahren."

„Denk nur, Lin-Yang, viermal hinter einander sagte er Püppchen und seine heroische Nase stolperte alle Mal an dem Doppel-P und wollte nicht hinüber. — Mein böses Schicksal legte ihm dieses unglücklichste aller Worte in den Mund. Ich soll einmal nicht comme il faut sein. Meine beiden ergötzlichsten Anbeter sind mir zu Wasser geworden, und aus dem Pastor und dem Lord mache ich mir so gar viel nicht. Jetzt aber muß ich sie festhalten, damit ich nicht in den Ruf eines Ungeheuers komme, mit dem kein Umgehen ist. Ach, Lin-Yang, wie schön

wäre es hier oben, wenn ich nur lachen dürfte. Doch schon auf Erden konnte ich das Lachen nicht lassen; was soll nun erst in der Luft aus mir werden?“

„Kehren wir zum Schlosse des Gerechten zurück; vielleicht ist der Herr Pastor jetzt zu Hause und dort können Sie lachen so viel Sie wollen!“

Als sie näher kamen, vernahmen sie das lärmende Getöse und das laute, summende Durcheinanderbeten und Schreien einer ganzen Judengemeinde.

„Horch!“ rief Ida fröhlich, „der Herr Pastor ist zu Hause.“

Der Pförtner riß die Thür weit auf. „Willkommen, Fräulein, willkommen! Der Herr Pastor wird sich sehr freuen. Er ist in der Synagoge.“

„In der Synagoge? Was macht er da?“

„Er bekehrt die Juden.“

„Wie fängt er das an?“

„Er beweist ihnen, daß Jesus Christus der wahre Messias sei.“

„Das wissen die Juden nicht?“

„Sie wissen es wohl, aber sie glauben, er sei nicht der rechte und warten immer noch auf einen anderen Messias.“

„Das ist abgeschmackt von den Juden. Messias bleibt Messias. Man muß nehmen, was da ist, so weiß man was man hat. Aber man kann nicht wissen, was kommen wird, und wenn unser Messias den ausverschämten Juden noch nicht gut genug ist, dann wird ihrer erst vollends nichts taugen.“

In der Synagoge erhob sich plötzlich ein furchtbares Getöse. Es war ein Krachen, Poltern und wildes Durcheinandertoben, als würde das Oberste zu unterst gekehrt.

Ida hielt sich die Ohren zu und rief: „Das ist nicht zum Aushalten.“

Der Pförtner sprach: „Es ist vollbracht. Die Juden sind bekehrt. Sie zertrümmern jetzt Altar und Bundeslade, zerreißen ihr Gesetz- und Gebetbuch. — Ach, Fräulein, welch' ein Augenblick, wenn eine ganze Judengemeinde mit Vorstehern und Rabbinen, Vorsängern und Küstern, mit Priestern, Leviten und Israeliten ihre tausendjährigen Irrthümer bereut und in ungestümer Zerknirschung sich zur Taufe drängt. O, gehen Sie hinein und schauen Sie!“

„Nein,“ versetzte Ida unwillig, „ich mag in keine Judenschule.“

„Wollen Sie einstweilen in den Speisesaal treten?“ fragte der Pförtner und öffnete die Thür.

Hier saßen Handwerker und Tagelöhner mit ihren Frauen und Kindern im besten Sonntagsstaate um eine große, lange Tafel, aber ihre Teller und Gläser waren leer und in Erwartung der Speisen spielten sie ungeduldig mit Messern und Gabeln.

Auf einem Seitentische dampften große Braten und Schüsseln voll Gemüse. Aber nur zwei Aufwärter zerlegten das Fleisch und theilten die Portionen ein, und waren so ungeschickt und träge, daß sie nicht fertig werden konnten.

„Die armen Kindlein!“ dachte Ida, „wie lüstern sie nach den Speisen schielen, und die Männer und Frauen, wie bleich und finster schauen sie drein! Verlangt ihnen so sehr nach diesen gewöhnlichen Gerichten, die ich verwöhntes Kind wohl stehen ließe? — Die Aermsten! Ich glaube, sie sind heißhungrig!“

Das Mitleid stimmte sie trübe und die Männer an der Tafel, die sie gewahrten, sprachen unter einander:

„Sieh da! das liebe Mamsellchen, warum sie wohl so traurig ist? Wünscht sie etwa mit uns zu speisen? — Treten Sie näher, Mademoiselle, wenn Ihnen unser Mahl nicht zu schlecht ist. Wir wollen schon zusammenrücken, damit Sie auch noch Platz finden. An Speise und Trank fehlt es hier nicht. Aber Geduld muß man haben.“

„Ich bin nicht gekommen, Euer Mahl zu theilen," entgegnete Ida, „sondern um den Aufwärtern beizustehen, denn Ihr seid zahlreich und zwei Hände mehr werden nicht von Ueberfluß sein."

Sie trat an den Schenktisch, zerlegte in aller Geschwindigkeit einen Braten, reichte die Schüssel dem Nächsten und sprach: „Bedienen Sie sich und geben Sie weiter." Ebenso machte sie es mit den anderen Speisen; die Gäste griffen zu und bald waren alle Teller voll und alle Kinnladen in Arbeit. Auch die Flaschen öffnete sie und schenkte ringsum an der Tafel die Gläser voll. Zu den Aufwärtern, die bei ihrem trägen Schlendrian blieben, sprach sie: „Rührt Euch, Ihr Tagediebe. Seht zu, wie ich es mache, damit Ihr etwas lernt."

„Das glaube ich!" sprachen die dankbaren Gäste. „Was aus solchen niedlichen Händen kommt, muß schon schmecken." Und einer derselben fügte hinzu: „Mamsellchen! Sie geben sich so viele Mühe! Thun Sie uns auch einmal Bescheid. Wenn Sie unseren Wein nur kosten, so schmeckt er gleich besser."

„Du Tölpel!" versetzte ein anderer. „Wie kannst du einem so feinen Dämchen nur zumuthen, daß sie von unserm Weine trinke, da sie ohne Zweifel eines Besseren gewohnt ist?"

„Nein, meine Freunde!“ rief Ida. „Ich trinke gern mit Euch ein Tröpfchen Wein: — Auf das Wohl unseres edlen Gastgebers! Es ist ein würdiger Diener Gottes.“

Das ließen sich die Gäste nicht zweimal sagen, sie erhoben ihre Gläser und wiederholten: „Auf das Wohl unseres edlen Gastgebers! Er ist ein würdiger Diener Gottes.“

Da erhob sich plötzlich eine geübte Kanzelstimme: „Ja, ich bin ein edler Gastgeber; denn ich spende das Brot des Lebens. Ja, ich bin ein würdiger Diener Gottes, denn ich schenke den Wein des Herrn.“ — Und der kleine Pastor stand da, die blonden Haare glatt gescheitelt, und die schielenden Augen fromm zum Himmel gehoben. Seiner Gewohnheit nach war er leise und unhörbar eingetreten.

„Geliebte Brüder und Schwestern!“ fuhr er fort. „Habt Ihr auch gebetet, ehe Ihr Euch zu Tische setztet? Erst sorgt man für die Seele, dann für den Leib. Denn die Seele ist der Odem Gottes, aber der Leib ist nur das Wohnhaus derselben, welches stets blank und sauber gehalten werden muß, damit der Hauch Gottes in seinem Palaste sich wohl fühle. Habt Ihr Eure Gesangbücher mitgebracht? Schlagt auf das hundertzwölfte Lied:

„Mich hungert nicht nach Erdenspeise,
Mich dürstet nicht nach Traubenblut.“

Die Gäste hatten Messer und Gabel hingelegt, und begnügten sich die Speisen mit den Augen zu verschlingen. Ida begann:

„Herr Pastor! die guten Leute haben kaum ihr Mahl begonnen. Denn wenn man so viele Gäste ladet, muß man auch mehr als zwei Aufwärter bestellen, und Leute wählen, welche die Bedienung verstehen. Die Ihrigen machen ihrer Herrschaft keine Ehre und ich habe hier alles erst einrichten müssen. Sollen die Speisen nun kalt werden? — Meine Lieben,“ wandte sie sich an die Tischgesellschaft, „wollt Ihr mir dankbar sein, so greift zu und laßt es Euch schmecken.“

Die Tischgäste griffen wieder nach Messer und Gabel. Aber der Pastor rief mit lauter Stimme:

„Ihr Hungrigen, kommt zu mir, ich will Euch speisen! Ihr Durstigen, kommt zu mir, ich will Euch laben!“ —

Augenblicklich legten Alle wieder Messer und Gabel hin und der Pastor fuhr, zu Ida gewendet, fort:

„Siehe! Ich kann nicht so, wie du, mit Anmuth und Geschick die vollen Schüsseln herumreichen; ich kann nicht so, wie du, liebreich und geschmeidig rings umher die Gläser füllen. Doch wisse, Tochter des

reichen Mannes, die Speise, die ich bringe, ist köstlicher, als alle Leckereien an der Tafel deines Vaters. Jetzt gehe zu diesen hier und sprich mit deinem schmelzenden Stimmchen: „Hungert Euch? Hier ist Speise.“ Zeige ihnen dein feines Angesicht und lächle: „Dürstet Euch? Hier ist Wein!“ Und stehe beschämt, wenn diese Armen, welche Arbeit und Entbehrung kennen, im Angesicht dampfender Schüsseln, wonach ihnen der Mund wässert, das Wort des Herrn vorziehn jeder irdischen Speise.“

Ida verneigte sich: „Das also ist das Gastmahl, was sie geben? Da freilich tauge ich nicht zur Bedienung und ihre Aufwärter sind an ihrem Platze, die ungeschicktesten, welche je eine Serviette unter dem Arm hatten.“ — Sie wandte sich zur Thür. —

„Geh! Geh! Tochter des reichen Mannes!“ rief der Pastor, „die du lüstern an die reichbesetzte Tafel deines Vaters trittst und übersättigt, ohne Dankgebet sie verlässest. — Wisse aber, ehe du das Haus des Gerechten hinter dir hast, harret deiner eine neue Prüfung, und in deiner ganzen Eitelkeit und Weltlust sollst du dich kennen lernen.“ —

„Ich danke für die Warnung,“ lächelte Ida, „und werde auf meiner Hut sein.“

Laut lachend wollte sie aus dem Schlosse. Im Tanzsaal aber ging es wild und lustig zu, man jauchzte, musicirte und tanzte und stampfte mit den Füßen den Tact dazu.

„Wäre das etwa die Prüfung, welche der Herr Pastor mir angedroht?“ dachte Ida, „dann wäre am Besten, ich ginge still vorüber. Doch nein, das vermag ich nicht. Ich muß doch durchaus wissen, was drinnen los ist.“

Der Tanzsaal war voll Bauern und Bäuerinnen, die nach ihrer Weise sich im Kreise schwangen, jauchzten und mit den Tüchern wehten. Doch bei Ida's Erscheinung stockte plötzlich der Tanz, die Bursche ließen ihre Mägde, eilten auf sie zu, blieben mit offenem Munde vor ihr stehen und staunten sie groß an. Auch die Mägde drängten sich herzu und schrien verwundert:

„Ach, wie das schimmert und flimmert! — Ach, wie das glänzt und funkelt! — Ach, wie das blitzt und leuchtet! — Und welche niedlichen Füßchen, und welche allerliebste Schuhe!“

Und einstimmig riefen zuletzt Bursche und Mägde: „Tanzen Sie! Tanzen Sie! — Platz! Platz!“

Der Kreis öffnete sich, Alles trat auf die Seite und Ida, welche sich in einem gegenüberhängenden

Spiegel erblickte, konnte sich jetzt erst die seltsame Verwunderung und das bäurische Erstaunen, womit sie empfangen worden war, erklären. — Sie trug das leichte luftige Costüm der Undine, welches von Silberflittern glänzte und überall mit schimmerndem Schmelz gesäumt war. Das Orchester begann das Ritornell der ersten Arie mit Nixenreigen und übertraf ihre Erwartung. Sie besann sich nicht länger und sprach zu ihren stilllauschenden Zuschauern:

„Meine Lieben! Seid Ihr schon einmal in der Oper gewesen? Undine ist ein Wassernixchen, welches bei Sturm und Ungewitter lustig singt und tanzt. Hört Ihr die Musik? Das bedeutet fernen Donnerhall: die Wellen schlagen, der Regen rauscht. Undine fängt jetzt an.“

Sie begann mit einigen zierlichen Pas und blieb dann in einer anmuthigen Stellung, um einen kleinen Satz zu singen; dann hüpfte sie weiter, schwang und drehte sich, nahm wieder eine zierliche Stellung an und sang von Neuem. Die Bauern jauchzten vor Freude und waren vor Erstaunen außer sich; die Variationen begannen, und Undine wollte eben alle Mittel ihres Gesanges entfalten und in den rauschenden Ritornells ihre glänzenden Balletkünste zeigen. Da stockte die Musik und der kleine Pastor stand mit

einem Male wieder mitten im Saale, ohne daß jemand seinen Eintritt bemerkt hatte. Mit fromm gefaltenen Händen blickte er Ida wehmüthig an und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Die Bursche und Mädchen murrten, denn ihre Freude war gestört. Allein der Pastor erhob seine Stimme:

„O wendet Euer Auge von diesem Blendwerk! Dies ist kein Engel, sondern ein gleißnerisches Trugbild. Auswendig glänzend, inwendig todt; auswendig heiter wie der Tag, inwendig finster wie die Nacht. — Ja, sie umgaukelt Euch mit leichtfertigen Tänzen! Ja, sie trällert Euch verführerische Sirenenlieder vor! Aber fragt sie, ob sie beten kann, und sie wird Euch antworten: „Lachen will ich mit Euch, so viel Ihr wollt.“ Fragt sie, ob sie Psalme singt, und sie wird Euch antworten: „Ich bin nicht Kirchensängerin, sondern Concertsängerin.“ Fragt sie, ob sie in die Kirche geht, und sie wird Euch antworten: „Ich schmücke mich und fahre in Gesellschaft.“ Fragt sie: „Ist diese Welt ein Prüfungsort für bußfertige Sünder, und sie wird Euch antworten: „Ein Puppenspiel für muthwillige Kinder.“ —

Die Burschen und Mägde wichen mit Scheu und Grauen von ihr, als ginge Sünde und Verdammniß von ihr aus.

„Ist das mein Dank?“ fragte Ida, „weil ich so hübsch gesungen und getanzt habe?“

Aber die Burschen und Mägde wandten die Köpfe und hielten sich die Ohren zu, und der Pastor fuhr fort:

„Fragt sie: Liebst du deinen Nächsten? und sie wird Euch antworten: „Ich lache über ihn.“ Fragt sie: „Liebst du deinen Vater? und sie wird Euch antworten: „Er läßt sich manchen Spaß gefallen.“ Fragt sie: Liebst du deine Mutter? und sie wird Euch antworten: „Sie ist zum Entzücken, wenn sie Toilette gemacht hat.“ Fragt sie: Liebst du den Mann, der in keuscher Zärtlichkeit für dich entbrannt ist, der deinen verstockten Sinn erleuchten, dein sündiges Herz zerknirschen mögte? und sie wird Euch antworten“ — —

„Sie wird Euch antworten“ — nahm Ida ihm das Wort aus dem Munde — „religiöser Wahnsinn ist unheilbar und wer seine Einfalt vergöttert und seinen Blödsinn heiligt, dem helfen keine Sturzbäder, Blutigel und Drehstühle mehr.“

So hatte sie kaum gesprochen, als Tanzsaal, Burschen und Mägde verschwanden. Der Pastor zitterte, wankte und fiel in Ohnmacht.

„Ich gratulire" — sprach Lin-Yang — „den Dritten sind Sie auch los. Voll Neugier eilen Sie von Schloß zu Schloß, zürnen wenn man Sie nicht einläßt, und wo man Sie wohlmeinend aufnimmt, da lachen Sie Alles über den Haufen. Sie wüthen hier schlimmer als ein Erdbeben und werden noch die ganze reich bebaute Luft in eine Wüste und Einöde verwandeln."

„Ach, Lin-Yang! Von Vieren bleibt mir jetzt nur ein Einziger und obendrein der Lästigste von allen. Ein abgeschmackter Thierfreund, der Hospitäler baut für ausgediente Pferde und nach Hunden und Katzen umherspürt, um ihnen die selbstgeprägte Medaille für langjährige Diensttreue umzuhängen."

„Die engländische Philantropie hat es weit gebracht. Mit den Negern, Heiden, Katholiken, Juden und Irländern sind sie fertig. Der britischen Hochherzigkeit bleibt jetzt nichts anderes, als Pferde, Hunde und Katzen zu emancipiren."

„Ich werde mir keinen Zwang anthun in seinem Schlosse. Ich weiß seinen britischen Gleichmuth zu erschüttern. Er geräth außer sich, wenn er von Thierquälereien hört. Eines Tages fand er mich in Thränen; mein Canarienvogel war verhungert. Ich hatte vergessen, ihm Futter zu geben. Statt mich zu

trösten, sprach er: „Miß! Was hilft das Weinen? die Vögel sind für Gottes freie Luft und nicht für den Käfig geschaffen. Man sollte Sie in einen Käfig sperren und verhungern lassen, damit Sie einsehen lernen, wie sehr Sie sich versündigt haben."

„Diejenigen, welche Thiere quälen, sollen dieselben Qualen wieder erleiden. Ei nun! Vielleicht liebt Mylord die Thiere minder, als die Grausamkeit, welche Menschen besser fühlen und fürchten können, als die vernunftlosen Thiere. Nachdem Seine Herrlichkeit Alles genossen hat und aller Genüsse überdrüssig geworden ist, sind sie vielleicht auf diese aberwitzige Zerstreuung verfallen." —

„Schau, Lin-Yang," — rief Ida plötzlich und deutete auf eine bescheidene kleine Hütte, welche mitten unter den prahlerischen von Zierath überladenen Palästen still und schmucklos dalag — „der reine Demant übertrifft an Werth oft alle Marmor- und Granitgebäude."

„Und die schlichte, treue Wahrheit," fügte Lin-Yang hinzu, „beschämt den hochfahrenden Irrthum und die verschwenderische Lüge."

Die Hütte war mit Schilf gedeckt und frisches Immergrün und junges Geisblatt umrankte die Wände von mosiger Baumrinde. Vor derselben stand ein

ernster, bleicher Mann und fragte mit unbeweglichen Mienen:

„Wollen Sie den Leichenstein sehen?"

„Den Leichenstein?" fragte Ida befremdet.

„Hoffnungslose Liebe hegt keinen anderen Wunsch," versetzte der ernste, bleiche Mann und öffnete die Hüttenthür.

Ida trat ein. Die Wände waren mit grünem Moos gefüttert, ein weicher Rasen bedeckte den Boden und ein würfelförmiger Stein in der Mitte trug die einfache Inschrift: „Oskar."

„Oskar!" seufzte Ida.

„Ein Liebender aus dem neunzehnten Jahrhundert," fügte der ernste Mann hinzu. „Ein Liebender aus jener Zeit des Eigennutzes und der Selbstsucht. — Es klingt märchenhaft! Denn damals liebte man nur sich und das Geld. — Es war eine wunderliche Zeit. — Alle Menschen hatten Gesinnungen und Tendenzen und schienen sich dabei ganz wohl zu fühlen. Sie gaben Feste, setzten sich an lange Tische, steckten viele Lichter an, und aßen für ihre Tendenzen, tranken für ihre Gesinnung, ließen die Freiheit und den Fortschritt hoch leben und donnerten den Mißbrauch und die Unterdrückung zu Boden. Und einer dachte und fühlte wie der andere. Der

Adlige that als sei er bürgerlich und der Bauer als sei er Edelmann; der Geistliche als sei er weltlich; der Kaufmann als sei er Gelehrter; der Katholik als sei er Protestant, der Jude als sei er Christ. Kurz, alle Menschen schienen ein Leib und eine Seele. — Aber dennoch gab es heimlich einen Unterschied: — die „Nullen." — Fünf, wenigstens vier Nullen mußte man haben, um zu den Bevorzugten zu gehören. Allein der arme Oskar hatte kaum eine Null und liebte ein Mädchen, die reiche Erbin von sechs Nullen. Doch hatte er Talent und war seinem Oheim unentbehrlich. Er hoffte. — Aber Ida stak voller Launen und Grillen. Bald sollte er mit ihr singen, bald auf dem Clavier sie begleiten, bald spielen, wenn sie tanzen wollte, bald ihr Bouquets holen, ihr Schmetterlinge haschen und tausend Possen mit ihr treiben, damit sie nur lachen konnte. — Im Mittelalter galt es für einen Schimpf, Leib und Leben zu schonen. Im neunzehnten Jahrhundert aber war es ein Verbrechen, irgend wie seine Stellung zu compromittiren. Doch Oskar, der ritterliche Oskar, schonte weder sich noch seine Stellung und war stets bereit alles zu opfern, um nur Ida's thörichten Grillen und Launen zu genügen. Zu ihrer Puppe, zu ihrer Pagode gab er sich her, denn Ida wollte

achen. — Darüber ward er verabschiedet, verlor seine Stellung, sein Glück und seine Hoffnungen und — Ida lachte!"

„Nein!" das that sie nicht!" rief Ida. „Sie nahm sich seinen Verlust tief zu Herzen."

Der ernste Mann fuhr unerbittlich fort: — „Sein Leben war verwüstet, sein Glück zerstört; nichts blieb ihm übrig als diese kleine Hütte hier, die er seit lange schon sich sorgfältig erbaut und ausgeschmückt hatte, um fern von dem Geräusch der Welt und ihrem verworrenen Treiben in heimlicher Einsamkeit nur der Geliebten zu leben und alle seine Gedanken und Gefühle ihr zu weihen."

„Wo ist er?" seufzte Ida.

„Er ruht hier unter diesem Steine und kann nicht selig werden, denn zu abgöttisch hat er seine Ida angebetet. Selbst im Grabe noch stört sie seine Ruhe. Um Mitternacht, beim zwölften Schlage der Glocke, steigt er aus dem Sarge und ruft das Bild der Heißgeliebten vor seine Seele, um im Mondenschein, ein süßes zärtliches Gespensterstündchen mit ihr zu verkosen. — „Horch!" rief der ernste Mann und hob den Zeigefinger hoch, „die zwölfte Stunde schlägt, ich lasse Sie allein mit ihm."

Von einem nahen Kirchthurm schlug es zwölf.

Langsam schritt der ernste Mann zur Hütte hinaus und ließ die Thür weit offen.

Draußen war es mild und klar. Der volle Mond stand hell am wolkenlosen Himmel und schaute mitten durch die offene Thür recht freundlich in die Hütte, Er erfüllte sie mit seinem Silberlicht, als sei er recht begierig, was sich hier begeben würde und wolle sich nicht das Mindeste entgehen lassen.

Der letzte Glockenschlag verhallte. Geräuschlos wälzte sich der Stein von der Gruft und Oskar erhob sich, stieg aus dem Grabe und setzte sich auf den Leichenstein. Träumerisch schaute er in den Mond, der seinen vollen Schein, wie Verklärungslicht, über die edlen Züge des Jünglings ergoß.

„Oskar!“ seufzte Ida.

„Da ist sie schon!“ flüsterte er lächelnd. „Es war ihre Stimme, süß und silbern wie Mondenlicht.“

„Ich bin es, Oskar! Soll ich mich zu dir setzen auf den Leichenstein?“

„Thue es, Geliebte!“

„Dein Leichenstein, Oskar, ist recht schmal. Nicht einmal ein zartes Pärchen, wie wir, kann im Mondenschein bequem darauf sitzen. Schlinge deinen Arm um mich.“

„So saßen wir oft Stundenlang am Clavier.“

„Nein, Oskar, so hat mich dein Arm nie umschlungen.“

„Und sangen wir Mozart's himmlische Melodien, so war mir, als könne keine Kunst der Erde uns erreichen.“

„Nicht minder glücklich war dann Ida. Ach, Oskar! Du kennst die Mädchen schlecht, wenn du glaubst, daß diejenige, welche immer lacht, und immer muthwillig ist, nicht auch ihre Leiden hat. Man ist muthwillig, um nicht betrübt zu sein, und mit dem Lachen läutet man nur die Dummheiten zu Grabe, an die man nicht weiter denken will. Warum bin ich schnöde, ausgelassen, vorlaut und mache meinen Eltern wenig Ehre? Ich könnte ja auch artig, liebenswürdig, zuvorkommend sein! — Allein man soll mich nicht lieben; denn der meidet mich, von dem ich geliebt sein möchte, und ich hasse Jeden, der seine Liebe mir erklärt; weil derjenige schweigt, von dem ich einzig und allein das Geständniß hören will.“

„Heute träume ich süß,“ seufzte Oskar, glückselig lächelnd.

„Du träumst nicht, Oskar! Ich bin deine Ida, der du so manches schöne Sträußchen brachtest.“

„O, wie beneidete ich die Blumen, die an deinem Busen welken durften!“

„Und wie liebte ich diese Blumen! Ich bewahre sie alle in meinem Tagebuche, und habe dabei geschrieben, wenn ich mich damit schmückte und wohin ich sie mitnahm. Und fand man, daß ich gut sänge und schön tanzte, so schrieb ich es auch dabei; denn ich gefiel und du sahst es nicht; ich ward gelobt und du hörtest es nicht. Allein die Blumen hörten es und sahen es statt deiner, und diese Blumen, dachte ich, wie welk und grau sie auch werden, sollen einst dir Alles wiedersagen, wie deine Ida gefiel, und wie sie gelobt wurde.“

„O Mädchen, wie viel Glück und Wonne geht von dir aus!“

„Auch manchen schönen Schmetterling hast du mir gefangen; die stecken alle inwendig in den Vorhängen meines Bettes. Dort geht zwar auch ihr Flügelglanz verloren und sie werden welk und grau wie meine Blumen; allein was thut's? Sie bleiben mir und gaukeln nicht davon. Und erwache ich Morgens, so fällt mein erster Blick auf die Schmetterlinge und ich denke: „Sind die noch da, so flattert er mir auch nicht fort.“

„So süß habe ich noch nie geträumt!“

„Oskar! du machst mich böse.“

„Zürnst du mir?“

„Fast sollte ich es! Wenn wir das schöne Geschlecht sind, so seid ihr Männer das komische, und du kannst von Glück sagen, Oskar, daß du tiefblaue Augen und schwarze Locken hast und Träumerei dich kleidet; sonst würde ich deinen Tugendstolz dir nie vergeben. — Du weißt, daß ich dich liebe; ich zeige es dir täglich und stündlich — aber du willst mich nicht verstehen!“

„O könnte ich ewig so fortträumen!“

„Du träumst nicht, Oskar! Bin ich ein Traumbild? Kann ein Traumbild weinen? Weint es solche Thränen? — Sieh! Ich denke nicht groß und fühle nicht tief, aber ich denke und fühle und die stolzen Thaten hochfahrender Leidenschaft begehe ich aus Vorwitz und kindischer Einfalt. Oskar! weil man uns trennen wollte, habe ich Gift genommen und bin jetzt ein Gespenst wie du!“

Weinend sank sie an seine Brust. Da schlug von jenem unsichtbaren Kirchthurme die erste Stunde und Oskar riß sich aus ihren Armen.

„Ida!“ sprach er feierlich: „Du bist der Engel meines Lebens. Um deinetwillen glaube ich an Wahrheit, Tugend und Größe. Die Zeit wird

kommen, wo redliche Geschicklichkeit und guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden. Dann sollst du mein Glück, das Ziel und der Preis meines Strebens sein. Bis dahin ruhe ich im Grabe. Störe nicht meine Träume."

Nach diesen Worten kehrte er in die Gruft zurück, legte sich in seinen Sarg zurecht und der Leichenstein wälzte sich darüber. — Ida hatte schweigend zugesehen.

„Also doch nur ein Traumbild?" fragte sie. „Bist du nicht besser als andere, die nicht Ida lieben, sondern nur die Puppen ihrer Einbildung, die sie mit ihrer Schellenkappe schmückten? Wohlan, so will ich nicht geliebt sein. Ich will lachen, nichts als lachen. Fort mit Hütte und Leichenstein in alle Winde!"

Hell und wild lachte sie auf. Doch das Lachen verhallte, und in der Hütte blieb es still und feierlich nach wie vor. Die volle Mondenscheibe schaute hinein mild und heilig und umgoß das Grabmal mit Verklärungsglanz. — Ida bangte. Schauer rieselten durch ihre zarten Glieder.

„Vergieb, Oskar!" flehte sie. „Ich ehre deine Träume, sie sind treu und schön wie du! Dein

Traumbild ist auch wohl schöner und edler als die arme Ida, die deiner Liebe nicht würdig ist. Ich gehe, weil mich dein Stolz verschmäht."

Weinend verließ sie die Hütte. Ihr war so bang, ihre Kräfte drohten zu schwinden. Sie rief Lin-Yang, doch der war nirgends zu hören und zu sehen. —

Mit einem Male brauste ein Wagen daher. Er hielt. Lord Middelfort sprang heraus.

„Miß! Ihr Groom meldet mir, daß Sie unterwegs nach meinem Schlosse sind und dasselbe zu sehen Belieben tragen. Also habe ich angespannt und bin gefahren rasch Ihnen entgegen."

Mit starkem Arm hob er sie in den Wagen, setzte sich neben sie und schwang die Peitsche.

„Was fehlt Ihnen, Miß?" fragte er, weil Ida weinte. „Sind Sie unglücklich?"

„Sehr, Mylord!"

„Das freut mich, Miß! Der Mensch ist eine so verworfene, abgeschmackte Creatur, daß er nichts Besseres thun kann, als sich unglücklich fühlen. Sehen Sie die Pferde dagegen, welche saubere und nützliche Thiere, welche schwere Arbeit verrichten sie,

und mit welch geringem Futter begnügen sie sich. Aber der Mensch, diese undankbare Canaille, wie lohnt er das? Er peitscht die Pferde, läßt sie hungern, hetzt sie zu Tode und bedient sich, wenn er mit ihnen spricht, der pöbelhaftesten Ausdrücke. — Vorwärts Tausendsacramenter! Ihr tausendelementischen Himmelshunde!" — Und unbarmherzig peitschte er auf sein Gespann los.

Ida bemerkte jetzt erst, daß er keine Pferde vor dem Wagen hatte, sondern sechs alte dürre Postillone in ihren Jacken mit dem Zeichen auf dem Arm.

„Um Gotteswillen, Mylord!" rief sie. „Es sind Menschen!"

„Aufzuwarten, Miß! Postillone, welche durch Trinkgelder bestochen, ihre Pferde zu Tode jagten. Vorwärts, Canaillen, Ihr sollt lernen, was es heißt, zu Tode gejagt zu werden."

„Mylord! Die Unglücklichen werden stürzen!"

„Ich fürchte nein! Denn es ist nicht allzuweit mehr. Vielleicht aber auf dem Rückwege. Nun! Es wird sich finden. — Shakespeare, der zarteste der britischen Dichter sagt: Lohnt jedermann nach Verdienst! und wer entgeht der Schläge? Finden Sie nicht, daß ich mich befleißige die Menschen nach Verdienst zu belohnen? Vorwärts Canaillen!"

„Mylord! Lassen Sie das Peitschen!“

„Das kann ich eben so wenig lassen, wie Sie das Menschenquälen. Sie züchtigen nicht mit der Peitsche, sondern mit der Zunge. Sie peitschen keine Postillone, sondern nobility and gentry, wo ein scharfes Wort mehr thut, als der beste Jagdhieb. Deshalb liebe ich Sie und habe Sie ersehen zu meiner Lady, in der Hoffnung, daß Sie mich so unglücklich machen werden, wie ein verworfenes zweibeiniges Geschöpf ohne Federn es irgend zu sein verdient. — „He! Hü!“

„Mylord, lassen Sie das Peitschen. Ich will es nicht länger mit ansehen!“

„Sie haben zu befehlen, Miß! Nicht, weil ich meinen Grundsätzen entsage, sondern weil wir an Ort und Stelle sind.“

Der Wagen hielt. Der Lord hob Ida hinaus und führte sie in sein Schloß.

„Miß!“ begann er hier, „ich habe hier vielerlei. Was wünschen Sie zu sehen? Ich habe Bärenführer, Hundedressirer, Flohbändiger und Affenkomödianten, die ich mittelst Hunger, Durst und Stockprügel zwinge,

alle diejenigen Kunststücke zu machen, mit denen sie von ihren Thieren ernährt werden. Ich habe Henkersknechte, die ich wie tolle Hunde in einen Sack einfange; Maikäferbuben, denen ich einen Strick um's Bein binde und sie hinter mir herzerre; Vogelsteller, die ich bei den Beinen aufhänge und sie zu Tode zappeln lasse—"

„Nichts von Allem, Mylord! Ich liebe nicht dergleichen."

„Ich habe auch Käfige für junge Mädchen, welche ihre Canarienvögel todthungern lassen."

„Ich sage Ihnen, Mylord, daß ich dergleichen nicht mag. Ich will nach Hause!"

„Erst muß ich Ihnen meine Sammlung von Insectenquälern zeigen. Ich hoffe heute noch eine sehr brilliante Acquisition zu machen; eine Insectenquälerin."

Er faßte sie bei der Hand und zog sie in den Garten.

Der Garten war sehr feucht und sumpfig und wimmelte von Fröschen, welche Ida über die Schuhe hüpften.

„Lieben Sie die Frösche, Miß?"

„Mylord! Ich liebe alle Thiere."

Die Baumgänge wurden dichter. Aber Alles

war voller Raupen, welche Ida auf die Kleider und in die Haare fielen, ohne daß sie wagte sie abzustreifen.

„Lieben Sie die Raupen, Miß?“

„Leidenschaftlich!“

„Es werden die schönsten Schmetterlinge daraus.“

„Ich bin schon für die Raupen sehr eingenommen.“

„Sammeln Sie Schmetterlinge, Miß?“

„Nein!“

„Bewahren Sie nicht einige Wenige, die Ihnen geschenkt wurden?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Und woher kommen denn die Schmetterlinge innerhalb der Vorhänge Ihres Bettes? Also lügen auch Sie, Miß! Auch Sie stehen tief unter den Thieren. Nur Thiere sind aufrichtig. Nur Thiere sind treu und redlich und unfähig die Wahrheit zu entstellen.“

„Mylord! Sie sind unausstehlich in Ihrem Eifer für die Thiere.“

„Kommen Sie, Miß!“

„Wohin?“

„In eine Herrengesellschaft! Sie sind doch sonst nicht so blöde.“

Er schleppte sie in einen Gartensaal, dessen Inneres einen fürchterlichen Anblick darbot. Ringsum an allen Wänden waren ältere und jüngere Herren mit großen eisernen Nägeln mitten durch die Brust an die Wände genagelt. Tafeln hingen darüber, welche die Namen und Lebensgeschichte der also bestraften Insectenquäler meldeten.

Ida stieß einen Schrei aus und wollte fliehen. In ihrer Herzensangst aber verfehlte sie die Thür und blieb dicht an der Wand vor den Leichen dreier Naturforscher stehen, die sie sinnlos anstarrte.

„Das sind Rößler, Rudolphi und Spalanzani,“ sagte Mylord kaltblütig. „Fangen Sie doch hier von „A“ an. Alberti, Almquist, Boerhave, Broussais, Bourdach, Duputrain u. s. w. Alles ist alphabetisch in der besten Ordnung und die Insectenfrevel, für die sie büßen, aus den besten Journalen und Conversationslexiken vervollständigt. — Miß! Alle diese Männer haben zwar gefrevelt, allein im Namen der Wissenschaft und hingerissen vom Erkenntnißdrang. Sie aber, ein junges, holdes Mädchen, durchbohrten Schmetterlinge, die Ihnen theuer waren, weil sie von Ihrem Geliebten kamen. Süßlächelnd und mit verliebter Hand durchbohrten Sie Schmetterlinge, die ein zärtlicher Jüngling für Sie eingefangen hatte.

Das ist himmelschreiend, das empört die Geduld der Engel."

Er nahm einen langen blanken eisernen Nagel aus einer Ecke und bewaffnete sich mit einem schweren Hammer. — "Sie werden jetzt empfinden, was es heißt, Schmetterlinge in seiner Sammlung aufzuspießen. Miß Goldhardt, Sie gehören zwischen Fiorillo und Herrn von Humboldt."

"Mylord!"

"Fordern Sie kein Mitleid! Auch Schmetterlinge sind jung und schön und muthwillig. Auch Schmetterlinge glänzen, prangen und gaukeln wie Sie, und dennoch haben Sie ihnen einen qualvollen Tod bereitet. — An Ihren Platz, Miß Goldhardt!"

"Vollenden Sie, Mylord! Ich bitte nicht um Schonung. Ich hasse das Leben, weil Derjenige, den ich liebe, ein stolzes Schweigen beobachtet, und weil ich es überdrüssig bin, die Narren, die mich mit ihren Erklärungen verfolgen, zu verlachen."

"Die Narren?" fragte Mylord.

"Meine Anbeter, Mylord! Der Eine ist wahnsinnig vor Anmaßung, der Andere verrückt vor Eitelkeit, der Dritte toll vor Hochmuth und der Vierte — doch ich will Sie nicht noch heftiger wider mich aufbringen."

„Miß! Sie kennen mich schlecht! — Wenn Haß und Todesangst Ihnen irgend etwas eingeben, was mein Mißmuth und meine Selbstverachtung mir nicht längst schon gesagt haben, so will ich mich an diesen Pfeiler dort erhenken."

„Wohlan, Mylord! Wenn Sie es denn gerne wissen wollen, der Vierte hat den Spleen. — Jetzt tödten Sie mich!"

Sie kniete nieder und bedeckte die Augen mit ihren Händen. So, in Erwartung des Todesstreiches, blieb sie geraume Zeit auf ihren Knien.

Da erhob sich eine tiefe Stimme: „Nur schwarzen Kaffee, stark und ohne Zucker, und wenn sie auch das Mäulchen noch so sehr verzieht."

Ida ließ die Hände sinken und öffnete die Augen. Das ganze Schloß mit allen seinen Gräueln war verschwunden, bis auf einen einzigen Pfeiler, an welchem Mylord, blau im ganzen Gesichte, die Zunge weit aus dem Halse gestreckt, einen scheußlichen Anblick gewährte. — Er hatte sich erhenkt.

Mit einem lauten Schrei sprang Ida auf und rannte fort, wie vom Sturm gejagt. Wohin sie eilte, wußte sie nicht, bis sie endlich fast athemlos vor einem Schlosse stehen blieb, was ihr recht bekannt und alltäglich vorkam und gar nichts Ueber=

spanntes und Ausschweifendes hatte. Sie betrat es. Es glich vollkommen dem Hôtel ihres Vaters, und an dem Comptoir, links auf dem Flur, stand auch die Firma: „Hermann Joachim Goldhardt." Verwundert eilte sie die Treppe hinauf; auch hier fand sie Alles wie zu Hause. Sie öffnete das Wohnzimmer. Ein Herr ging in demselben auf und nieder und eine Dame saß auf dem Sopha. — Es waren ihre Eltern.

„Liebe Frau," begann der Commerzienrath, „unsere Tochter ist jetzt in dem Alter, wo wir uns nach einer Puppe für sie umsehen müssen."

„Lieber Mann," antwortete die Räthin, „das hat seine Schwierigkeiten. Es ist unser einziges Kind und nicht jede Puppe wird sich für sie eignen; wo finden wir eine solche, die ihren Verhältnissen angemessen ist und ihren Neigungen und Wünschen entspricht."

„Es ist doch seltsam, daß ein Mädchen in ihrem Alter noch gar nichts von Puppen wissen will."

„Eben deßwegen dürfen wir auch nichts übereilen. Welche Vorwürfe müßten wir uns machen, wenn wir eines Tages in den Thränen unserer Tochter lesen müßten, daß sie sich mit ihrer Puppe nicht glücklich fühlt!"

„Das wäre entsetzlich! Nein, das darf nimmermehr geschehen! Wir wollen ihre Neigung zu Rathe ziehen, wir wollen ihr Herz zu erforschen suchen. — Ida!" rief der Vater.

„Ida!" wiederholte die Mutter, und eben wollte Ida ihren Eltern in die Arme eilen, als plötzlich die Thür gegenüber sich öffnete und eine zweite Ida lächelnd und niedlich geschmückt eintrat, vor ihren Eltern zwei zierliche Knixe machte und schmeichelnd fragte: „Lieb' Väterchen, lieb' Mütterchen, was soll ich?" —

Der Commerzienrath begann mit Würde: „Meine Tochter! Wenn ich von Puppen rede, so weißt du, ist es nur von solchen, die sich vor allen anderen Puppen auszeichnen und daher die größte Hochachtung verdienen. Darum sage mir aufrichtig deine Herzensmeinung: Wie gefällt dir eine Puppe wie Herr Doctor Zänker?"

„Lieb' Väterchen, sein Bauch ist mir zu dick."

„Aber," fragte die Räthin, „was sagst du zu einer Puppe wie Graf Rosenlaub?"

„Lieb' Mütterchen, seine Nase ist mir viel zu lang."

„Aber," fuhr der Commerzienrath fort, „was sagst du zu einer Puppe wie Pastor Trautholb?"

„Lieb' Väterchen, ich mag aber keine schielenden Augen."

„Aber," fügte die Räthin hinzu, „was sagst du zu einer Puppe wie Lord Middelfort?"

„Lieb' Mütterchen! ich mag kein rothes Haar."

Da hielt sich Ida nicht länger. „Vater, Mutter," rief sie, „hört nicht auf diese Zierpuppe. Ich bin Eure Ida! Ach, wenn ich so verwildert bin, daß Ihr mich nicht wiedererkennt, so wäre mir besser, Lord Middelfort hätte mich wie einen Schmetterling auf einen Nagel gespießt."

Die Eltern blickten sie befremdet an. „Kind, wer thut dir was zu Leide?"

„Die Zierpuppe da, die sich für Eure Ida ausgiebt und mich verdrängen will."

„Welche Zierpuppe?"

„Die Ihr mit einer Puppe glücklich machen wollt und die an allen Puppen etwas auszusetzen findet."

„Doctor," fragte der Commerzienrath, „was sagen Sie dazu? Selbst im Paroxismus spricht sie immer nur von Puppen und Puppen."

Und dieselbe tiefe Baßstimme wiederholte: „Nur schwarzen Kaffee, stark und ohne Zucker und wenn sie auch das Mäulchen noch so sehr verzieht."

Da schlug Ida die Augen auf, sah den Doctor groß an, lächelte und sprach: „Ach, das ist die Stimme vom Himmel, die mir Rettung verkündet.“

Und der grobe Arzt war so gerührt von der Artigkeit des schönen Mädchens, welche lächelnd aus dem Todesschlaf erwachte, daß er sich vergnügt die Hände rieb und tröstend zu den bekümmerten Eltern sprach: „Haben Sie keine Sorge! Die vergiftet sich nicht wieder, denn sie liebt das Leben.“

Drittes Buch.

Jünglings-Glück.

Was Ida träumte und Oskar ahnete, sollte draußen in wenig Tagen sich erfüllen. Die Fata Morgana der Salonwelt zerstob wie jene Luftschlösser, welche Ida in die Winde lachte, und unter blutigen Gräueln und Bürgerkrieg erbaute sich Völkerfreiheit einen Feenpalast in wilder meteorischer Schönheit.

Schon als Ida lächelnd die Augen aufschlug, gab es keine „Löwen" mehr. In dem Erstaunen über Völkerthaten und Länderschicksale waren Einzelne mit ihren Sonder-Ansprüchen vergessen. Die Mode verlangte jetzt ein bekümmertes Gesicht und ein niedergeschlagenes Wesen. Um vornehm zu sein, mußte man unermeßliche Verluste beklagen; um exclusiv zu bleiben, durfte man sich nicht blicken lassen; und

wer lachte, sich freute und muthig schien, war ein Plebejer.

Der Arzt hatte Ida heute außer Gefahr erklärt.

„Liebe Mutter!“ fragte sie kläglich, „kümmert sich Oskar gar nicht um mich? Fragt er nicht einmal, wie ich mich befinde?“

„Mein Kind! er liegt krank im Bette; der Schreck um dich hat ihn fast der Sinne beraubt.“

„Ist er gefährlich krank?“

„Tröste dich, er wird genesen, und ihr sollt glücklich sein!“

Ida erröthete und verbarg ihr Antlitz.

„Erschrick nicht, weil ich dein Herz errathen habe. Du bedarfst meines Beistandes und er soll dir werden. Befolge nur pünktlich meine Vorschriften, denn der Vater, wie du weißt, hat andere Absichten mit dir, von denen er so leicht nicht lassen wird.“

„Ach, Mutter! Mutter!“

„Höre mich an, ich habe dir wichtige Dinge mitzutheilen, woran dein Lebensglück und meine wie deine Ehre hängt. Bist du gefaßt, mich zu hören?“

„Vollkommen, liebe Mutter!“

„Vor allen Dingen muß die ganze Kette von Albernheiten, die dich in diesen Zustand brachte, ein tiefes Geheimniß zwischen uns bleiben, oder wir

werden zum Stadtgespräch, zum Märchen aller Kaffee- und Theetische."

„Ich gelobe dir, liebe Mutter, nicht wieder daran zu denken."

„Also von der blauen Phiole kommt nie ein Wort über deine Lippen?"

„Niemals!"

„Aber wenn du nicht aus Vorwitz und Albernheit Gift genommen hast, so mußt du es aus einem anderen vernünftigen Grunde gethan haben. Der liebe Vater hegt darüber einige Muthmaßungen, die ich ihm beigebracht habe. Ich war auf Oskar böse, drohte, ihn aus dem Hause zu entfernen, und du, — in deiner Verzweiflung — verstehst du mich?"

„Ach, liebe Mutter! So ganz unmöglich wäre es nicht gewesen."

„Es bleibt noch die Frage, wie du zu dem Gifte gelangtest? — Doch ich höre den Vater kommen. Bewahre du nur treulich mein Geheimniß und die Erfüllung deiner Wünsche soll meine Sorge sein. Muth! Ich werde schon zur rechten Zeit dir zu Hülfe kommen." —

Der Commerzienrath hatte vom Arzte erfahren, daß seine Tochter hergestellt sei, und mit bedächtigen Mienen trat er an ihr Lager.

„Wie geht es dir heute?“ begann er.

„Ganz wohl, lieber Vater.“

„Ich habe dir eben nichts Angenehmes zu sagen.“

„Leider!“

„Bisher hast du nur den gütigen Vater in mir kennen gelernt, heute muß ich dir den strengen zeigen; denn statt mir Freuden und Ehre zu machen, wie deine Schuldigkeit ist, überhäufst du mich mit Kummer, Gram und Schande. Du bist eine Verbrecherin. Selbstmord heißt die That, die du zu begehen dachtest. — Du erschrickst? Du weinst? Merk' dir, wohin thörichte Leidenschaften führen können.“

„Ich habe aber doch nicht mit Vorsatz gesündigt,“ schluchzte Ida.

„Das thatest du! Ich weiß Alles. Deine Mutter hat mir alles gesagt. — Hast du deswegen eine so glänzende Erziehung erhalten, um die Frau eines Handlungsdieners zu werden? Darfst du an seiner Seite in allen den Gesellschaften dich blicken lassen, in denen du zu leben gewohnt bist? Auch deine Eltern würden sich zum Gespötte machen, wenn sie in solch eine Verbindung ihrer einzigen Tochter willigten. Ja! selbst Oskar, so weit ich ihn kenne, denkt viel zu stolz und edel, um als Glücksritter und Liebes-Abenteurer mein Schwiegersohn zu werden.“

Ida, die sich plötzlich wieder aller Hoffnung beraubt sah, weinte ihre bittersten Thränen und rang die Hände. Die Räthin glaubte sich ihrer annehmen zu müssen.

„Schone deine kaum genesene Tochter,“ rief die Räthin, „du bringst sie zur Verzweiflung. Soll sie etwa zum zweiten Male und vielleicht mit besserem Erfolge ihre That wiederholen?“

„Hat sie denn noch immer Gift?“

„Das wird sie uns nicht verrathen!“

„Und wer brachte ihr Gift?“

„Sie will lieber noch einmal Gift nehmen, als diejenige Person verrathen, die solch einen Dienst ihr geleistet. Das hat sie mir geantwortet. Sprich du mit ihr, wenn du denkst, daß sie aufrichtiger gegen dich sein wird.“

„Ei sieh, mein Schatz, heut nimmst du die Partei deiner Tochter. Früher war es umgekehrt. Ich weiß aber auch, warum du es thust. Von jeher hast du sie unterdrückt, und heute gar willst du sie an einen einfachen armen Handelsdiener wegwerfen. Ich lasse mir viel von dir gefallen, ich gebe dir immer nach; aber eines dulde ich nicht in meinem Hause: Keinen Scandal! — Ida! Bist du mit deiner Mutter einverstanden? Wärst du fähig, solche ab-

scheuliche That zu wiederholen? — Nun wohl! Thu', was du verantworten kannst; doch hör' mein letztes Wort: du hast acht Tage Bedenkzeit, nach Verlauf derselben wirst du zwischen den vier würdigen Männern, welche ich für dich ausgesucht habe, eine Wahl getroffen haben. Wo nicht, bist du meine Tochter nicht mehr!"

So sprach der Commerzienrath entschlossen und verließ das Gemach.

„Ach, Mutter!" klagte Ida, „jetzt ist Alles verloren."

„Närrchen!" lachte die Räthin, „für's erste haben wir acht Tage. Freilich eine kurze Frist, um zwischen vier Männern zu wählen, doch reicht sie hin, einen Hausvater dreißig Mal anderen Sinnes zu machen. Für's zweite scheinst du mir mit allen deinen Freiern nicht eben auf dem besten Fuße zu stehen; das könnte den Einen oder den Andern wohl bewegen, freiwillig zurückzutreten. Für's dritte eignet sich die stürmische Gegenwart wenig zu Hochzeitsfesten. Endlich hast du — du weißt unter welcher Bedingung — mein Wort erhalten, und du wirst schon erfahren haben, daß das, was ich mir einmal vorsetze, unter allen Umständen ausgeführt werden muß.

In der Stadt ward es von Tag zu Tag unruhiger. Handel und Gewerbe stockten, die Fabriken feierten und entließen ihre Arbeiter; niemand dachte an Erwerb. Die brodlose Menge schien des Hungers gewohnt und verlangte nur Neuigkeiten. Daran fehlte es nicht. Zeitschriften und Flugblätter wurden in allen Straßen feilgeboten und laut verlesen. Sie sprachen von Straßen-Kämpfen, Barricaden-Schlachten und waffenlosen Siegen der Völker über wohlbewehrte Kriegesheere. Alle Fremde und Durchreisende brachten Nachrichten von Volks-Aufständen, erbrochenen Zeughäusern und geplünderten Waffen-Magazinen; selbst die Landleute, die zu Markte kamen, erzählten von zerstörten Zollhäusern, mißhandelten Beamten und niedergebrannten Wachthäusern, und es schien nur eines kleinen Anlasses zu bedürfen, so verwirklichte die Menge alle Vorstellungen, womit sie jetzt einzig und allein genährt wurde.

Schon im vorigen Jahre, während der Theuerung, hatte das Volk seine Kräfte versucht und kennen gelernt; Haß und Erbitterung gegen Polizei und noch weniger die erlittenen Züchtigungen waren vergessen worden. Vorläufig wurden Abend für Abend die Straßen-Laternen zertrümmert, Polizeidiener oder Soldaten mißhandelt, oder mißliebigen Personen die

Fenster eingeworfen. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen, allein die Menge trotzte kühn dem Fußvolk und zerstreute sich, wenn Reiterei heransprengte, in enge Nebengassen. Kaum aber wirbelte die Lärmtrommel, so verließen auch die Bürger ihre Club- und Kaffee-Häuser, um Haus und Herd und Eigenthum zu wahren, und nicht selten kühlte dann die erbitterte Soldateska an den Heimkehrenden ihren Muth, und zahlreiche, mitunter tödtliche Verletzungen fielen vor. Die Bürger waren in Verzweiflung. In einer Zeit, wo man von jeder Stunde neue, weltgeschichtliche Ereignisse erwartet, hält man es nicht lange zwischen seinen vier Pfählen aus und fühlt sich nur in zahlreichen Kreisen und großen Versammlungen wohl. Aber fast war es mit Lebensgefahr verbunden, Abends das Haus zu verlassen. Die Menge hingegen höhnte und frohlockte: „Mußten wir voriges Jahr die Schläge der Zuchtmeister uns gefallen lassen, so mögen sie dieses Jahr Schwadronhiebe und Bajonetstiche hinnehmen.“

Nichts wurde gespart die aufrührerische Menge zu besänftigen. Was voriges Jahr die Menschenliebe versäumt hatte, bemühte sich Furcht und Besorgniß dieses Jahr nachzuholen. Haus-Collecten wurden veranstaltet und Behörden ernannt, um Bauten und öffentliche

Arbeiten vorzunehmen. Mit einem Worte: Alles geschah für's Volk. Auch die Narren sogar, die in den langen Friedensjahren wie ausgestorben waren, die theils in ihren Häusern ein anständiges Incognito behauptet oder in den Salons eine gebildete Anspruchslosigkeit gewonnen hatten — auch die Narren faßten wieder den alten Muth, nahmen die Schlafmützen ab und setzten sich die Schellenkappen auf, um sich buntscheckig dem Volke zu zeigen.

Noch war von Ida's Bedenkzeit nicht der zweite Tag verstrichen, als schon der junge Pastor Trautbold sich gemüssigt sah, einen Hirtenbrief zu erlassen, um seine verirrten Schäfchen wieder an sich zu locken und um sich zu sammeln. Denn weil man an Weltliches und Irdisches nur dachte, blieben alle Kirchen leer, selbst wenn der Auserwählte auf der Kanzel stand.

Dieser Hirtenbrief prangte heute an allen Straßenecken und schilderte die französische Republik als das Reich des leibhaftigen Antichristes. Schon im Jahre Siebzehnhundertzweiundneunzig, hieß es darin, habe dieses Reich aus höllischem Trotz und Frevelmuth, und um die Geburt des Erlösers zu läugnen, seine Zeitrechnung mit Anno I. begonnen und habe mit haarsträubender Frechheit den allmächtigen Schöpfer

des Himmels und der Erde als einen „vormaligen Gott“ abgesetzt, um Revolutions-Altäre zu bauen und ein höchstes Wesen zu verehren, welches höchste Wesen aber niemand anders sei, als der verfluchte Pseudotheos, der mächtiglich regierte zur Zeit des Herrn und Heiland, und in den Kriegsknechten lebendig war, daß sie das Lamm Gottes verhöhnten, verlästerten und verspien, und den Juden innewohnte, daß sie über den Sohn Gottes ausriefen: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Eben dieser Pseudotheos war es, welcher einst zu Jesum Christum trat, um ihm alle Reiche der Welt darzubieten, wofern er ihn anbeten wolle, und eben dieser Pseudotheos erhöbe auch heute sein höllisches Haupt, um den Völkern Souveraineität anzubieten. Denn was ist Volks-Souveraineität anders als eine aufrührerische Lockung dieses ewig verfluchten Geistes, welche lautet: „O Völker, alle Reiche dieser Welt sollen Euer sein, wofern Ihr mich anbetet,“ das heißt: laßt ab von dem ewigen Schöpfer des Himmels und der Erde, von Jesu Christo und dem heiligen Geiste, um statt dessen Revolutions-Altäre zu errichten. Wie aber Christus sprach: „Böser Geist, weiche von hinnen, ich habe keinen Theil an dir,“ also sei auch heutigen Tages unsere Rede: „Böser Geist, weiche von hinnen! Uns

lüstet nicht nach den Reichen dieser Welt, denn nicht von dieser Welt ist das Reich Christi. Wir wollen glauben und gehorchen, wie es frommen Christen ziemt, und unser Vaterland, unsere Heimath sei das ewige Leben."

Die Zeitung brachte eine Beantwortung dieses Hirtenbriefes, überschrieben: An einen gewissen Pastor N. N. Sie lautete:

„Herr Pastor! Wer in Ueberfluß und Freuden lebt, für den giebt es nichts bequemeres, als von der Kanzel herab unbedingtes Gottvertrauen und blinde Ergebung in das Geschick zu verlangen. Aber wenn Sie an einen Gott glauben; wenn Ihre Religion Werth für Sie hat; so entäußern Sie sich freiwillig des Glanzes und Wohllebens; zeigen Sie durch die That, daß es etwas Höheres giebt als Geldbesitz und Sinnengenuß. Treten Sie zu uns über, begeben Sie sich in freiwillige Armuth, nach dem Beispiele Jesu Christi, der sich ja auch erniedrigte, um die Menschen zu sich empor zu heben." —

Diese Zeilen wurden unzählige Male aus allen Zeitungen geschnitten und unter den Hirtenbrief an die Straßenecken angeschlagen, oder in Brief-Couverts aller Art eingeschlossen und frankirt und unfrankirt dem Herrn Pastor zugesendet. Auch an die Kirch-

thüren und an sein eigenes Haus wurden sie angeklebt und immer wieder angeklebt, so oft er sie abreißen ließ. Wie man allgemein sagte, hatten seine Amtsbrüder, die seines Glückes und seiner Stellung halber auf ihn neidisch waren, bei diesem Frevel ihre Hände mit im Spiel.

Am selben Abend erklärte die Räthin ihrem Manne: Ida's Entschluß sei bereits dahin gediehen, daß sie nimmermehr einem Manne angehören wolle, welcher öffentlich der Heuchelei und Scheinheiligkeit gezeiht worden sei.

Der folgende Tag brachte eine eben so glückliche Neuigkeit. Lord Middelfort hatte mit echt britischer Naivetät mittelst Anschlag verkündet: daß es der weltgepriesenen deutschen Humanität zu keinem Ruhm gereiche, wenn Capital-Pferde im hohen Alter den Karren ziehen und Hunde und Katzen nach langjähriger Diensttreue zum Schinder wandern müßten. Verständiger und menschlicher sei es, so nützliche und brave Thiere, bevor sie der Altersschwäche anheimfielen, zum sanften Tode an die Schlachtbank zu führen und ihr reinliches Fleisch den Armen zu schenken. Endlich sogar erbot sich Seine Lordschaft, in dieser Zeit des Mangels und der Nahrungslosigkeit, Pferde, Hunde und Katzen aufkaufen, schlachten

und in seiner Küche wohl zubereiten zu lassen, um jedweden, der sich über das herkömmliche Vorurtheil hinwegsetzen könne, täglich einen gesunden, wohlschmeckenden Braten zu liefern.

Aber mit einbrechender Nacht zogen große Haufen vor Mylords Hôtel, brachten ihm eine Katzenmusik und warfen ihm die Fenster ein. Auch die Hausthür wollten sie erbrechen und alles Küchengeschirr kurz und klein schlagen. Glücklicherweise aber widerstanden die wohlbeschlagenen eichenen Flügelthüren, bis die Wache kam und Reiter heransprengten, um das Volk zu verjagen. Doch wo sich Mylord am folgenden Tage zeigte, erhob sich Hundegebell, Katzengemaue und Pferdegewieher; dasselbe geschah, wenn seine Equipage oder auch nur seine Livrée sich blicken ließ. Mylord fand dies unerträglich, doch was er auch dagegen unternahm, vermehrte nur den Unwillen des Volkes, welches sich in seinen Vorurtheilen niemals stören läßt. Er sah sich endlich veranlaßt, die Residenz und den in Aufruhr begriffenen Continent zu verlassen, um nach seinem Insellande zurückzukehren, wohin viele hohe Personen damals gleichfalls ihre Zuflucht genommen hatten. — Von Ida's Bedenkzeit war der fünfte Tag verstrichen, als die Zeitungen Mylords Abschied an Freunde und Be-

kannte und seinen Dank für genossene Gastfreundschaft brachten.

„Ganz wohl — meinte der Commerzienrath — so hat sie noch zwei Freier und drei Tage Bedenkzeit. — Wir wollen sehen.“

Der Gefährlichste von den beiden Uebriggebliebenen schien offenbar Graf Rosenlaub. Er blieb exclusiv; man hörte nichts von ihm; doch war nicht alle Hoffnung verloren. Das Militair ward gefürchtet und gehaßt, zumal die Husaren, welche sich die schlimmsten und grausamsten Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen lassen.

Doctor Zänker hingegen hatte schon längst nicht ertragen können, von den Tages-Begebenheiten, welche ehedem durch seine Hand gehen mußten, um Glanz und Bedeutung zu gewinnen, verdunkelt und verdrängt zu werden. In einer so wildbewegten Zeit hatte es freilich seine Schwierigkeiten, wieder an die Spitze der Ereignisse zu treten, denn mit der Studirstuben-freisinnigkeit und mit dem Muth am Schreibtisch war nichts mehr gethan. Das Volk, welches in den glänzenden Salons lange genug mit Geringschätzung

übersehen worden war, gab jetzt den Ausschlag und verlangte von seinen Helden Kühnheit und Thatkraft.

Schon hatte Zänker, um seinen alten Ruhm mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen, den ersten Schritt abwärts gethan. Der vormalige exclusive Salonlöwe war jetzt der Held anständiger Clubs und Kaffeehäuser geworden und seine Popularität und treffliche Rednergabe entzückte und ermuthigte jetzt Groß= und Klein=Bürger, welche er ermahnte, auf dem Wege der Eintracht und des gesetzlichen Fortschritts die Freiheit zu erlangen, und die einheitliche Entwickelung des deutschen Vaterlandes zu vollbringen. Mit weit geringerer Selbstüberwindung entschloß er sich nunmehr auch zu dem zweiten Schritte abwärts. Um seine Größe und Unsterblichkeit ferner zu behaupten, blieb dem nunmehrigen Club= und Kaffeehaus=Redner nur noch übrig, ein Mann des Volkes zu sein.

Er lud daher sämmtliche Club=Mitglieder und Kaffeehaus=Gäste zu einer General=Versammlung ein, an welcher auch das Volk sich betheiligen sollte, um eine Adresse an die Regierung gelangen zu lassen und die Wünsche des Volkes, welche bereits in allen deutschen Ländern laut sich kund gaben, derselben vorzulegen.

Der Aufruf zu dieser General-Versammlung, damit nicht etwa die Censur ihn im Keime ersticke, wurde in zahlreichen Abschriften vervielfältigt und noch in derselben Nacht von den Heimkehrenden an alle Straßenecken angeschlagen.

Ein schriftlicher Aufruf in ganz verschiedenen Handschriften war etwas Neues und Auffallendes. Die Kühnheit, mit welcher im Namen des Volkes: Constitution und freie Presse, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Verminderung der Heere verlangt wurde, setzte die Menge in Erstaunen. Schon mit dem frühesten Morgen war das Gewühl und Gedränge in den Vorstädten lebhafter als je. Man verlas den Aufruf, deutete ihn, lärmte und stritt, aber ohne der Aufforderung Folge zu leisten. Denn noch hielten die Stände sich fern von einander. Mangel und Besitz, Arbeit und Capital hatten sich noch nicht vertrauen gelernt und der Proletarier in seiner Jacke oder Blouse, wagte noch nicht, sich unter wohlgekleideten Bürgern zu zeigen. Aber zwei Worte enthielt der Anschlag, welche alles Mark durchfuhren und alles Blut in Wallung brachten: „Volksbewaffnung!“ — Ja, Waffen mußte man haben, um alle Thaten nachzuahmen, die man mit jauchzendem Entzücken täglich hörte und die einzig

und allein die Vorstellungskraft beherrschten. — „Verminderung der Heere!“ — Je nun, die gedachte man auch nöthigenfalls aus eigner Faust hervorzubringen! — Hie und da erhob sich schon der Ruf: „Waffen her! Zu den Waffen!“ und endlich verbreitete sich dieses Geschrei durch alle von der ärmeren Classe bewohnte Stadttheile.

Indessen hielt Zänker in einem geräumigen Garten der Vorstadt vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung seine in modernem pikanten Journalistenton abgefaßte Rede.

„Wir dürfen leben und gesund sein“ — sagte er unter anderm — „um vor unseren Fürsten Parade und Manoeuvre zu machen. Wir dürfen arbeiten und erwerben, um steuerkräftig zu sein. Wir dürfen zu Hause befehlen, um unsere Kinder frühzeitig an sclavischen Gehorsam zu gewöhnen. Aber zusammenhalten dürfen wir nicht; nicht einmal Farben und äußere Abzeichen dürfen wir tragen, und unser Denken und Reden, unser Lesen und Schreiben ist einem Maße unterworfen, und die Polizei überwacht es. Aber die Zeiten sind stürmisch geworden, und die Fürsten rufen die Völker jetzt auf, sich um sie zu schaaren und alle für einen zu stehen. — „Recht gern!“ wollen wir sagen. — Aber dürfen wir

auch? — Unser allergnädigster Landesvater ertheile uns Versammlungs- und Vereinigungsrecht, so wollen wir uns um ihn schaaren. Unser allergnädigster Landesvater gewähre uns Volksbewaffnung, so wollen wir für ihn streiten. Endlich gebe er uns auch Denk- und Preßfreiheit, damit, wenn der Feind wieder einmal in's Land rückt, wir nicht die Ausrede haben: „das ist unsere Sache nicht, wir dürfen uns ja um Politik nicht kümmern.“ Aber wir können singen und beten, um für unseren geliebten Landesvater den Segen des Himmels hernieder zu flehen. Sollte das nicht genügen, sollte unser allergnädigster Landesvater vielleicht wieder unseres Blutes bedürfen und für diesen Fall geruhen, uns eine Erweiterung unserer Rechte zu versprechen, so wollen wir uns einen Erlaubnißschein vom Viertels-Commissarius besorgen, damit wir unserem allergnädigsten Landesvater auch glauben dürfen. Denn Allerhöchst dero getreue Unterthanen sind nicht nur gewohnt die geistliche Ruthe der Pfaffen zu küssen, sondern auch die weltliche der Polizei und es ist noch nicht lange her, daß wir wegen eines Versprechens unseres allergnädigsten Landesvaters bei unseren Viertels-Commissarien sehr übel ankamen.“ —

Ein wildes Gelächter, ein lang anhaltender Bei-

fallssturm erhob sich. — Als er allmählich verhallte, hörte man in der Ferne die Trommeln wirbeln, die Signalhörner gellen und die Trompeten schmettern. Ein panischer Schreck ergriff die Versammlung. Lautlos horchte man eine Weile, endlich erkletterte Jemand einen Tisch und rief: „Meine Herren, eilen Sie, ihre Wohnungen zu erreichen, ehe die Straßen gesperrt werden. Das Volk greift zu den Waffen, die ganze Stadt ist in Aufruhr.“

Auf diese Kunde wandte Alles der Tribüne den Rücken und stürzte den Ausgängen zu. Die jungen Leute wiederholten den Ruf: „zu den Waffen!“ jedoch Zänker erhob seine gewaltige Stimme: „Mitbürger! Vergießt kein Blut! Macht nicht gemeine Sache mit Aufrührern und Empörern. Bekämpft Euren Muth! Zeigt, daß Ihr Männer seid, indem Ihr Euch zu mäßigen wißt. Erhaltet Eure Kräfte dem Vaterlande; spart Euren Muth für die Zukunft. Die Zeiten werden kommen, wo Deutschland Eurer bedarf!“ — Aber Niemand hörte auf ihn, Jeder suchte das Freie zu gewinnen und die Gendarmen und Polizeidiener draußen, welche das Gedränge verhindern wollten, wurden über den Haufen gerannt. Indessen war die Versammlung überwacht worden. Hier vermuthete man den Herd des Aufruhrs, der

in anderen fernen Stadttheilen wüthete und die Querstraßen waren schon mit Fußvolk gesperrt, welches mit Kolben und Bajonetstößen die Heimeilenden in die Hauptstraße zurückdrängte. Plötzlich schmetterte eine Trompete und Graf Rosenlaub mit seiner Schwadron sprengte mitten in die dichtesten Haufen der wehrlosen Bürger, und ließ Alles niederreiten und niederhauen. Ein grenzenloses Jammergeschrei erfüllte die Lüfte. An allen Fenstern standen händeringende Zuschauer; viele Hausthüren öffneten sich, um den grausam überfallenen Mitbürgern eine Zuflucht zu gewähren. Aber so weit ging die rohe Wuth der Husaren, daß sie ihre Sattelpistolen in die offenen Häuser hinein abfeuerten.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Unheilskunde in der Stadt und Alles gerieth in Aufruhr, Lebendiges, wie Todtes. Das Pflaster wurde aufgerissen, Wagen umgestürzt, Säcke mit Sand gefüllt und Steine, Möbeln, Ballen zu Barricaden aufgethürmt. Die Dächer wurden abgedeckt und die Ziegel am schwindelnden Rande als Wurfgeschosse übereinander geschichtet. Knaben trugen Körbe mit Pflastersteinen in die obersten Etagen; Frauen machten Oel siedend; Beile, Aexte, Stangen, Mistgabeln, Alles was einer Waffe ähnlich sah, wurde vertheilt und die Schwert-

feger öffneten gutwillig ihre Laden, gaben ihre Vorräthe preis und stellten sich mit in die Reihen der Kämpfer.

Etwa hundert Schritt vom Hôtel des Commerzienrathes erhob sich eine Riesen-Barricade aus Steinen, Tonnen, Balken, Wollsäcken, kurz aus dem verschiedensten Material errichtet; selbst aus der nahe gelegenen Dampfmühle hatte man die vollen Mehlsäcke herausgeholt und mit zu der Befestigung benutzt. Sie war von einer ansehnlichen Mannschaft besetzt, unter welcher sich viele wohlgekleidete und mit Büchsen bewaffnete Bürgersöhne befanden.

Eben langte noch ein neuer Trupp zerlumpter Proletarier an, welche alle die schönsten Büchsen und Hirschfänger, ganz neu, aus einem Schwertfegerladen, führten und den Tscherkessen glichen, deren einziger Stolz es ist, schöne Waffen zu tragen, und die es für unter ihrer Würde halten, ein ganzes Kleidungsstück zu besitzen.

An ihrer Spitze stand ein riesiger Schmiedegesell, berühmt durch seine Stärke. Er hatte in Spanien und Afrika gefochten und führte den Oberbefehl in diesem Stadttheile.

„Kameraden!“ sprach er zu der Mannschaft in der Barricade, „dies ist ein wichtiger Posten, hier stehe ich mit meinen besten Schützen. Wer seinen Mann nicht sicher auf's Korn nehmen kann, der trete lieber zurück und helfe laden, und wem das Herz nicht auf dem rechten Flecke sitzt, der gehe und thue seine Thaten anderwärts.“ — Er wandte sich an seine Leute. „Was Euch betrifft, meine Brüder und Nebengesellen, so haben wir schon im vorigen Jahre gezeigt, daß wir uns aus diesen Kasernenhelden und Commißbrodfressern wenig machen. Denkt an die Prügel, die Euch aufgezählt wurden, weil Ihr Kartoffeln verlangtet, und jagt ihnen dafür heute blaue Bohnen, warm aus der Büchse, in den Magen.“

Ein wüthendes „Hurrah“ erhob sich.

Der Commerzienrath stand auf der Warte seines Hauses. Er hörte das wilde Hurrahgeschrei aus der Barricade, sah Kanonen anfahren und Kanoniere mit brennenden Lunten sich daneben aufpflanzen. Ihm ward nicht wohl dabei und er eilte die Treppe hinunter.

Eben hatte Ida ängstlich ihre Mutter gefragt: „Was macht Oskar? Laß uns hinauf zu ihm. Das furchtbare Kriegsgetöse wird ihn rasend machen.“

„Wohin denkst du, Mädchen! Was würde der Vater dazu sagen!“

„Er wird hinaus wollen in den Kampf und nicht zu halten sein.“

„Welch ein Einfall, Mädchen! Das ganze Haus ist verschlossen und verriegelt.“

In diesem Augenblicke erhob sich das jauchzende Hurrah in der Barricade.

„Ach, Mutter, Mutter! Und läge er im Grabe, dieses Aufruhrgeschrei würde ihn erwecken, wie ein Ruf der Vorsehung!“

„Beruhige dich doch nur, fast haben wir ja schon gesiegt. Auch der Rittmeister und der Doctor haben sich heute unmöglich gemacht. Der Vater kann schon gar nicht mehr seinen Willen durchsetzen. Aber wir dürfen ihn das nicht fühlen lassen.“

„Ja, die alten Ansprüche fallen und vertilgen sich einander selbst. So erfüllt sich, was er längst prophezeit. „Die Zeit wird kommen, wo ererbter und erwucherter Reichthum, angeborene und erschlichene Stellung nicht mehr Alles gelten; wo statt Eigennutz, Wucher und Bestechlichkeit: Gemeinsinn, Vaterlands- und Nächstenliebe walten;“ und dann wird auch er zu Ansprüchen berechtigt sein. — Du siehst, liebe

Mutter, er hat wahrgesagt. Diese Zeit bricht jetzt wild und schrecklich an."

Man hörte den Commerzienrath die Treppe herunter kommen. — „Schweig!" warnte die Räthin, „und erwähne Oskar mit keiner Silbe, wenn du nicht ein neues Ungewitter heraufbeschwören willst."

Der Commerzienrath trat ein. Er schien sehr angegriffen. „Kanonen!" seufzte er, „Kanonen in unserer friedsamen Stadt; Kanonen im neunzehnten Jahrhundert. Ja, hätten wir gebaut wie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert: Mauern von sechs bis zehn Fuß Dicke; bombenfeste Gewölbe, die Scheiben klein und rund und in Blei gefaßt, die Straßen krumm und eng, voll Kanten, Winkeln, Erkern und Vorsprüngen. Aber wie haben wir gebaut! wie haben wir gebaut! — die Straßen gerade, die Häuser himmelhoch, die Fenster konnten wir nicht groß genug bekommen, die ganze Stadt ist von Glas, Mauer und Balkenwerk sind bloße Zuthaten. Schon beim Knall einer Kanone werden unsere Häuser zertrümmern, ein Sturmwind reißt sie um; wer eine gute Lunge hat kann sie umlachen!"

Das Wort umlachen erinnerte Ida an ihren Traum und sie lachte hell auf.

„Lachst du schon wieder?“ fragte der Commerzienrath, „befindest du dich heute so wohl?“

In diesem Augenblick krachte die erste Kanone. Alle Scheiben im ganzen Hause klirrten und dröhnten.

Ida faltete die Hände und betete laut: „Barmherziger Gott, schütze Oskar. Umfange sein Gehirn mit Nacht, schließe sein Ohr mit Taubheit, damit er diesen Donner nicht hört.“

Ein zweiter Kanonenschuß. Klirrend und krachend hörte man den Kartätschenhagel an die Steine prallen.

In den oberen Gemächern erhob sich ein Gepolter und Oskars Stimme wurde laut.

„Gott hat seine Engel zu sich gerufen, denn eine wilde, furchtbare Zeit bricht an. Mag die Welt zum blutigen Chaos werden, ich habe nichts mehr zu verlieren und Aufopferung ist Wollust.“

Es stürzte Jemand die Treppe hinunter, Andere eilten ihm nach und schrien: „Haltet ihn, haltet ihn, er ist rasend.“ — Eine neue Salve von Kartätschen donnerte, klirrte und polterte gegen die Barricade und ein wüthendes Gelächter erhob sich.

Die Kugeln hatten in die Mehlsäcke geschlagen; in der ganzen Barricade war Alles über und über gepudert.

Im Muthe des Wahnsinns hatte Oskar ein Fenster nach dem Garten zu zertrümmert, sprang hinaus und schwang sich über die Gartenmauer. Das rathlose Gesinde erfüllte das Haus mit Wehklagen. Ida warf sich in einer Ecke des Zimmers auf ihre Knie und betete laut:

„Allgütiger Gott! Deine Gnade hat mich erhalten, als ich aus Unverstand und Vorwitz in den Gifttod mich stürzte. Du wirst Oskar nicht verlassen, der aus Hochherzigkeit und Aufopferungslust, von reiner Vaterlandsliebe beseelt, dem Kanonendonner entgegen-eilt. — An mir war Alles strafbar und doch hast du mich gerettet; an ihm ist Alles lobenswerth und edel. Gerechter Gott! Du wirst ihn schützen in dieser Schreckensnacht.“

„Gott wird ihn schützen!“ sprach ihre Mutter mit Thränen in den Augen; dann wandte sie sich zu ihrem Manne: „Glaubst du, sie trennen zu können?“

Nur die besten Schützen in der Barricade durften feuern, und der riesige Schmied ermahnte stets: „Haltet auf die Officiere.“ — Die Uebrigen mußten die Gewehre laden und hinreichen. Sie knirschten vor

Ungeduld mit den Zähnen. — Immer mehr streitlustige Mannschaft langte an. Immer lauter ward das Geschrei zum Angriff.

„Kinder!“ — rief der Schmied — „wer hat Lust eine Kanone zu nehmen?“ ein grelles Jauchzen war die Antwort.

Er musterte die Reihen der mit Hämmern, Beilen und Stangen Bewaffneten und blieb vor einem Jüngling stehen, der, baarfüßig und baarhäuptig, nur mit Hemd und Unterbeinkleidern versehen, sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte.

„Du willst wohl deine feinen Kleider schonen, mein Junge?“ — fragte ihn der Schmied — „weil du nackt gehst.“

„Ich bin nackt zur Welt gekommen, ich kann auch nackt aus der Welt gehen.“

„Brav geantwortet und dieser Barricade würdig. Aber du hast ja keine Waffen.“

„Ich will eine Kanone nehmen!“

„Du sprichst wie ein Spartaner. Aber du zitterst ja, friert dich?“

„Ich war krank, wie die Zeit.“

„Mein Prinzchen!“ — lachte der Schmied — „deine Antworten sind fein, wie deine Unterhosen. So zeige was du vermagst.“

Noch einmal donnerten und rasselten die Kartätschen gegen die zitternde Barricade; in diesem Augenblick, wo Alles voller Pulverdampf war, commandirte der Schmied: „Sturm-Thor offen! Zum Einbruch, Lauftritt mit Hurrahgeschrei, vorwärts Marsch!“

Wenige Minuten verstrichen; nach Verlauf derselben ward eine Kanone in die Barricade gebracht. Auf dem Rohre lag Oskar und hielt es fest umschlungen; er war verwundet und hatte geschundene Fußsohlen. Der Vorderste im Sturm, hatte er sich auf's Rohr geworfen, eben da der Kanonier aufhauen wollte.

„Wer ist der junge Held?“ fragte der Schmied, „wer kennt ihn?“

Die Bürgerssöhne kannten ihn und sprachen: „Es ist der Neffe des Banquier Goldhardt in dem großen Hause dort.“

„Bringt ihn dahin und verkündet seine Ehre und fügt hinzu, wir Alle werden gleich ihm unsere Schudigkeit thun und uns von einem nackten Jüngling nicht beschämen lassen.“

Vier Bürgerssöhne trugen Oskar nach Hause; sie mußten lange pochen ehe ihnen geöffnet wurde.

Ida ließ es sich jetzt nicht nehmen, den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen, und der

Commerzienrath widerstand nicht länger; der siegreiche Wille der Liebe fand in dieser gewaltigen Nacht keinen Widerspruch mehr.

Oskar lag in tiefem Schlafe. Die Erschütterungen der Nacht hatten wohlthätig auf ihn gewirkt und der Blutverlust und die Anstrengung des Kampfes das Fieber aus seinen jungen Gliedern vertrieben.

Siegesjubel weckte ihn. Alle Glocken läuteten, die ganze Stadt war erleuchtet und jauchzend zog die Menge mit erbeuteten Fahnen und Waffen durch die hellen Straßen.

Lächelnd beugte sich Ida über sein Lager: „Steh auf aus deinem Grabe, Oskar! Die Zeit ist da, wo redliche Geschicklichkeit, guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden.“

„Was soll das Alles heißen, holde Cousine?“

Und Ida erzählte ihm, bunt und wirr durcheinander, bald lachend und bald weinend, ihren Traum, wie sie sich mit allen ihren Anbetern entzweit und ihre Luftschlösser über den Haufen gelacht habe, und wie dieser Traum zur Wirklichkeit geworden war, wie die jüngsten gewaltigen Ereignisse eben so destructiv wie ihr Gelächter gegen alle Anmaßungen angewirkt,

und ihre Anbeter sich allgemein lächerlich und verhaßt gemacht hatten.

„Habe ich auch wahr geträumt, Oskar?“ fuhr sie endlich fort: „Bin ich der Engel deines Lebens? Soll ich der Preis deiner Thaten sein? Sieh', unsere Verbindung ist jetzt auch in den Augen der Welt gerechtfertigt. Man ehrt dich als einen Freiheitskämpfer und zum Lohn für deinen Heldenmuth und deine Tapferkeit gewährt dir mein Vater meine Hand. — Nun, willst du jetzt aus deinem Grabe auferstehen?“

„Ja!“ rief Oskar, „ich erstehe aus dem Grabe, und diese Auferstehung feiere ich mit Völkern und Vaterland.“ —

Noch ein Luftschloß.

Das Glaubens-Bekenntniß.

Der Freiherr Caspar von Zechau auf Zechau war ein riesiger handfester Krautjunker, der schon in dem zarten Alter von sechzehn Jahren Kutscher und Bediente durchprügelte, die besten Racepferde zu Tode jagte, kein Mädchen in Ruhe ließ und jeden Bauerlümmel, der auf seine Kräfte pochte, zum Ringen aufrief und niederwarf. Sein Vater Hans von Zechau war gestorben und hatte ansehnliche Besitzungen und Barschaften hinterlassen, nebst einer kugelrunden Wittwe, die gern Backwerk aß und Malaga trank, den ganzen Tag über kreuzfidel war und über die Geniestreiche ihres hoffnungsvollen Sohnes lachte, daß der Stuhl unter ihrem gewichtigen Körper knackte.

Nach vollendetem Trauerjahr wollte Caspar ungeachtet seiner Jugend und obschon er nur blutwenig wußte, auf Universitäten gehen. Aber seine Mutter

konnte sich nicht entschließen, das liebe einzige Söhnchen von sich zu lassen. Auch gab es noch ländliche Vergnügungen, welche Caspar bei Lebenszeiten seines Vaters nicht kennen gelernt hatte: Vogelschießen, Jahrmärkte, Kirmse u. s. w., auf welchen man tanzte, zechte, spielte, bisweilen sich auch raufte und balgte; lauter Zerstreuungen, welch eganz nach Caspar's Geschmack waren. Gewissenhaft besuchte Frau von Zechau diese Feste mit ihrem lieben Söhnlein, und allgemein fand man, daß sie eine charmante Frau sei, und der hochgewachsene kräftige Landjunker gefiel allen, die ihn kennen lernten. Die benachbarten jungen Edelleute und Gutsbesitzer schlossen Freundschaft mit ihm und die reichen Bauern erwiesen ihm Ehre und Hochachtung.

So verstrich die Zeit. Caspar vollendete sein vierundzwanzigstes Jahr und ward mündig erklärt. Der junge Majoratsherr hatte nunmehr nichts eiliger zu thun, als sich mit den nöthigen Papieren zu versehen, seiner Mutter Lebewohl und alles Glück zu wünschen, und während sie schrie und die Hände rang, seinen Vollblut-Araber zu besteigen und davon zu sprengen.

Es läßt sich schwer bestimmen, welch eine Figur Caspar unter den weit jüngeren, heutigen Tages nur

all zu gentilen Studenten spielte. So viel ist gewiß, daß er nach drei Semestern schon von mehr als sechs Universitätsorten das consilium abeundi erhalten hatte. Wohin er von nun an kam und sich aufzuhalten gedachte, ward er gemeiniglich nach vierundzwanzig Stunden schon vor die Polizei gefordert, um die Weisung zu erhalten, Stadt und Land sofort zu meiden.

Er selbst äußert sich über sein akademisches Leben in einem Briefe an seinen Justitiar, den Advocaten Reichmann, folgendermaßen:

„Wenn ich auch erst drei Semester studirt habe, mein lieber väterlicher Freund, so habe ich doch fast mehr schon gelernt, als einem reichen Cavalier zu wissen ziemt. In unseren Tagen geht alles geschwinder und auf Gründlichkeit kommt nichts mehr an.

Solche Narren giebt es nicht mehr, die die Weisheit lieben, weil sie Weisheit ist; und die, nachdem schon so viel entdeckt und erfunden worden ist, noch einmal einsam sich hinsetzen und forschen, um neue Erfindungen und Entdeckungen zu machen, nach denen keine Christenseele verlangt und die keine Judenseele bezahlt! Heutigen Tages soll alles praktischen Nutzen gewähren und man weiß warum man studirt. — Nicht um was zu wissen, sondern

um sich Kenntnisse zu sammeln, die etwas einbringen und woraus man Vortheil ziehen kann. Ein reicher Cavalier hat das nicht nöthig. Und was arme bürgerliche Studenten in ihren finstren Hörsälen erlauschen und gewissenhaft in ihre Collegienhefte eintragen, um sich nachmals der Zeitbewegung und Volksaufklärung zu widmen, das alles lernt ein galanter Cavalier an öffentlichen Lustorten, in Weinstuben, Delicatessen-Handlungen, an Gasttischen, in Eisenbahn-Restaurationen, auf Dampfschiff-Verdecken, u. s. w.

Ich weiß, daß die Fürsten die Unterdrücker der Völker sind; daß die Geistlichen darauf ausgehen, die Menschheit zu verdummen; daß die alten Zustände nicht mehr passen und alle Einrichtungen einer Reform bedürfen, das sind die Ideen des Jahrhunderts, welche alle Zeitungen, Bücher und Köpfe anfüllen und alles Andere gilt keinen Pfifferling mehr; Niemand giebt auch nur einen rothen Heller drauf.

Glauben Sie aber nicht, alter Freund, daß — weil ich doch einmal aus allen deutschen Bundesstaaten ausgewiesen werde — meine Sitten die eines Landstreichers sind und irgend etwas Rohes in meinem Wesen liege.

Nein! Dank sei es meinem Namen, ich bin salonfähig, und Dank sei es meinem Vermögen und

meiner Figur: ich kann ein Löwe, ein Dandy, ein Fashionable, ein jeune honnel comme il faut sein.

Wenn mir das Essen noch so gut schmeckt, kann ich thun, als sei ich besserer Kost gewohnt. Ich kann den feinsten Wein mit einer Miene trinken, als hätte ich dergleichen schon Oxhoftweis hinuntergegossen und das feinste unschuldigste Dämchen kann ich lorgnettiren mit einer Frechheit, als wollte ich sagen: „Hundert Ducaten für eine Nacht.“

Allein ich bin auch deutscher Student, und als solcher, was gewiß in heutiger Zeit selten ist, ein homo sui juris, ein Majorats- und Territorial-Herr sogar. Alles das flößt mir ein mythisches Selbstbewußtsein ein, ein Bewußtsein, welches sich nur in die Person eines so absonderlichen deutschen Studenten, wie ich bin, heutigen Tages noch verirren könnte und wovon die jetzt lebende Generation keine Ahnung mehr hat.

Dieses mythische Selbstbewußtsein muß allen meinen übermüthigen Studentenstreichen zur Entschuldigung dienen. Vielleicht hat auch Eitelkeit ihren Antheil daran. Ich weiß es nicht, allein ich muthmaße es, denn ich fühle, ich thue nichts Großes.

Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Ich komme vor den Rector.

„Herr von Zechau! Sie haben schon wieder aufrührische Reden gehalten.“

„Magnificenz! Nicht daß ich wüßte.“

„Wollen Sie läugnen, was vor hunderten von Zeugen geschehen ist?“

„Magnificenz! Wie Sie sehen, bin ich comme il faut. Ich habe nur den einzigen Fehler, daß ich mich dann und wann einmal aussprechen muß, welches mir heute unglücklicher Weise auf offenem Markte begegnete. Ich hatte trefflich gefrühstückt. Das ist in einem civilisirten Staate erlaubt; und wie ich mir Bewegung machen will, begegnet mir ein kräftig gebauter, schlechtgekleideter, bleicher und verhungerter Menschenstamm, der von karger Mittagskost herkommt, um sich an die Arbeit zu begeben. Da lief mir die Galle über und das war sehr wohlthätig für meine Verdauung, und weil es mir gut bekam, fuhr ich fort mich zu ärgern über die Zeit, in welcher nichts sitzen und passen will; über die Trägheit, die nicht mit Fäusten drein schlägt und über die Memmen, die nur mit der Feder fechten können; über den geduldigen Michel, der sich trotz aller Caricaturen und Pasquille die Schlafmütze über die Ohren zieht, und über die deutschen Schafe mit den Bärenknochen, die Sommers und Winters in aller Unterthänigkeit sich scheren

lassen. Aber gerade wie ich mitten im besten Eifern war, erschien der Pedell mit der höflichen Bitte, mich zum Rector Magnificus zu verfügen. — Ich gehorchte."

„Sie haben einen Auflauf erregt."

„Magnificenz! Es war nicht meine Schuld. Die Ideen des Jahrhunders sind, wie Sie wissen werden, nicht breit genug zu treten. Ich habe einen Versuch mit ihrer Dehnbarkeit unter Gottes freiem Himmel nur deshalb angestellt, weil man in seinem Zimmer — und ich bewohne die ganze Belle=Etage in dem *Hause — keinen Platz dazu hat. Deshalb blieben die Leute auf der Straße stehen, denn dergleichen war ihnen hier zu Lande noch nicht vorgekommen."

„Herr von Zechau, es thut mir Leid! Aber nach dieser Eröffnung bleibt mir nichts übrig, als Sie zu ermatriculiren und der Polizei zu übergeben."

„Magnificenz werden thun, was Sie müssen. Ich begreife das und wünsche nur, daß Magnificenz ebenfalls begreifen, daß ich auch nichts weiter that, als was ich thun mußte. Wir Menschen alle gehorchen den Umständen und der Nothwendigkeit. Es fragt sich nur, kommt dieser Drang von innen aus uns selbst, oder fügen wir uns in Gehorsam den äußeren und fremden Einflüssen."

Wir können reden, was wir wollen und werden sehr zuvorkommend behandelt, wenn wir ausgewiesen werden.

Ich erscheine auf der Polizei, werde dem Assessor gemeldet, und brauche keine zwei Minuten zu warten.

„Herr von Zechau! Sie sind geständig, auf freier Straße zum Volke geredet zu haben?“

„Herr Assessor, ich glaube beinahe.“

„In welcher Absicht thaten Sie das?“

„In keiner. Es geschah unwillkürlich. Ich hatte schon beim Kaffee meine Zeitungen und Journale gelesen, um meine liberalen Gefühle anzufrischen und mir einen Vorrath destructiver Gesinnungen für den ganzen Tag zuzulegen. Ich ging zum Frühstück, fand wieder Zeitungen und hörte nur von Politik reden. Ich besuchte verschiedene Wein- und Bierhäuser, überall fand ich Zeitungen und hörte Politik. Diese politische Ueberfülle mußte ich in Folge meiner Unmäßigkeit wieder von mir geben und dies geschah leider auf offner Straße. Das alles würde nicht geschehen sein, wenn wir schärfere Censur hätten und endlich auch das Sprechen über Politik an öffentlichen Orten verboten würde.“

„Herr von Zechau, ich sehe mich leider genöthigt, Sie in Ihre Heimath zurück zu weisen. Geben Sie

mir aber Ihr Wort, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen, so soll es auf Sie ankommen, wohin ich Ihren Paß visire." —

Solche Scenen wiederholten sich anfangs monatlich und später wöchentlich. Jetzt endlich brauche ich nur meinen Paß zu zeigen, so wird mir und der Polizei jede Weitläufigkeit erspart. Man versagt mir den Aufenthalt und ich muß wandern von Ort zu Ort, ruhelos, wie der ewige Jude.

Ich gehe nach Frankreich. Ich bin entsetzlich Deutschland müde. Ich finde keine Jugend, kein Volk, keinen Geist mehr. Alles ist faul und jeder treibt Schacher mit sich selbst. Der heutige Philosoph sagt, was ist ist vernünftig und beweist schulgerecht, daß alles was geschieht, gerade so geschehen muß, wie es geschieht. Ich aber sage: alles was ist, ist für Geld zu haben, und alles was geschieht, geschieht des Geldes halber."

So schrieb Caspar im October des Jahres Achtzehnhundertvierzig . . . Damals bildeten sich zahlreiche Vereine, um — wie ein katholischer Priester sich ausdrücken würde — den clericalischen Geist anzufrischen; wie man aber in dem gemäßigteren protestantischen

Norddeutschland sagte: „um dem Unglauben und der überhand nehmenden religiösen Gleichgültigkeit entgegen zu arbeiten."

Diese Vereine waren gar seltsamer und verschiedener Art. Es gab unter anderen Vereine zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier; Evangelische Pastoral-Gesellschaften zur Vermehrung des Seelsorger-Personals; Vereine für gläubige Handwerker; Vereine für gottesfürchtige Jugend; und weil die Theologie studirende Jugend am wenigsten zurückbleiben durfte, auch einen Christusbund, zur Aufrechthaltung des historischen Christus, wider die naturphilosophischen und rationalistischen Lehren eines Paulus, Strauß (einigermaßen auch Schleiermacher) und vieler anderer.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß alle diese Vereine sich eines allerhöchsten Schutzes erfreuten. Ihr Aufkommen, welches damals noch einer Sanction von Seiten der Regierung bedurfte, beweist dieses hinreichend. Indessen fanden die Christusbündler Schwierigkeiten.

Der akademische Senat nämlich versagte anfangs einem Christusbunde bei — aller Anerkennung seiner Löblichkeit — die Bestätigung, weil derselbe andere Verbindungen entgegengesetzter Art hervorrufen könne,

denen eine Bestätigung alsdann eben so wenig zu versagen sei.

Die Christusbündler aber, im Vertrauen auf den Schutz, den der Köhlerglaube von oben zu erwarten habe, wandten sich an ein hohes Ministerium, welches auf entgegengesetzte Weise entschied. Das Erkenntniß lautete:

„Daß einem Vereine, der sich mit der Bestimmung der evangelisch-lutherischen Facultät in einem so wesentlichen Einklang befände, kein gesetzliches Hinderniß entgegenstehen könne; während einem Vereine entgegengesetzter Natur (an dessen Aufkommen der Senat unmöglich im Ernste gedacht haben würde) angenommen, daß sich ein solcher bilden wolle, die Anerkennung des Christusbundes schon als gesetzliches Hinderniß entgegenstehen würde."

Dieses Erkenntniß empörte die Rationalisten und Naturphilosophen, und ihre Erbitterung kann als der Uranfang jener religiösen Bewegungen angesehen werden, welche in Ronge ihren Helden fanden, der sie durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitete.

In Religionssachen versteht der Deutsche keinen Spaß. Deutschland war der Herd der Reformation und dreißig Jahre lang das Schlachtfeld, auf welchem die Glaubensfreiheit erkämpft wurde. Um jene Zeit

aber war die treue Bundesgenossin der Glaubensfreiheit, die deutsche Presse, gefesselt und ihr Widerspruch war durch Censur-Maßregeln und Bücher-Verbote vollends zu unterdrücken.

Schon triumphirten die Christusbündler und alle übrigen Vereine waren der stolzesten Hoffnungen voll. Die Geistlichkeit aller Orte mit ihrem ganzen Anhange trat ihnen bei, und der alte Hochmuth erwachte wieder; schon dachte man daran, den alten Einfluß in Häusern und Familien wieder geltend zu machen.

Und dennoch hatten sämmtliche Vereine, bei dem kräftigsten Schutze von oben, und bei der völligen Wehrlosigkeit ihrer Gegner, nicht nur gar keinen Erfolg, sie bewirkten sogar das Gegentheil von von dem, was sie sollten, und zwar auf eine Schrecken erregende Weise.

Nach den Landes-Gesetzen war es jedermann freigestellt, nach Belieben ungehindert aus der Kirchen-Gemeinde auszutreten.

In aller Stille, oder vielmehr ganz von selbst, bildeten sich daher Austritts-Vereine, welche sich auf die Landes-Gesetze beriefen und deren Schutz in Anspruch nahmen:

„Um sich öffentlich von allem Autoritäts-

Glauben loszusagen; um nur der freien Erkenntniß Gehör zu geben; um allen kirchlichen und religiösen Ansprüchen, dem Staate gegenüber zu entsagen und nichts von allem, was aus der Religion stammt, weder im Unterricht, noch im Leben, sich aufdringen zu lassen."

Dieses waren die freien Gemeinden. Wie sehr sie sich in kurzer Zeit vermehrten, ist bekannt. Die Regierung suchte freilich den Austritt aus dem Kirchen-Verbande, der ursprünglich kostenfrei war, dadurch zu erschweren, daß jede Person für Verhandlung, Gebühren und Schreibereien einige Thaler zu entrichten hatte. Dieses minderte jedoch auf keine Weise das Austreten, welches dermaßen überhand nahm, daß an mehren Orten die Kirche schon lediglich auf ihre Gebäude und ihre Geistlichen reducirt war.

In Zechau war bisher alles beim Alten geblieben. Der alte Pastor war vor Kurzem gestorben und der vormalige Erzieher des jetzigen Gutsherrn an seine Stelle getreten. Er hatte nicht umhin gekonnt, ebenfalls Mitglied mehrerer Vereine zu werden. Allein er beschränkte sich wohlweislich darauf, die

unbedeutende Beisteuer zu entrichten. Auf der Kanzel eiferte er wohl hin und wieder einmal wider Tanz und Kartenspiel am heiligen Sonntag, ohne sich jedoch auf etwas Weiteres einzulassen. Denn in Zechau waren noch nicht einmal die Edicte der Regierung: wegen Beschränkung lärmender Vergnügungen und Schließung der Läden und Wirthshäuser während des Gottesdienstes zur Anwendung genommen.

Zechau ist ein gesegnetes Dorf und liegt in einer fetten Marschgegend; die Bauern dort sind alle reich und sehr dem Kartenspiel ergeben. Schon Sonnabends gehen sie in die Wirthshäuser und spielen mit geringer Unterbrechung, um zu speisen und ein Stündchen zu schlafen, bis Dienstags früh. Um die Kirche kümmern sie sich wenig.

Ganz anders ist es mit den Frauen, den Töchtern, den unerwachsenen Söhnen und dem Gesinde.

Es gewährt in der That einen lieblichen Anblick, wenn beim Läuten der Kirchenglocken Sonntagsvormittags die Bauerfrauen und Mädchen, in ihrem bunten Putze, von den lachenden Filialdörfern kommen und durch die gesegneten Auen nach Zechau wandeln. In der einen Hand halten sie das Gesangbuch und das schneeweiße Schnupftuch; in der anderen einen

ungeheuren Blumenstrauß. Etwa tausend Schritte hinter ihnen folgen die Bauerknaben und Knechte, denn die Sitte duldet nicht, daß Burschen und Mägde mit einander zur Kirche gehen oder neben einander in der Kirche sitzen.

Mit den Blumensträußen hat es eine eigene Bewandtniß. Es wird eine Art Luxus damit getrieben, und die Jungfrauen halten viel auf ihre Sonntagssträuße. Sie winden die schönsten und seltensten Blumen hinein, und eine will es der anderen zuvorthun. Diejenige aber, welche den prächtigsten Strauß hat, rühmt sich dessen die ganze Woche hindurch. Auch diejenige, welche in ihrem Strauße nur eine einzige kostbare Blume aufzeigen kann, hat ihren Theil Ehre acht Tage lang davon; denn es wird strenges Gericht gehalten über die Sträuße und jede Blume sorgfältig geprüft.

So wie nämlich die Gesänge vorüber sind und die Predigt beginnt, gehen die Sträuße von Hand zu Hand. Jede einzelne Blume wird betrachtet und berochen und der Strauß weiter gegeben, um einen anderen dafür in Empfang zu nehmen, mit dem man es ebenso treibt.

Was soll diese Sitte und woher rührt sie?

Lieber Gott! Man will doch eben in der Kirche

nicht schlafen und eine gesunde vollblutige Bäuerin, wenn sie an heißen Sommertagen lange still sitzen, schweigen und zuhören soll, fängt leicht an einzunicken.

Der verstorbene Prediger, welcher über dreißig Jahr in Amt und Würden gestanden hatte und ein Geistlicher von alt = protestantischem Schrot und Korn war pflegte oft drei, vier Stunden lang zu predigen. Die redliche Andacht gesunder Landleute reicht für solche Dauer nicht hin. Mit dem jungen Pastor war es freilich ein Anderes. Der Erzieher des Freiherrn Caspar von Zechau hatte, wie sich erwarten ließ, nicht nur Talent, sondern auch strengwissenschaftliche Studien. Allein das alles achtete er viel zu hoch um es den Bauern preis zu geben. Unvorbereitet betrat er stets die Kanzel und sprach auf's Gerathewohl, was ihm in den Sinn kam. Auch bei ihm bedurfte man eines unschuldigen Kirchen=Zeitvertreibs im Sommer während der Predigt und einen glücklicheren und zweckmäßigeren konnte es nicht geben, als das „Blumen beriechen und Strauße wandern lassen."

Freilich haben Blumen etwas Narkotisches. Sie befördern den Schlaf mehr, als sie ihn vertreiben; und gar manche gemüthliche Bauerjungfer ließ mitten im besten Blumen=Beriechen das Köpfchen sinken, so

daß das frische Antlitz in den Blumen verborgen, ruhte und schlief. Dann aber wurde sie durch Kneipen, Nadelstiche und andere zarte Bemühungen, wieder wach gerufen und fand Gelegenheit ihren Nachbarinnen, wenn der Schlummer diese überfiel dieselben Dienste christlicher Liebe zu erweisen.

Dies war der Jungfern-Zeitvertreib während der Predigt. — Allein die Bauersöhne und Knechte, welche keine Sträuße mitbrachten, wie erwehrten sie sich des Schlafes?

Je nun! Das Schicklichkeits-Gefühl der Männer ist minder zart, und Bauern geniren sich selten. Sie thaten was sie nicht lassen konnten: sie schliefen in der Kirche. — Nur wenn sie laut zu schnarchen anfingen, wurden sie von ihren Nachbaren durch Hackentritte vor das Schienbein und wohl angewendete Rippenstöße, in's irdische Jammerthal zurückgerufen, und wenn sie dann aufschraken und schmerzlich das Gesicht verzogen erfolgte ein leises flüsterndes Gelächter. Auch solche Auftritte gehörten zu den Kirchen-Zeitvertreiben und zu den Gesprächen womit man sich die ganze Woche unterhielt.

So war es seit Menschengedenk in Zechau gewesen und so war es jetzt noch, und Nachmittags ging es zum Tanz mit Lärmen, Jauchzen, Trinken

und Prügeleien und die Gendarmen waren zugegen und gaben müssige Zuschauer ab; denn es würde ihnen übel bekommen sein, hätten sie sich hineingemischt.

Doch endlich sollten die allgewaltigen Ideen dieses Jahrhunderts auch über Zechau ihren unwiderstehlichen Einfluß ausüben und der mächtige Flügelschlag des Zeitgeistes sollte über die üppigen Marschgegenden rauschen. Die Edicte der Regierung wegen Beschränkung der Sonntags-Vergnügungen u. s. w. wurden verschärft und der Pastor von Zechau erhielt strenge Weisung vom Consistorium, auf das sittliche Benehmen seiner Gemeinde zu wachen und sie zum fleißigen Kirchengehen anzuhalten.

Die Verschärfung jener Regierungs-Edicte hatte keine weitere Folgen. Das Zechauer Territorial-Gericht war notorisch das lüderlichste im ganzen Lande, und wenn auch Nasen über Nasen einliefen, so war man dergleichen schon gewohnt; man ließ sich alles mögliche sagen und alles gehen wie es ging.

Der Pastor von Zechau hingegen hatte mehrmals in nahe gelegenen Städtchen unter großem Zulauf und zur allgemeinen Erbauung gepredigt. Er hatte sich ferner daselbst mit einer reichen frommen Wittwe verlobt, durch deren Einfluß ihm die an der Haupt-

kirche vacante einträgliche Predigerstelle so gut wie gewiß war. Er mußte sich jetzt bei dem Consistorium beliebt zu machen suchen, und hatte nach seinem Gutsherrn und den Bauern nicht eben viel mehr zu fragen.

„Sehet hier!“ sprach er eines Sonntags auf der Kanzel indem er die Bibel zeigte. „Dieses ist das Wort des Herrn und so fern Ihr daran glaubet, sollt Ihr selig werden und der böse Geist, dieser todte Löwe, dieser durch Jesum Christum längst überwundene Erbfeind, hat keinen Theil an Euch.

Ja! könnte er wie er wollte, längst schon hätte er dieses Buch vernichtet, und ginge es seinem Wunsche nach, längst schon wäre keine Bibel in der ganzen Christenheit mehr zu finden. Aber nicht einen Buchstaben, nicht ein I-Tüpfelchen aus irgend einer von allen Bibeln, die es giebt, kann er hinweg stibitzen, und vor dem Namen des Herrn, vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes und vor dem Evangelium, was sein Sturz und seine Niederlage vollbrachte, muß er weit aus dem Wege weichen.

Allein seine höllische Tücke rastet nimmer. Und damit nicht etwa die heilige Schrift, die Furcht vor dem Herrn und der selig machende Glaube sein ganzes finsteres Reich entvölkere, hat auch er ein Buch er-

funden, welches allen göttlichen Geboten und allen heiligen Lehren Hohn spricht, wodurch man himmlische und irdische Wohlfahrt ihm preis giebt und dem Dienste des Herrn entsagt um lediglich ihm anzugehören.

Dieses Buch hat zweiundfunfzig Blätter, denn fünf und zwei macht sieben, und sieben der Todsünden giebt es zu allen denen dieses Buch führt.

Dieses Buch hat zwei Farben, roth und schwarz. Denn roth ist die Gluth der Hölle und schwarz ist der Teufel selbst.

Dieses Buch hat vier Zeichen. Das Kreuz; allein das Kreuz ist schwarz, zum Zeichen, daß es zur Finsterniß führt und nicht zum Lichte. Die Raute, und die ist roth, zum Zeichen, daß blutiger Reue denjenigen ergreift, welcher sich mit diesem Buche befaßt. Den Spaten und der ist schwarz, zum Unterschied des Spatens der Jesu Christi Seite traf und sich röthete vom Sühnungsblut des Opferlammes. Das Herz, und das ist wiederum Roth vor glühender Scham, daß es Herzen giebt die an solch einem Buche hangen.

Kennt Ihr dieses Buch? meine lieben Brüder und Schwestern. Dieses Buch ist ein Spiel Karten. Die Karten sind eine Erfindung des Teufels wider

die Bibel, um die Herzen und Seelen der Christen abwendig zu machen von dem Herrn, damit sie anbeten den Pseudotheos der Finsterniß.

Habt Ihr schon jemals beten hören beim Kartenspiel? Gewiß niemals! Aber Fluchen? das ist allgemein, und das habt Ihr oftmals gehört!

Ihr Frauen und Jungfrauen, Ihr Männer und Burschen! Die Ihr wie es guten Christen ziemt heut in der Kirche seid um das Evangelium zu hören, und Euer Andachtopfer dem Herrn darzubringen! Sagt mir wo sind Eure Männer, Eure Väter, Eure Herren?

Wo sind sie, denn es ist Festtag und es ist uns geboten den Festtag zu heiligen! Wo sind sie und wie heiligen sie den Festtag?

Wehe! wehe! Sie sind nicht in der Kirche, sondern sie sind in der Schenke. Sie hören nicht das Evangelium, sondern sie blättern im Buche der Sünde. Sie erweitern ihre Herzen nicht um den heiligen Geist zu empfangen, sondern sie verhärten und verstocken ihre Herzen für die Finsterniß.

Versetzt Euch einmal im Geiste zu ihnen, denn Ihr wißt ja und habt es oftmals gesehen, wie sie da sitzen. Begebt Euch mit mir — das heißt im Geiste — nach jenen Sonntagshöhlen der Finsterniß, wo sie

ihrem Moloch opfern! — Nicht wahr? — Eine Todtenstille herrscht. Bang und beklommen sitzen sie da. Ihr Athem stockt, ihre Herzen klopfen hörbar.

Welch eine Andacht ist das? Auf welch ein Evangelium lauschen sie.

Das will ich Euch sagen.

Horcht! Es rauschen die Blätter der Sünde; die höllischen Zeichen decken sie auf, der entscheidende Augenblick tritt ein, wo der Teufel die bare Münze, dem Einen ab- und dem Anderen zuspricht.

Das ist das Evangelium worauf sie lauschen! — Und welches ist ihre Andacht?

Gott der Schöpfer hat sie in seiner Allgüte mit Habe und Gut und Ueberfluß reichlich gesegnet. Allein sie wollen ihren Reichthum nicht Gott dem Schöpfer verdanken. Sie werfen, was Gott ihnen beschert hat mit vollen Händen gotteslästerlich von sich, um es vom Teufel wieder zu erhalten. Damit sie in Zukunft nicht nöthig haben Gott dem Herrn christlich treu dafür Dank zu sagen, sondern sich berühmen können: Für Hab und Gut und Ueberfluß und daß ich sorglos und üppig leben kann, sei der Teufel gedankt.

Das ist ihre Andacht und deshalb sind sie nicht hier; und diese ihre Andacht verrichten sie in der

Schenke. Denn die Schenke ist die Kirche des Teufels.

O sehet hin und hört wie jene fluchen und mit Fäusten auf den Tisch schlagen und diese hohnlachen und spotten, weil sie blanken Gewinn einstreichen!

Warum fluchen sie — am Sonntag unter der Predigt! — Warum? — Weil der Fluch ein Stoßgebet ist an den Teufel. Der Teufel soll ihnen gnädig sein, damit sie gewinnen. Und warum hohnlachen jene, die schadenfroh ihre Hände und Taschen füllen? Weil der Teufel in Hohn und Schadenfreude verehrt sein will.

Und nun saget mir, wer ist besser daran, und wen mögtet Ihr beneiden: jene welche fluchen und aus Verzweiflung mit Fäusten aufschlagen; oder diese welche mit Freudegier einstreichen, was ihnen der Teufel beschert hat?

Um des Himmelswillen beneidet die Letzteren nicht, denn die Gewinnenden sind die Verlorenen, die Verlierenden aber sollen nicht verloren sein.

Andächtige Zuhörer! Einige unter Euch hatten ehmals Haus und Hof, und waren mit Habe und Gut reichlich gesegnet. Die Blätter der Sünde haben sie um all das Ihrige gebracht und sie müssen jetzt mit Frau und Kindern Tagelöhner- und Knechtes-

dienste leisten, denjenigen mit denen sie ehmals schwelgten und sündigten.*) Sie haben verloren alles was sie hatten, allein sie sind nicht verloren. Ihren Mammon hat der allbarmherzige Gott dem Bösen zuerkannt, sie selbst aber hat er für sich behalten und sie sind mit Frauen und Kindern, heute in der Kirche; sie sind hier vor dem Herrn erschienen und ihr Andachtopfer ist dem Herrn wohlgefällig.

„Ihr aber, Ihr Mütter und Kinder derer, so heute nicht vor dem Herrn erschienen sind, sondern die während des Gottesdienstes in den Schenken sitzen und spielen, trinken und fluchen. Glaubt Ihr, daß Eure Andacht dem Herrn gleichfalls wohlgefällig sei? — O nein! da irrt Ihr sehr! — beneidet diese Tagelöhner und Knechte, die vormals Eures Gleichen waren, denn Gott hat sie aus den Schlingen der Hölle gerettet. Eure Männer und Väter hingegen überläßt er mit Haut und Haar der Gewalt des Satans. Er schenkt ihnen keinen Muth wieder zu ihm zu kommen und sie scheuen sich jetzt vor Kirche, Predigt, Orgel und Gesang, die ihnen Pein und Langeweile verursachen, weil sie verloren sind.“

---

*) Bei reichen Bauern durchaus kein seltener Schicksalswechsel.
Anmerkung des Verfassers.

So hatte der Pastor von Zechau noch niemals gesprochen und auch kein einziger von allen seinen andächtigen Zuhörern und Zuhörerinnen hatte heute geschlafen. Nach vollendetem Gottesdienste verließen die Weiber weinend die Kirche, und die Knechte und Burschen sahen furchtsam und bedenklich aus.

Das war heut ein verstörter Sonntag. In allen Häusern gab es Zank und Streit und in allen Schenken und Tanzsälen Prügeleien. Was die reichen Bauerweiber am meisten verdroß, war, daß der Herr Pastor sie tief unter diejenigen gestellt hatte, die jetzt nicht mehr ihres Gleichen waren. Die Männer aber sagten „Kinderpossen, Narrethei. Ich soll mich wohl nach den Worten des Herrn Pastors richten, nicht aber nach seinen Werken. Der Herr Pastor selbst hat mit uns Karten gespielt auf dem Schlosse, auf Hochzeiten und auf Kindtaufen, und er würde auch am Sonntag unter der Predigt mit uns Karten spielen, wenn er nur abkommen könnte, wenn er nicht eben predigen müßte, und das ist's eben was ihn verdrießt.“

Im Ganzen läßt der reiche Bauer in seinem Hause sich viel gefallen. Denn er selbst thut nichts, höchstens beaufsichtigt er einmal seine Felder. Doch seine Frau und Kinder müssen arbeiten, und wenn Bauern arbeiten sollen, so verlangen sie auch, daß man ihnen

aus dem Wege geht. Kurz, der reiche Bauer hat in seinem eigenen Hause, abgesehen davon, daß er sich pflegen kann, nur wenig zu sagen. Doch eines kann er nicht leiden: wenn die Weiber weinen und die Dienstboten mürrisch sind. Im Laufe der Woche erschienen mehrere Frauen vor Gericht um ihre Ehemänner zu verklagen, die sie lebensgefährlich (denn das jus modice castigandi ist auf dem Lande herkömmlich) gemißhandelt hatten.

Der Advocat Reichmann wurde sofort berufen, und würde alles in Liebe und Güte geschlichtet haben, allein der Pastor wollte nicht nachgeben. Er berief sich auf seine Weisungen von Seiten des Consistoriums und deutete auf den höheren Wirkungskreis hin, den er mit Nächstem auszufüllen habe und den er bei allen Rücksichten der Dankbarkeit und Hochachtung gegen den Freiherrn von Zechau doch vor Augen behalten wollte.

Das war noch nicht alles. Die Predigt hatte auch einen transterritorialen Erfolg. Der Pastor von Zechau hatte als einen Beweis seines clericalischen Eifers und Gehorsams sein Concept dem Consistorium eingesandt, welcher diese Predigt so musterhaft fand, daß er dieselbe in zahlreichen Exemplaren drucken und im ganzen Lande vertheilen ließ. Einige Exemplare

gelangten auch nach Zechau und unglücklicherweise waren Ort und Datum, wann und wo die Predigt gehalten worden, offen auf dem Titelblatte angegeben. Diese öffentliche Beschimpfung empörte die Bauern vollends, und trotz der herkömmlichen Ehrfurcht vor dem geistlichen Ornate, drohten sie mit Selbsthülfe und untersagten Weibern, Kindern und Gesinde die Kirche von Zechau zu besuchen, so lange dieser Pastor noch predige.

Der Advocat Reichmann wußte unter diesen Umständen nichts weiter zu thun als sofort nach Paris zu schreiben und seinen jungen Freund zu einer schleunigen Heimkehr einzuladen, bevor diese Unordnungen weitere Folgen haben könnten.

Victoria! (schrieb Caspar aus Paris) Ich habe die Freiheit gefunden. Die französische Frau ist frei. Vivat! das nenne ich Freiheit, das nenne ich Emancipation!

Ich will Ihnen das erklären bester Freund!

Wenn eine Römerin einen schönen Kopf, Arm oder Bein hat, so geht sie zu einem Künstler und fragt: „Brauchen Sie ein Modell?“ Entweder sagt der Künstler: „Ja!“ und abcontrefeit sie, oder er

empfiehlt sie einem seiner Freunde, der gerade solch einen Kopf, Arm und Bein zu einem Bildwerk nöthig hat und das Mädchen gewinnt durch ihre Normalschönheit ihren Unterhalt, und nützt der Kunst und dem Künstler.

Allein wie armselig ist dieses Detail-Geschäft mit weiblichen Normal-Gliedmaßen, gegen den großen Pariser Handel mit dem ganzen Geschlechte in allen seinen geistigen und körperlichen Eigenschaften, Gaben, Reizen, Vorzügen, Eigenthümlichkeiten, Schwächen, Grillen und Launen. Eine große Anzahl von Comptoirs macht dort die glänzendsten Geschäfte damit.

In Paris heirathet man nicht. Man geht nach einem Heiraths-Comptoir (bureau de mariage) und bestellt sich eine Geliebte nach beliebigen Geistes- und Körpergaben. Der Millionär findet hier seine petite Maitresse, welche sich contractmäßig ihre hunderttausend Franken jährlich ausbedingt, und der Student oder der arme Künstler seine Grisette, welche nur dreißig Franken monatlich verlangt.

Und welche Nachfrage ist nach diesem Artikel. Welchen Stolz, welches Selbstgefühl hegt die Pariser Frau; welche Ansprüche macht sie, welche Rücksichten verlangt sie, wie sehr läßt sie sich suchen, und wie glücklich soll man sich schätzen sie gefunden zu haben.

Frankreich ist noch immer das Land der Galanterie. Nur daß auch diese Galanterie sich civilisirt hat. Keine Romantik mehr, sondern bare Zahlung; keine Abenteuer mehr, sondern Geschäfte; keine Ritter mehr, sondern Banquiers und die Blancheflours und Isolden, lassen sich nicht mehr von Tugend und Tapferkeit rühren, sondern verkaufen sich für Geld.

Mit einem Worte, der sogenannte Zeitgeist ist ein streng merkantilischer. Tugend, Talent und edles Selbstbewußtsein haben keinen Werth für ihn; er kümmert sich nur um das was zu Markte kömmt, feil geboten wird und seine Taxe hat. Für ihn giebt es nur Frauen die sich prostituiren und Geister die sich profaniren. Ersteres in Frankreich, letzteres in Deutschland. Beides ist ein und dasselbe und darauf eben wollte ich hinaus. Sie werden mir Recht geben müssen.

Von den gegenwärtigen religiösen Bewegungen habe ich etwas erwartet.

Die unterdrückte Glaubensfreiheit, im Kampfe mit dem vom Staate sanctionirten, und von allen Regierungen beschützten Köhlerglauben, konnte die Reformation, die bisher nur Theologie war, in's Gebiet der Philosophie hinübertragen und alle seitherigen Entdeckungen und Eroberungen der Wissenschaft be-

nutzen um einmal wieder den deutschen Geist in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit zu offenbaren.

Aber wehe! Die Philosophie und die mit ihr vereinten, auf zahlreiche Siege stolzen Naturwissenschaften verlassen den Boden der Weisheit und Wissenschaft, verwechseln Zweck und Mittel, Aeußerlichkeit mit Innerlichkeit und statt sich in eine allgemein faßliche, deutlich klare Form zu kleiden, erblicken sie in Flachheit, Plattheit und Gemeinheit, ihr höchstes Zeil, ihren letzten Zweck.

Daß es unter allen den jungen freisinnigen Schriftstellern jetzt keine einzige hervorragende Persönlichkeit giebt, ist nur zu beklagen.

Daß die Mittelmäßigkeit stolz thut auf sich selbst, daß sie sich brüstet, weil sie Mittelmäßigkeit ist, kann schon bedenklich erscheinen, denn von der Mittelmäßigkeit steht nichts zu hoffen.

Daß die Mittelmäßigkeit aber Geisteskraft und Adel und alles geistig Hervorragende beseitigen und als der Freiheit schädlich verbannen will, ist geistige Fäulniß, Entartung, Ehrlosigkeit, das ist der elendeste, pöbelhafteste Ostracismus den es jemals in der Weltgeschichte gab.

Folgende Phrasen gehören zu den beliebtesten und häufigsten.

„Besser ein gebildetes Volk ohne Helden und Genies, als einzelne Helden und Genies in einem rohen Volke. — Die Zeit ist eine nivellirende. Die Vorrechte des Talents, die Vornehmheit des Besserwissens, der Stolz des Genies kann nicht mehr geduldet werden. — Seine Selbstständigkeit und seine Ansprüche soll man aufgeben, um der Sache der Freiheit zu dienen u. s. w. u. s. w.;“ wie alle diese Redensarten heißen, womit der deutsche Geist heutigen Tages methodisch sich entwürdige, und systematisch sich entehre.

Die Zeit die zu den deutschen Literaten spricht: „Ich dulde keinen Gelehrtenstolz mehr;“ kann mit demselben Rechte zu der Pariser Frau sagen: „Ich dulde auch keinen Tugendstolz.“ Männer-Weisheit ist eben so viel werth, wie Frauen-Tugend, und wenn die Stuben-Weisheit verpönt wird, so mag die häusliche Tugend mindestens auch zur Hölle fahren.

Die Zeit, die zu dem Künstler spricht: „Ich dulde nicht mehr die Vornehmheit des Genies und die Aristokratie des Talentes;“ muß im selben Sinne zur Jungfrau sagen: „Ich dulde nicht mehr das conservative Wesen der Unschuld und die Exclusivneß der Keuschheit.“ Denn Mannes-Genie muß rein und unentweiht sein, wie Mädchen-Unschuld. — Hinaus

mit allem in die Oeffentlichkeit, der Werth aller Dinge sei der Preis den sie auf dem Markte finden.

So steht denn deutscher Geist und Pariser Prostitution auf einer und derselben Stufe; mit dem Unterschiede, daß der Franzose stets praktisch ist, und dabei glücklicher und besser fährt als der Deutsche mit seinen Theorien. „Hinweg mit allen Abstractionen, wir haben es mit der Gegenwart und Wirklichkeit zu thun," rufen jetzt die deutschen Literaten, indem sie ihre Schriften als die allein seligmachenden anpreisen, und mit ihrer Gesinnung und Freimüthigkeit prahlen, als hätte es dergleichen in früheren Zeiten niemals gegeben. — Allein was ist deutsche Gegenwart und Wirklichkeit? — Die Pariserin in ihrem kurzen Blüthenalter ist eine Wirklichkeit und flüchtige Gegenwart; und sie bewohnt stolze Paläste, umgiebt sich mit Pracht und Reichthum, und ihre reich gallonirte Dienerschaar weiset jeden ab für den sie nicht sichtbar sein will. Die deutsche Literatur hingegen, die mit ihrer Gesinnung und ihrem Freiheitsmuthe jetzt für jedermann geworden ist, steht lockend, winkend, einladend an allen Straßenecken, um Käufer für ihre Freiheit und Gemeinheit anzurufen. — Die Pariser Courtisane benutzt ihre kurze Blüthenzeit um ihre Liebhaber auszuplündern und das ist herkömmlich. Wir hin-

gegen haben neuerdings zahlreiche Beispiele, daß Literaten, die en vogue waren, ihren ephemeren Glanz wohlweislich benutzten, um, bevor sie wieder untertauchten, eine reiche Partie zu thun. Auch hier stehen Prostitution und Profanation nicht weit auseinander. Hier wird dasselbe lucrative Spiel mit der Ehrbarkeit getrieben, wie dort mit dem Laster. Paris ist die Hauptstadt der Civilisation, der Herd der Geselligkeit, und alles Ausgezeichnete, was Anspruch machen will das heutige Leben zu kennen, muß eine zeitlang hier verweilt haben. Die Pariser Courtisane lockt dafür große Summen aus allen Ecken und Enden der Welt zusammen und macht großen Aufwand, wodurch sie diese wieder in Umlauf bringt. Sie nützt mithin dem geselligen Verkehr. Der deutsche Literat hingegen mißbraucht gewöhnlich den Credit, den einfache, redliche Philister der Bildung dem Talente schenken, um zu schwindeln und Schulden zu machen und ist mithin dem geselligen Verkehr schädlich. Wenigstens ich kann es den Staaten nicht verargen, daß sie die Prostitution schützen und die Literaten ausweisen. Doch das ist Nebensache, ich komme jetzt zur Hauptfrage:

Was hat das deutsche Volk von diesem Geist und dieser Bildung zu erwarten? — Gesetzt, die Zeiten

änderten sich, das Volk erhöbe sich in Masse und Volksthaten und Volkssiege wüchsen wie Pilze aus der Erde, so würde die kühnste und gewaltigste Erhebung, wenn man gewohnt ist mit Freiheit, Recht und Wahrheit nur leichtfertig zu spielen, nichts weiter als Straßen-Cravalle hervorbringen können. Was will ein Volk, nachdem Fürsten und Pfaffen verjagt sind anfangen, wenn es nichts weiter hat als seine Bildung und seine mittelmäßigen Persönlichkeiten, keine Helden die seine Kräfte sammeln und seine Thätigkeit lenken. Keine Genies, welche seine Angelegenheiten ordnen und feststellen? Statt der Helden werden Abenteurer auf Staatsunkosten eine kurze glänzende Rolle spielen und verschwinden wenn sie nicht weiter können; statt der Genies werden mittelmäßige Literaten die Angelegenheiten ordnen und denselben leichtfertigen Handel mit dem Vaterland treiben, wie jetzt mit ihrer Wissenschaft und Weisheit. Zuletzt wird die in alle Gegenwart und Wirklichkeit füg- und schmiegsame Philosophie nicht unempfänglich sein für das Lächeln eines Vornehmen, für eine gnädige Einladung zum Thee, für die Aussicht auf einen Orden und ein Jahrgehalt; und wenn alles wieder beim Alten ist, wird die deutsche Literatur über die eigene Schande lachen und über die eigenen Ketten sich belustigen, sie wird öffentlich

und im Groben treiben, was sie heute nur versteckt und heimlich treibt. Volkspossenreißerei, Eckensteher-Humor, Bummelwitzelei.

Warum sage ich Ihnen das alles, theurer väterlicher Freund? — Damit Sie fühlen, daß ich nach solchen Erkenntnissen der Partei der Bewegung nicht mehr angehören kann; noch viel weniger aber mag ich mich jener Partei anschließen, welche mich, vermöge meiner Geburt, willkommen heißen und mir eine glänzende Laufbahn eröffnen würde. Nein! Ich werde mich niemals verkaufen. Und wenn auch gar nichts aus mir werden sollte, so will ich doch stets frei, muthig, gesund und kräftig sein. Um das zu vermögen, muß ich allerdings (wozu sich ein reicher junger Edelmann nur schwer entschließen kann) der Welt entsagen, mich auf meine Güter zurückziehen und nur für mich leben. Um diesen Vorsatz, der bei mir zum festen Entschuß geworden ist, zur That zu zu machen: muß ich heirathen, daß heißt heirathen nach meinem Sinn. Nicht nur um meinem Stamm, sondern auch um meine Gesinnungen fortzupflanzen.

Mit schwerem Herzen scheide ich von Paris. Es steckt doch eine geheime Weisheit in den Ideen dieses Jahrhunderts, aber es ist die herbe Unreifheit einer Knospe, und Pfuscher-, Tagelöhner- und Gaunerhände

können sie nicht zu einem gesunden Tranke verbrauen. Eine Pariser Civilehe führt unvergeßliche Erlebnisse und wundersame Erinnerungen mit sich. Meine Hortense ist nur eine Courtisane, aber dennoch verschmäht sie die Hand eines deutschen Freiherrn, denn sie verabscheut das Heirathen überhaupt. Sie liebt mich, sie trägt das Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen, sie würde mir durch die Hölle folgen, nur nicht nach Deutschland. Wir werden uns trennen müssen, aber nicht vergessen können, sondern ewig jung in unserer Erinnerung fortleben. Gewährt die kirchliche Ehe auch solche Schätze des Gemüthes und der Erinnerung?

Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, sondern ewig auf Zechau bleiben werde. Sollte meine Hortense in Deutschland nicht ihres Gleichen finden? Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch sonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenschaften muß sie besitzen: Sie muß hoch gewachsen, stolz und freisinnig sein.

Sagen Sie meinem Pastor, er solle meinen Insassen keine Erziehung geben. Er hat kein Glück damit. Unter anderen hat er mich erzogen und zwar

in aller Freisinnigkeit und Aufklärung. Dieses Meisterstück seiner Erziehungskunst kann ihm in seinem künftigen höheren Berufe nicht zum Ruhme gereichen.

Meinen Bauern aber sagen Sie: Sie mögten um meinetwillen keinen Cravall anfangen, denn ich stehe schlecht genug bei allen Regierungen angeschrieben, und sollte etwas vorfallen, bevor ich heimgekehrt bin, (denn jedenfalls warte ich hier die Niederkunft meiner geliebten Hortense ab), so dürfte das von schlimmen Folgen für uns alle sein. Bin ich aber erst wieder zu Hause, so werde ich wissen was zu thun ist, und meine Insassen werden mir vertrauen. Ich habe mich stets als ihren Freund bewährt und sie behandelt als wären sie meines Gleichen.

Der Advocat Reichmann beeilte sich, den erfreulichen Inhalt dieses Schreibens der alten gnädigen Frau mitzutheilen, welche darüber ihre hellen Freudenthränen weinte und durchaus den Brief zu sehen verlangte, um schwarz auf weiß von ihres eigenen Sohnes Hand das alles zu lesen.

Reichmann erwiederte, daß er solche Briefe die noch anderweitige Vorschriften enthielten, nicht aus

Händen gebe um sich gelegentlich darauf berufen zu können.

Die Alte weinte noch heftiger. „Was! Ich bin die Wittwe eines Majoratsherrn und die Mutter eines Majoratsherrn, und wenn mein Caspar ohne Erben vor mir stirbt, was bin ich dann? Ich erhalte ein Wittwengehalt und darf vielleicht nicht einmal auf Zechau bleiben und Sie wollen mir einen Brief vorenthalten, worin mein Sohn mir verspricht zu heirathen?“ — „Der Brief ist an mich gerichtet und nicht an Sie gnädige Frau. Ich will Ihnen denselben nicht vorenthalten, wenn Sie mich einmal in der Stadt besuchen aber hier heraus bringe ich die Briefe des Herrn von Zechau nicht. Er könnte mir das sehr übel nehmen wenn er es erführe.“

Schon am folgenden Morgen war die alte gnädige Frau bei dem Advocaten und verlangte den Brief ihres Sohnes. Reichmann hatte eben mit mehreren Clienten zu reden und an sich war der Brief unbedeutend; von der langen Hortense u. s. w. hatte Caspar selbst alles schon seiner Mutter geschrieben. Reichmann nahm daher keinen Anstand ihr denselben

einzuhändigen und öffnete ihr ein Nebenzimmer wo sie bequem ihn durchlesen konnte.

Aber die Alte fand in dem Briefe mehr als sie erwartet. Caspar hatte sich eine Braut bestellt, eine hochgewachsene, stolze und freisinnige Jungfrau und nach diesem Muster wollte sie ihrem Sohne eine aussuchen. Ohne sich bei dem Advocaten zu verabschieden ging sie an ihren Wagen und nahm den Brief in ihrem Nähbeutel mit.

Sie fuhr nicht nach Hause, sondern machte erst noch einen Besuch bei einer würdigen Land-Edeldame. „Mein Caspar hat geschrieben," erzählte sie, „er will heirathen und mich nie wieder verlassen, so lange ich die Augen offen habe. Gott segne ihn dafür! Jung gefreit, hat niemanden gereut. Wenn ich nur gleich eine Partie für ihn wüßte. Aber auch richtig gesagt, er wünscht sich eine Jungfrau, ganz von der Beschaffenheit und mit den Eigenschaften, wie Ihr liebes Malchen."

„Meine gnädige Frau Nachbarin," erwiederte die Land-Edeldame, „eine Verbindung mit einer so noblen Familie wie die Ihrige würde nur sehr wünschenswerth und ehrenvoll erscheinen. Aber der gnädige junge Herr kennt ja mein Malchen noch gar nicht. Sie zählte kaum zehn Jahre als er von hier

reiste und ist seitdem so in die Höhe geschossen, daß sie sich gar nicht mehr ähnlich sieht."

„Eben weil sie in die Höhe geschossen ist. Mein Caspar will eine hochgewachsene Braut."

„Aber wie Sie wissen sind unsere Einkünfte nicht so beträchtlich wie die Ihrigen, wir können unsere Tochter wohl standesmäßig ausstatten, aber was die Mitgift anbelangt, so würde sie sehr spärlich ausfallen."

„Auf Reichthum sieht mein Caspar nicht."

„Aber meine Tochter hat kaum ihr sechzehntes Jahr vollendet, sie hat noch nie an einen Mann gedacht und ist noch so wild und flüchtig."

„Auf Bildung sieht mein Caspar auch nicht. Nur stolz soll seine Braut sein und Ihr liebes Malchen trägt das Näschen doch wahrlich hoch genug. Auch freisinnig soll seine Braut sein, und wenn Ihr liebes Malchen, mit Erlaubniß zu sagen, nicht das beste Maulwerk hat auf zwanzig Meilen in der Runde, so will ich keine ehrliche Frau sein. Da lesen Sie nur selbst wie sich mein Caspar seine zukünftige bestellt."

Bei diesen Worten eröffnete die glückliche Mutter ihren geräumigen Nähbeutel, nahm Brief und Brille heraus, quetschte sich diese auf die Nase, entfaltete jenen und las:

„Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, sondern ewig auf Zechau bleiben werde.“ — Gott segne dich dafür, unterbrach sie sich mit Thränen in den Augen. — „Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch sonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenschaften muß sie besitzen. Sie muß hoch gewachsen, stolz und freisinnig sein.“ — Nun sagen Sie ob das nicht ganz auf Ihr liebes Malchen paßt, als hätte mein Caspar sie vor Augen gehabt. Da! Lesen Sie selbst, hier steht es.

Die würdige Land-Edelfrau nahm den Brief, las die fragliche Stelle und las auch ein wenig mehr noch, so daß sie einsah der Brief enthielt auch Dinge, welche einer zukünftigen Schwiegermutter nicht sehr erfreulich sein dürften. Bescheidenerweise faltete sie das Schreiben augenblicklich wieder zusammen und gab es der Frau von Zechau zurück mit den Worten:

„Wie Gott will! Für das Mädchen wäre es ein Glück und für die Eltern eine Freude.“

Frau von Zechau that Brief und Brille wieder in ihren Nähbeutel und empfahl sich, um einen zweiten Besuch auf einem Schlosse abzustatten, wo es ebenfalls eine lange Jungfrau gab und wo sich dieser

Auftritt, der hier stattgefunden, auf ziemlich ähnliche Weise wiederholte.

Die nächsten Tage brachte sie damit zu ähnliche Besuche zu machen. Hie und da zog sie den Brief heraus, um sich auf ihres Sohnes eigne Worte zu berufen. Ueberall wurde sie gut aufgenommen und in dem reichen, unabhängigen jungen Freiherrn erblickte man überall einen willkommenen Freier.

Endlich aber mußte sie ihre Besuche einstellen, denn in der ganzen Umgegend war kein ein einziges langgewachsenes, hochnäsiges und schnippisches Mädchen mehr, welches nur einigermaßen Ansprüche hatte ihre Schwiegertochter zu werden. Ein Unglück kömmt selten allein und zu ihrem Leidwesen vermißte sie auch den kostbaren Brief, welches das Muster enthielt wonach Caspar sich seine Braut bestellt hatte. Alles Nachsuchen war vergebens und die alte gnädige Frau war kurz von Gedächtniß. Sie konnte sich nicht mehr besinnen, wo sie den Brief zuerst und wo zuletzt gehabt. Der Kutscher mußte aufsitzen und noch einmal die ganze Tour machen. Aber auch das Nachfragen half nichts. Niemand wollte von dem Briefe wissen und er war und blieb verschwunden.

Indeß verbreitete sich in der ganzen Umgegend die Kunde, daß der junge Freiherr von Zechau, welcher

die Welt durchstreift und weit und breit viel schöne Frauen gesehen habe, jetzt der Heimath den Vorzug schenken und einer hochgewachsenen, stolzen und freisinnigen Jungfrau Herz und Hand schenken wolle. Man fand dieses groß und erhaben. Alle Herzen schlugen dem herrlichen Jüngling entgegen und zumal alle Jungfrauen-Herzen. Jede wünschte die Auserwählte zu sein. Die Hochgewachsenen glaubten die ersten Ansprüche zu haben; und diejenigen, welche die bizarre Laune der Natur mehr zu einem horizontalen als perpenticulairen Ebenmaß bestimmt hatte, suchten durch Stolz und Freisinnigkeit zu ersetzen was ihnen an Länge abging. Ueberhaupt fingen der Landadel und die reichen Gutsbesitzer an sammt und sonders freisinnig zu werden. Caspar's schonendes Benehmen gegen die Dreistigkeiten seines Pastors ward bewundert und gepriesen und weil man diesem nichts anhaben konnte, mußten seine Amtsbrüder das Bad bezahlen. In allen Kirchen blieben von nun an Sonntags die herrschaftlichen Logen leer und die Landpfarrer hatten in allen Familien, wo es mannbare Töchter gab, ihren Einfluß verloren.

Während die alte Frau von Zechau zum Empfang ihres Sohnes große Anstalten traf, glaubte der Advocat Reichmann seinerseits auch nicht müssig bleiben zu dürfen. Auch er war darauf bedacht, seinem lieben Caspar eine Braut zuzuführen, aber eine reiche. Er rechnete ganz richtig, daß bei dem Douceur das von einem beiderseitigen großen Vermögen für den Ehestifter abfällt, diese Mühe ihm doppelt belohnt werden würde.

Etwa zehn Meilen von Zechau am äußersten Ufer der Marsch lebte eine Bauerstochter, welche freilich einen sehr prosaischen Namen führte. Sie hieß Gesche Fuhrmann. Allein ihr Vater hatte ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, ihre Mutter hatte wieder geheirathet und war auf ein knappes Wittwengehalt beschränkt, und das ganze weitläufige Gehöft mit allen Ländereien, mit Pferden, Kuh- und Schweine-Heerden gehörte dieser zweiundzwanzigjährigen Jungfrau. Gesche Fuhrmann war eben so schön wie colossal. Sie war blond und blauäugig, von prangender Hautfarbe und wundervoll gewachsen. Und diese kraft- und saftvolle stolze reiche Jungfrau war unglücklich. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie mit ihrer Mutter einige Jahre in der Residenz. Dort hatte sie den Pastor J— kennen gelernt, den

Lieblingsschüler des berühmten Professors und begeisterten Kanzelredners S—, und hingerissen von seinen Predigten und Lehren hatte sie ihm ihr Herz geweiht. Pastor J— war zwar ein kräftiger Mann, der als Freiwilliger Achtzehnhundertdreizehn bis funfzehn den sogenannten Befreiungskrieg mitgemacht. Auch war er durchaus kein Kopfhänger. Allein Gesche Fuhrmann, so schön und reich sie auch war, dünkte ihm dennoch zu junonisch und colossal für eine christliche Predigerfrau. Er zog ihr ein zierliches Residenzdämchen aus einer zwar armen aber noblen Bürgerfamilie vor, nur weil diese christlicher gewachsen war. Gesche zürnte ihm deshalb nicht. Mit gebrochenem Herzen zog sie sich auf ihre Güter zurück, um in der Stille und in dem Gedanken an ihren geliebten Pastor ihr junges Leben zu vertrauern. Sie wechselte fleißig Briefe mit ihm und ließ sich alle seine Predigten kommen, welche sie Sonn- und Festtags ihrem Gesinde vorlas. Das war der Gottesdienst den sie feierte. In die Kirche ging sie nicht, denn Fuhrmanns-Hof war zu entlegen, und bei den schlechten Marschwegen wäre dieses auch mit zu großen Umständen verknüpft gewesen. Eben so wenig nahm sie an ländlichen Vergnügungen Theil. Sie bewirthschaftete ihre Güter und übte Wohlthaten, so viel sie

konnte, darin fand sie ihre Beruhigung. Viele reiche Bauerssöhne und viele arme junge Cavaliere trachteten vergeblich nach dieser reichen und schönen Gutsbesitzerin. Selbst Stabsuniformen ließen sich häufig auf den Dämmen blicken und hauptsächlich zur Herbstzeit kamen die jungen Officiere mit ihren Flinten und kauften geschossenes Geflügel um als leidenschaftliche Entenjäger auf Fuhrmanns-Hof einzusprechen und der schönen Gesche die erstandene Jagdbeute zu Füßen zu legen. Sie fanden gastfreie Aufnahme und konnten die Reize der junonischen Schwärmerin eine zeitlang in der Nähe bewundern. Das war Alles. Als Jäger ohne Beute waren sie gekommen, als Jäger ohne Braut mußten sie wieder abziehen.

Reichmann hatte viele Mühe diese stolze Einsiedlerin für seinen Antrag zu stimmen. Selbst die Verwendung und Zusprache ihrer Mutter und ihres Stiefvaters waren umsonst. So leicht indeß giebt ein Advocat ein Unternehmen nicht auf, das ihm glänzenden Gewinn verspricht. Reichmann wandte sich an das Hinderniß selbst, an den Pastor J— in der Residenz und stellte ihm die Sache vor. J— war bereits von allem unterrichtet, denn Gesche eröffnete ihm getreulich ihre Seelen- und Gewissensschäfte ihre Sünden und ihre Wohlthaten, so viel sie

Zustände und vertraute ihm ihre Geheimnisse und Schicksale an.

J— schrieb zurück: Wenn ihre bisherige Abgeschiedenheit von der Welt gerechtfertigt werden könne, so sei es, weil die Vorsehung ihr einen Schmerz auferlegt, der bekämpft werden mußte. Nunmehr aber seien Jahre verflossen. Länger in Trauer und Betrübniß zu beharren beweise einen trotzigen Charakter, der sich den Tröstungen der Religion und den Linderungen, welche die Zeit gewährt widersetzt. Die edelste Leidenschaft höre auf edel zu sein wenn man sie zur Aufgabe seines Lebens mache. Es sei ihre Schuldigkeit das Glück, welches die Fügungen des Himmels ihr gegenwärtig darbieten, mit dem zu vergleichen, was ihr versagt worden sei. Dieses möge aber nicht im Muthe der Leidenschaft, sondern im Glauben an einer Allgüte geschehen. Falls der Briefwechsel etwa einer so verstärkten Leidenschaft Nahrung gäbe, wie ihm fast bedünke, so müsse er denselben als einen sündlichen betrachten und ihn aufgeben. Als Diener Gottes könne er wohl mit einer Freundin in Christo correspondiren aber nicht mit einer Freundin die eine Leidenschaft hege für ihn, den Mann einer anderen Frau.

Das wirkte so, daß Reichmann triumphirte und seinem geliebten Caspar meldete:

„Mein Junge!

Du hast viel Verstand aber noch mehr Glück. Du bist gesund, lebenslustig, kräftig, talentvoll, reich und adlig. Du hast alles was man sich nur wünschen kann. Allein der Teufel plagt dich und du weißt selbst nicht recht, was du willst. Die ganze Welt ist dir zu eng, und du willst dich auf Zechau beschränken? Du jagst der Freiheit nach, und willst dich verheirathen? — Ja nun! des Menschen Wille ist sein Himmelreich und wie gesagt, du hast Glück. Ich habe eine Braut für dich — Nein, ich sage kein Wort. Komm und sieh und falle vor Wonne in Ohnmacht.

Deiner Mutter habe ich, wie du mir aufgetragen, den sie betreffenden Inhalt deines Briefes mitgetheilt. Ihr selbst habe ich ihn nicht gegeben. Allein sie kam zu mir und hat ihn mir — es thut mir Leid mich so ausdrücken zu müssen — gestohlen. Jetzt trifft sie unerhörte Anstalten zu deinem Empfang, geht mit deinem Brief hausiren, und macht allen jungfräulichen Bohnenstangen die Köpfe toll nach dir. Unter den jungen Mädchen grassirt jetzt ein solcher Stolz und

eine solche Freisinnigkeit, als stände in der Marsch ein böhmischer Mägdekrieg bevor. Thu' mir zu gefallen und lasse dich mit deiner Mutter auf nichts ein. Du kannst nicht alle heirathen, welche sie für dich anwirbt, sondern nur eine, und die anderen mit ihrer ganzen Sippschaft werden dir ewig Gram werden und dir in den Weg legen was sie irgend können.

Folge meinem Rath.

Eh' du dich auf Zechau zeigst, spreche in — (der Name jener Stadt in welcher Reichmann wohnte) bei mir vor und verweile hier eine kurze Zeit incognito. Melde mir genau Tag und Stunde deiner Ankunft, und das Mädchen, welches ich, mit großer Noth und Beschwerde, für dich ausgesucht habe, soll mit ihren Eltern hier sein. Ich führe dich bei ihren Verwandten ein, du wirst sie sehen und wenn die Gesellschaft auch noch so zahlreich sein sollte, dermaßen zeichnet sie sich vor allen ihres Gleichen aus, daß du auf den ersten Blick dir sagen wirst, diese ist's und keine andere. Aber auch du! riesiger schmucker Cavalier! der direct aus Paris kömmt, zeichnest dich unter der armseligen heutigen Generation nicht minder aus. Kurz wenn Ihr Beiden Euch begegnet und Eure Herzen nicht auf den ersten Blick sich zufliegen, so daß Ihr wie Tamino und Pamina ausruft: „Er

ist's — Sie ist's!" so will ich als Rechtsgelehrter mir selbst den Proceß machen und mich zum Galgen verurtheilen.

Seid Ihr einig geworden, so geht Ihr mitsammen nach Zechau. Du stellst sie deiner Mutter als Braut vor, und feierst zugleich mit deiner Ankunft die Verlobung. Auf diese Weise ist der Unfug den deine Mutter mit dem Briefe treibt unschädlich gemacht. Sie will ihn mir nicht wiedergeben und behauptet ihn verloren zu haben. Allein du bringst deine Braut gleich von der Reise mit, und so hast du niemanden zurückgesetzt. Du kennst die jetzige Mädchen-Generation nicht. Was du kanntest ist verheirathet und die Kinder von damals sind herangewachsen. Also hast du niemand vor den Kopf gestoßen und entgehst auf diese Weise zahlreichen Feindschaften.

Ich habe mir fest vorgenommen mich auf deiner Hochzeit en canon zu betrinken, auf das Wohl der Nachkommenschaft eines so herrlichen Paares, wie ich hier zusammen führe."

Schon zwei Tage waren die Böller geladen und die Knechte mit brennender Lunte standen dabei und lugten nach der Straße, ob die Kutsche mit vier Pferden, welche man dem jungen Freiherrn entgegengeschickt hatte, sich nicht zeigen wollte. Die Blumen an den Ehrenpforten fingen schon zu welken an und die Sonntagskleider der lieben Schuljugend waren nicht mehr ganz rein.

Auf dem Schlosse wußte man vollends nicht woran man war. Der Diener mit dem Gepäcke des Freiherrn war angelangt, und hatte einen Brief von Caspar mitgebracht, in welchem er seiner Mutter flüchtig meldete, daß er noch einige Tage ausbleiben würde.

Heute endlich stand der ganze Schloßhof voll fremder Equipagen. Für die Pferde war in den Ställen nicht Raum genug und man mußte sie bei den benachbarten Bauern unterbringen. Sämmtliche Honoratiores der Umgegend waren mit ihren Familien eingetroffen, in der Absicht den jungen Freiherrn, dessen Ankunft man schon für erfolgt hielt, die Bewillkommnungs-Aufwartung zu machen, und die Landfräulein in ihrem besten Putze hatten sich beeilt, von dem jungen Freiherrn zuerst gesehen zu werden. Eine jede bildete sich ein dadurch einen Vortheil über die Andern zu gewinnen.

Die alte gnädige Frau bewirthete ihre Gäste mit Kaffee und Backwerk; sodann mit Wein und edlen Früchten. Allein Caspar schien auch heute nicht zu kommen und man schickte sich schon wieder zur Heimkehr an. Die Landfräulein rannten nach den Spiegeln um sich ihre Hüte aufzusetzen, während ihre Shawls und Mäntel ihnen von den Herren in den Saal gebracht wurden; als mit einem Male die alte Frau von Zechau ganz harmlos äußerte:

„Fräulein Malchen ist für ihr Alter doch die Größte."

Ihr ahnete nicht, daß diese unschuldigen Worte eine Bewegung hervorbringen würde wie der Apfel der Eris, der einen ganzen trojanischen Krieg zur Folge hatte. Auf die Größe kam heut alles an, es war so zu sagen die Tagesfrage mannbarer Jungfrauen.

„O nein!" rief Fräulein Minchen. „Ich bin ein halbes Jahr jünger und doch schon eben so groß, aber man sieht es mir nicht an, weil ich stärker bin."

Fräulein Jettchen und Lieschen riefen einstimmig: „Ich bin doch noch größer."

Fräulein Julchen sprach hierauf: „Erst komme ich und dann kömmt Malchen."

Fräulein Poldchen sagte: „Nimm erst deinen Hut ab, der etwas höher ist als der meine,

dann wollen wir uns messen, aber die Frisur gilt nicht mit.“

Auch andere machten ihre Ansprüche lebhaft geltend und bei diesem Wetteifer forderten sie die Zuschauer zur Entscheidung auf, und reihten sich nach vielem mit Einsprüchen und Einwänden begleiteten Wettstreit allmählich, wie die Orgelpfeifen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Advocat Reichmann begleitet von mehreren Herren und Damen trat ein. Eine Blondine aber mit großen blauen Augen und prangender Gesichtsfarbe überragte Herren und Damen wenigstens um eine Kopfeslänge.

„Die Fuhrmann!“ murmelten die Orgelpfeifen und verloren plötzlich allen Muth. Ja! selbst diejenigen, welche keine Ansprüche auf Größe machten und sich in den Wettstreit nicht gemischt hatten waren mißmuthig und verstimmt, und meinten: „was will diese Riesin hier? Was braucht diese Bauerdirne so weit herzukommen?“

Frau von Zechau trat näher um ihre Gäste zu empfangen. Siehe! da schlüpfte eine zweite Riesengestalt in elegantem Pariser Anzug, welche sich hinter der Gruppe der neuen Gäste niedergeduckt hatte aus diesem Verstecke hervor, und mit einem gräßlichen

Schrei: „Caspar, mein Caspar!“ lag die alte wohlbeleibte gnädige Frau in den Armen ihres Sohnes.

Auch Caspar weinte Thränen der Rührung. So rauh er schien, so weich war im Grunde sein Herz; und die colossale Blondine, die wie im Traume zusah, dachte bei sich: „Wenn er mein Herz noch nicht besäße, jetzt würde ich es ihm schenken.“

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, folgte eine zweite, der riesige Caspar nahm die colossale Gesche bei der Hand, stellte sie seiner Mutter vor und sprach:

„Jetzt liebe Mutter deinen Segen für mich und meine Braut, deine künftige Tochter, Gesche Fuhrmann.“

Die Alte fing von Neuem laut zu schluchzen an. Sonst herrschte tiefe Stille. Man hatte das alles vom Anfang dieses Auftritts an vorausgesehen und befürchtet, nur noch so bald nicht erwartet. Im übrigen waren Caspar, seine Braut und alle die mitgekommenen Herrschaften auf's Festlichste gekleidet. Caspar's Absicht, seiner Mutter eine doppelte Ueberraschung zu bereiten und die Erfüllung des Versprechens, was sie so glücklich machte gleich mitzubringen, war nicht zu verkennen.

Plötzlich krachten draußen die Böller. Lautes Jauchzen erhob sich und die Bauern schossen ihre

Flinten ab. Die Freudenkunde hatte sich mit Blitzesschnelle durch's Dorf verbreitet.

Im Saale schüttelte man die Köpfe, rümpfte die Nasen und flüsterte sich in die Ohren: „Welch eine horrible Mesalliance!“

Allein was half das weiter? man mußte gratuliren.

Endlich war es Zeit sich den ungeduldigen Insassen zu zeigen. Der junge Freiherr bot seiner Braut den Arm. Der Advocat Reichmann führte die Mutter Gesche's, und die Frau von Zechau und die übrige Gesellschaft folgte Paarweise. So zogen sie durch's Dorf und wurden überall mit Jauchzen und ungestümen Freuden-Bezeigungen empfangen.

Sie kehrten im Gasthofe und auf dem Schützenhause ein, wo sich den Einkehrenden reizende Gärten und herrliche Aussichten darboten. Und die lärmenden Freuden-Bezeigungen, welche der künftigen Gutsherrin mit galten und die auf flachem Lande so seltenen Naturschönheiten rührten die stolze riesige Jungfrau. Sie war wie im Traum und erröthete alle Augenblicke, bald in Zärtlichkeit, bald in Verschämtheit. Allein sie vergab sich nichts gegen ihren kühnen Bräutigam und wies jede allzuvertrauliche Zärtlichkeit, die sich Caspar herausnehmen wollte, mit edlem Anstand zurück.

Die Zeit verstrich, man hatte weite Wege und rüstete sich endlich ernsthaft zur Heimkehr. Die alte gnädige Frau wollte Gesche und ihre Verwandten für heut nicht ziehen lassen und war in ihren Bitten, bis zum anderen Morgen noch auf Zechau zu verweilen, mehr als zudringlich. Die spröde Marschjungfrau aber konnte es mit ihrem Schicklichkeits-Gefühl nicht vereinen, als Braut auf dem Schlosse ihres Bräutigams zu übernachten, und bestand auf die Heimkehr. Es bedurfte sogar eines großen Aufwandes von Bitten, Zureden, Mühe und Zeit, damit sie ihrem Verlobten einen Abschiedskuß gestattete.

Caspar war entzückt von dieser jungfräulichen Sprödigkeit, denn kräftige Männer wollen alles erobern, und verachten leicht was sie wohlfeilen Kaufes erlangen. Für sie hat der Pantoffel seine Süßigkeiten. Als er mit seiner Mutter allein war sagte er:

„Die lange Hortense in Paris, die mich zum Rasendwerden liebte und mir durch die Hölle folgen wollte, aber nur nicht nach Deutschland — die lange Hortense ist nur ein Kind gegen diese Gesche und verdient nicht einmal die Kammerjungfer dieser Königin zu sein.“

Am nächsten Sonntag gingen Landadel und Honoratiores in die Kirche. Alle herrschaftlichen Logen

waren wieder besetzt und die Landpfarrer wieder willkommene Gäste in allen Familien. Mißbilligend erwähnte man, daß die Neuverlobten keine Anstalten trafen, zum Abendmahle zu gehen, und finstere Gerüchte waren im Umlauf von einem aufgefundenen Briefe des jungen Freiherrn an den Advocat Reichmann, welcher alle Räthsel dieser unerhörten Mesalliance auf eine grauenhafte Weise aufkläre.

Das Vermählungsfest sollte auf Fuhrmann's-Hof begangen werden, und auf Zechau nur eine Nachfeier stattfinden. Gesche wollte der Welt zeigen, daß sie nicht aus Gnade und Barmherzigkeit eine gnädige Frau werde, sondern sich zu dieser Verbindung aus freier Neigung entschlossen habe. Zugleich auch sollte Caspar erfahren, daß Luxus und Geschmack, Pracht und Eleganz auch auf den Bauerhöfen an den Uferdämmen zu finden sei. Sie verlangte daher vier Wochen Zeit um Fuhrmann's-Hof zu einem Feenpalast auszuschmücken. Bis dahin durfte Caspar sie nicht besuchen, denn wegen der großen Anstalten die man traf, war aller Raum beengt, daß man keine Gäste

empfangen konnte. Und Fuhrmann's-Hof war einsam gelegen; es gab keine Gasthöfe, ja kaum Häuser in der Nähe.

Mit jeder Post und etwaigen Gelegenheit wechselte man lange und zärtliche Briefe und darüber gingen vierzehn Tage hin. Nach Verlauf dieser Zeit empfand Caspar die bitterste Langeweile, die sich bis zum unerträglichen Mißmuth steigerte. Er schrieb an Gesche:

„Erhabene Jungfrau!

Vierzehn Tage lang habe ich dir die feurigsten Liebesbriefe geschrieben, und meinen ganzen Vorrath von Schmeichelworten, Galanterien und Complimenten erschöpft. Was soll ich dir noch sagen was ich dir nicht schon gesagt hätte? Erst in meinem letzten Schreiben nannte ich dich eine olympische Juno und nun kann ich nicht weiter. Soll ich dich eine Himmels-Königin, einen Seraph nennen? Das paßt nicht zu deinem Wuchse. Juno ist die heidnische Himmels-Königin, welches beinahe mehr sagen will als die katholische Jungfrau Maria; denn Juno hatte von dem heidnischen Gottvater zwölf Götterkinder, und die katholische Himmels-Königin nur einen eingebornen Sohn. Sie lebte um so viel tausend Jahre später und die religiöse Phantasie hatte Gelegenheit

sich abzukühlen und steriler zu werden. Meine Liebe aber, beste Gesche! ist nicht kalt und dürr, sondern wahrhaft heidnisch bin ich in dich verliebt. Und ich liebe dich nicht in der Phantasie, sondern in der Wirklichkeit und Wahrheit. Eben deshalb kann ich deine Abwesenheit nicht vertragen. Wenn du nicht bei mir bist, bist du so gut wie gar nicht da für mich, und das kann ich nicht länger aushalten. Liebe Gesche! Ich gab dir mein Wort, dich auf Fuhrmann's-Hof nicht zu stören. Aber ich will dich sehen, und nicht die Anstalten die du triffst um die Hochzeit glänzend zu feiern. Glaube nur, ich habe viel, ich habe alles Mögliche gesehen und nichts kann mich mehr überraschen. Was du auch herstellst, sei es was es wolle, ist für mich Tand und Flitter, so lange es noch im Werden begriffen ist und ich habe keine Augen dafür. Erst nach seiner Vollendung und wenn es in Wirkung tritt hat es Werth für mich, denn der Sinn und Geist meiner Gesche wird sich darin offenbaren. Wohlan gutes Mädchen! Ich habe dieser Tage einen friesischen Rappen gekauft, ein superbes Thier, jung und noch ganz roh, für das Spottgeld von hundert Louisd'or. Aber ich lasse ihn nicht und selbst wenn König Richard mir ein Königreich dafür böte, denn beim schlechtesten Weg, Wind und Wetter,

trägt er mich in mindestens zwölf Stunden nach Fuhrmann's-Hof. Mein Othello ist unter den Gäulen was ich unter den Männern und du unter den Frauen bist. Wir drei sind allemal die Größten und Schönsten. Soll ich nicht einmal auf Fuhrmann's-Hof dir meinen Othello zeigen?

Dein Caspar."

Eben wollte er zusammenfalten und siegeln, als der bekannte Bote von Fuhrmann's-Hof mit einem ungewöhnlich dicken Brief anlangte. Caspar hieß ihn warten, sein Pferd in den Stall ziehen und sich in der Küche Wein und Frühstück geben lassen, um sodann die Antwort gleich wieder mit nach Fuhrmann's-Hof zu nehmen.

Er erbrach den Brief, welcher noch eine sehr beschmutzte und abgegriffene Einlage enthielt. Diese Einlage war von seiner eigenen Hand. „Was hat das zu bedeuten?" dachte er verwundert.

Er fand bei näherer Prüfung sein vertrautes Schreiben aus Paris an seinen alten bewährten Freund Reichmann. Es war schon so zerlesen und befleckt, als wäre es durch tausend ungewaschene Hände gegangen, die alle ihre Spuren darauf zurückgelassen.

„O Mutter! Mutter!" seufzte Caspar. „Zwar mache ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

Nur Gesche allein von allen Menschen auf der Welt hätte diesen Brief nicht lesen sollen. Je nun —"

In sehr gespannter Stimmung nahm er Gesche's Brief und las:

"Hochwohlgeborner!
Gestrenger Herr Freiherr!

Zahlreiche anonyme Briefe, warnenden Inhalts, sind mir zugekommen. Doch hasse ich im dunkeln schleichende Verdächtigung, und verachte die feige Verleumdung die nicht Stirn gegen Stirn dem Angeklagten gegenüber tritt. Allein ehrenwerthe Männer, Geistliche in Amt und Würden, wiederholten mir ähnliche Warnungen und ich hörte nicht auf sie, denn Menschen haben nicht das Gericht über Menschen, und keiner kann den anderen verurtheilen. Hier indessen ist mehr als Gericht und Verurtheilung: Beweise, Ihre Handschrift und mehr als Ihre Handschrift: Ihr Stil, derselbe Stil, den Sie sich in Ihren Briefen an mich bedienen, nicht als wäre ich Ihre unbescholtene Braut, sondern als hätte ich schon zehn Jahre in, Gott schütze mich vor solcher Ehe, mit Ihnen gelebt.

Herr von Zechau! Man hat mir gesagt, Sie seien ein Wüstling, ein Demagoge der nichts achtet,

weder Sitte noch Gesetz und der die unsinnigsten und frevelhaftesten Umsturz-Bestrebungen noch mattherzig und spaßhaft findet. Ich verstehe das nicht, ich habe kein Urtheil darüber und Gesinnungen sind Gesinnungen. Jedweder habe die seinen und vertrete sie.

Was ich Ihnen zum Vorwurf mache ist nur, daß Sie Ihre Ideen nicht vertreten, sondern sie verhehlen und verläugnen. Sie sagen den deutschen Literaten nach, daß sie nur Gesinnungen haben um sie niederzuschreiben und zu verkaufen. Verkaufen werden Sie Ihre Gesinnungen freilich nicht, denn Sie sind reich aber Sie schreiben sie auch nur nieder, ohne sie zu vertreten und zu verwirklichen.

Wie ehrenwerth erscheint mir der wahnsinnige Donquixote, wie erhaben in seiner Ritterlichkeit, die einer besseren Sache werth war. Und ich könnte in meiner jetzigen Stimmung: Pfui über Cervantes rufen, der einen so tragischen Spaß mit der Treue und Aufrichtigkeit trieb.

Sie Herr von Zechau sind minder kühn und wahr. Wenn neuere Ideen Werth für Sie haben, so bewahrheiten Sie sie. Sie rechtfertigen die Prostitution; Sie billigen die Civil-Ehe. Bewähren Sie sie durch Thaten, nicht mit Worten. Geben Sie das Beispiel; geben Sie es hier in der Marsch.

Deutsche Frauen und Jungfrauen haben freilich noch nicht gelernt sich zu entehren wie die Pariser Frauen und die deutschen Literaten. Allein es giebt immer auch noch in Deutschland Creaturen, welche sich auf eine Civil-Ehe mit einem reichen Edelmann einlassen werden, und der Freiherr Caspar von Zechau wird sie aufzusuchen und zu finden wissen.

Ich sende Ihnen hier Ihren Brief zurück, in welchem Sie sich nach dem Vorbilde einer Pariser Courtisane, eine deutsche Hausfrau bestellten. Ihre gnädige Frau Mutter ging mit diesem Briefe von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut, um überall die wohlverdiente Abweisung zu erhalten. Ihr Herr Justitiar war feiner und schlauer, und wandte sich durch die dritte und vierte Hand, an ein unwissendes unerfahrenes Landmädchen, in der tiefsten Einöde der Marsch, wohin das Aufsehen, welches eine solche Art zu werben gab, nicht hindringen konnte.

Verzeihe Ihnen Gott, daß Sie ein so schnödes Spiel mit einer unbescholtenen ehrbaren Jungfrau getrieben haben. Ich verzeihe Ihnen aus vollem Herzen. Es sollte mir leid thun, wenn ich im Aeußeren eine Aehnlichkeit mit jener Creatur besitze, mit welcher Sie zu Paris in einem so „engen" Verhältniß gelebt haben, und keineswegs kann ich die mir zugedachte

Ehre Freiherrin von Zechau zu werden annehmen, da ich Sie ja lediglich nur einer flüchtigen Aehnlichkeit mit solch einem Geschöpfe verdanke. Auch diesem Geschöpfe haben Sie Ihre Hand angetragen und sie hat sie ausgeschlagen. Ich mag ihr in keiner Hinsicht ähnlich sein, allein noch weniger kann ich mich entschließen anzunehmen was jene verschmähte.

Nicht mehr die Ihrige

Gesche Fuhrmann,

auf Fuhrmann's-Hof."

Caspar's erstes Gefühl nachdem er diesen Brief gelesen war ein schmerzlich beklommnes. „Ich muß zu ihr," dachte er. „Solche Mißverständnisse lassen sich nur Auge in Auge schlichten." Allein er durfte nicht. Er hatte sein Wort verpfändet.

Er las den Brief zum zweiten Male, und seufzte schwer: „Das ist zu arg. Gegen solche Vorurtheile werde ich mich ihr gegenüber nicht mäßigen können und vollends alles verderben. Ich will satteln lassen. Reichmann soll dahin."

Zum dritten Male las er den Brief und jetzt erst empörte sich sein adliges Blut. Die leidenschaftliche Erbitterung in der er geschrieben war hatte sich so glücklich hinter weiblichen Anstand und Schicklichkeits-Gefühl versteckt, daß er jetzt erst merkte, wie ihm das

Gift tropfenweis zugemessen war, wie Hohn und Verachtung in jeder Zeile sich steigerten und zuletzt in unverzeihliche Beleidigungen ausarteten. — Wie viel Kämpfe und Anstrengungen es Gesche gekostet hatte ein solches Schreiben zu Stande zu bringen, ahnete er freilich eben so wenig, wie den Schmerz der schwärmerischen colossalen Jungfrau, die ihr liebesbedürftiges Herz zum zweiten Male gemißhandelt sah.

„Nein!“ rief er. „Alles sei aus zwischen uns. Ich kann kein schmachtender Liebhaber sein. Ich kann um Frauengunst nicht betteln.“

Ungefähr auch mit diesen Worten fing sein Antwortschreiben an:

„Hochehrbare Jungfrau!

Ich bin zu rauh um zärtlich zu sein und kann den schmachtenden Anbeter nicht spielen. Weil ich in der Welt nichts weiter fand als Selbstsucht, Wollust und Eigennutz, wollte ich dem Thun und Treiben der Menschen entfliehen, mich auf meine Güter zurückziehen und dort nur für mich und die Meinigen leben. In Ihnen erblickte ich das Weib von der ich das stille einfache Glück hatte, dessen ich bedurfte. Wie ich glaube liebte ich Sie und vielleicht liebe ich Sie noch. So viel ist gewiß: wären Sie mein geworden

niemals hätte ich Ihnen untreu werden können. Denn in Ihnen hätte ich ein Weib sonder Gleichen gehabt, neben der alle andern Frauen verschwinden. Allein Ihr Tugendstolz und die Ansprüche, welche Sie mit Ihrer Unschuld und Unbescholtenheit machen, stellen Sie wieder auf das Niveau aller anderen Frauen und machen Sie ungerecht.

Ja! ungerecht! Denn Sie verurtheilen ohne zu hören.

Ich bin Ihr Bräutigam der Ihr Jawort hat. Ein deutscher Edelmann, der nicht schön thut und heuchelt sondern sich giebt wie er ist. Und Sie hören auf Splitterrichter und Neider, die mich anschwärzen?

Wären Sie die stolze erhabene Jungfrau, die ich in Sie erblickte so hätten Sie einen Brief von meiner Hand, der nicht an Sie gerichtet war nicht lesen dürfen. Sie hätten edler sein müssen als jene ehrenwerthe Männer und Geistliche in Amt und Würden, die Sie dazu aufforderten und verführten. Sie hätten solchem Geschmeiß gegenüber erwiedern müssen: „diesen Brief werde ich meinem Bräutigam zeigen und ihn darüber zur Rede stellen.“ Das wäre Ihrer und meiner würdig gewesen, und hätten Sie es gethan, ich würde einfach geantwortet haben:

„Gesche! Was in diesem Briefe steht habe ich

geschrieben und es ist alles wahr. Ich bin so wenig ein Gott, wie du eine Göttin. Ich bin ein Mensch der seine Fehler hat. Hast du keine Fehler und bist du eine Göttin, so magst du mich verdammen, wo nicht aber so vergiß und vergieb was ich that eh ich dich kannte und Pflichten gegen dich hatte. Der schlechteste Mann den du nehmen kannst bin ich nicht. Denn von allen jenen Edel- und Gutfräulein, bei denen meine Mutter für mich warb hat auch nicht eine Einzige sammt ihren Eltern und sonstigen Verwandten „Nein!" gesagt. Verachte daher die Ehestörer die dich gegen mich aufbringen, und die ich gerichtlich bestrafen lassen könnte wenn ich wollte."

Sie haben mich aber nicht zur Rede gestellt. Sie haben es vorgezogen Ihr Wort auf so beleidigende Weise zurückzunehmen, daß ich als Edelmann keinen Anstand nehmen darf, es Ihnen zurückzugeben und Sie gingen noch weiter. Selbst meine gute einfache Mutter haben Sie geschmäht, weil sie in ihrem Unverstande Unschicklichkeiten beging, die unmöglich etwas beleidigendes für Sie haben konnten.

Urtheilen Sie selbst ob ein Sohn das verzeihen darf; und was nach solchen Ergebnissen in einem kurzen Brautstande aus einer Ehe werden würde, zwischen Naturen unserer Art.

Glücklicherweise kennen wir uns erst seit kurzer Zeit und haben uns noch nicht sehr häufig gesehen. Unsere Verbindung läßt sich also beiderseits leicht und schmerzlos auflösen. Im Uebrigen verdanke ich Ihnen eine hochwichtige Erkenntniß.

Das bescheidene innige Glück der Ehe, ist bei der Ueberreizung und Ueberbildung unserer heutigen Zeit wohl schwerlich noch zu hoffen und zu finden. Wer Ansprüche zu haben vermeint, der heirathe seinen Knecht oder seine Magd. Wohin die edelsten Ansprüche, die begehrenswerthesten Eigenschaften einer Frau führen, wenn der Mann auch ein wenig Mann sein mögte habe ich jetzt erfahren.

Deshalb und weil ich nicht gesonnen bin eine Magd zu heirathen oder mit einer bevorzugten Frau unglücklich zu sein, bin ich entschlossen, den mir von Ihnen ertheilten Rath zu befolgen und das Beispiel einer wilden Ehe hier auf dem Dorfe in der abgelegenen Marsch zu geben. Hony soit qui mal y pense.

Leben Sie wohl! Es freut mich daß Sie mir nicht zürnen. Ich kann nicht dafür, daß ich ein Mann bin wie alle andern und werde mich nie dazu verstehen, die in heutiger Zeit sehr undankbare

Rolle eines Tugendhelden und Sittenspiegels zu übernehmen.

Der ich der Ihrige war

Caspar,

Freiherr von Zechau auf Zechau."

Dieser Brief wurde augenblicklich gefaltet und gesiegelt und ohne weiteres abgesandt. Eine Weile labte sich Caspar daran, sein Müthchen gekühlt und eine Beleidigung, die ihm um so empfindlicher war, weil ein theures Wesen sie ihm zugefügt hatte, mit noch größerem Stolze zurückgewiesen zu haben. Bald aber stellte sich die frühere Unlust und Langeweile wieder ein und diesmal fand sein Mißmuth keinen Ausweg. Mit wem sollte er ferner noch zürnen?

Er sah seine Mutter in Thränen zerfließen, weil das schönste Glück ihres Alters zerronnen war, und sie nun keine Hoffnung hatte ihren Sohn vermählt zu sehen. Auch der Advocat Reichmann kam auf die erste Kunde von diesem Zerwürfniß nach Zechau und war höchst unwillig und aufgebracht.

"Habe ich nicht alles vorher gesehen?" zürnte er: "Habe ich dir nicht vorausgesagt du taugst nicht zu einem Ehemann. Freilich war es eine grausame Tücke des Zufalls — denn so laß es mich nennen, — daß jener Brief aus Paris in Gesche's Hände kam. Ich

will dahin gestellt sein lassen, welchen Antheil Leichtsinn, Unverstand und Bosheit daran haben mögen. Denn was geschehen ist ist geschehen. Du aber mußt jetzt einsehen, daß dich der Teufel plagt. Du verlangtest eine stolze freisinnige Braut und eine solche habe ich dir zugeführt. — Jetzt aber, nicht wahr, ist sie dir zu stolz. Denn die niedriggeborne Landjungfrau wagt es sich von dem hochadligen Freiherrn loszusagen; und sie ist freisinnig, denn sie erklärt dir in dürren Worten, daß du ein liederlicher Suitier bist! — Willst du läugnen, daß sie Recht hat? Du, der du deine burschikose Ausgelassenheit mit einer Dreistigkeit schriftlich von dir giebst, als seist du befugt alle Zucht und Sitte, wie ein herkömmliches Possenspiel zu verlachen? — Nun spiele nur den weitgereisten weltkundigen Cavalier um einer unerfahrenen Dorfunschuld zu imponiren. Rühme dich, aus deinen lockeren Gesinnungen kein Hehl zu machen, die du doch in jeder guten Gesellschaft verläugnen mußt. Wer von Euch beiden hat am meisten verloren. Sie die ihre Ehre und Tugend deiner Leichtfertigkeit nicht aufopfern will, oder du der ihres Gleichen nirgend wieder findet?“

„Ich räume ein, daß sie ihres Gleichen nicht hat, und weil sie nicht mein wird, nehme ich auch keine andere Frau. Jetzt aber bin ich zur Ueberzeugung

gelangt, daß diejenigen Publicisten Recht haben, welche behaupten die Civilehe sei ein Bedürfniß unserer heutigen Gesittung. Freilich sind wir hinter den Franzosen noch weit zurück. Die Civilehe, die dort schon allgemein und völlig ausgebildet ist, widerspricht bei uns noch aller Herkömmlichkeit und Sitte. Aber auch die Zeit wird kommen, wo der Civilact mit dem kirchlichen ein und dieselbe Kraft und Berechtigung erhält. Einer muß den Anfang machen und der will ich sein. Der erste Urheber einer Neuerung ist gewöhnlich zwar der Märtyrer seines Wagnisses. Allein was wage ich großes. Wenn eine freie Frau mit ihren Ansprüchen unerträglich wird, so kann man sich mit leichter Mühe ihrer entledigen, und Kinder die ich adoptire und auf meinen Namen taufen lasse sind stillschweigend legitimirt."

„Was willst du thun?" fragte Reichmann. „Welch ein neuer Teufel plagt dich wieder, denn Verrückte deiner Art wenden ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihren Aberwitz zu rechtfertigen. Erkläre dich also deutlich."

„Ich werde thun was ich Gesche versprochen habe, und den Rath befolgen den sie mir ertheilt hat. Es giebt in der großen Welt stolze und glänzende Frauen, die mit Witz, Scharfsinn und Phantasie die

Emancipation ihres Geschlechtes vertheidigen und unterstützt von glänzenden Eigenschaften oder von einem großen Vermögen sie vertreten. Ich will wieder auf Reisen gehen und eine freie Frau mir suchen, um hier auf Zechau mit ihr zu leben, so lange es geht und so lange wir uns vertragen."

„Herr Jemine!" jammerte seine Mutter. „Er will wieder auf Reisen gehen."

„Er hat sich noch lange nicht die tollen Hörner abgelaufen," fügte Reichmann hinzu, „und muß noch viele schmerzliche Erfahrungen machen bevor er klug wird."

Ein altes ländliches Schloß hat selten eine vortheilhafte Außenseite. Am meisten aber ist gewöhnlich der Schloßhof vernachlässigt. Pfützen, Steinhaufen, Heuschober finden sich überall, wo der Zufall oder die Bequemlichkeit der Bewohner sie entstehen ließ. Werden sie aber hinweggeräumt und der Schloßhof geebnet, das Gemäuer ausgebessert, Portal und Thorweg geweißt und die Gitter angestrichen, so bedeutet das einen bevorstehenden vornehmen Besuch.

Alle diese Anstalten wurden noch im Spätjahr auf Zechau getroffen. Denn man erwartete den jungen

Gutsherrn zurück, nebst seiner „neuen Braut“ wie man sich auszudrücken beliebte.

Bald auch traf Caspar wirklich ein um sich zu überzeugen, ob alles nach seinem Wunsche ausgeführt und zum Empfang der „neuen Braut“ eingerichtet sei. Doch Ehrenpforten, Aufzüge, Anreden, Kanonen- und Flintenschüsse, kurz alle öffentlichen Feierlichkeiten wurden auf's Strengste verboten.

Eines Morgens sah man ihn auf dem Othello davon sprengen. Nachmittags langte eine mit vier Postpferden bespannte Chaise in scharfem Trabe an, rollte über den Schloßhof und die Brücke und fuhr in den Thorweg hinein. Caspar sprang aus dem Wagen und hob eine allerliebste Brünette, in einem zierlichen Reise-Negligé heraus. Die alte gnädige Frau eilte freudig die Treppe hinunter, bewillkommte, umarmte und küßte die schöne junge Fremde und erstieg Arm in Arm mit ihr die breiten steinernen Stufen.

Der Postillon spannte aus und ritt mit seinen Pferden langsam heim. Der Wagen blieb im Thorweg, bis das Schloßgesinde das hochaufgethürmte Gepäck abgeladen und der fremden Kammerjungfer übergeben hatte; dann wurde er wieder auf den Schloßhof hinaus geschoben, und blieb dort eine Weile stehen,

begafft von der neugierigen Dorfjugend, bis er endlich in die Remise gezogen ward.

Der Theil des Schlosses den Caspar mit seiner „neuen Braut“ bewohnte, war völlig getrennt von dem Flügel, welchen die alte gnädige Frau inne hatte. Hier war alles geblieben, wie es von jeher gewesen, dort waren alle Zimmer neu decorirt und ausmöblirt worden, und die fremde Kammerjungfer gereichte allem Schloßgesinde zum Aergerniß. Sie war beständig im Vorzimmer, ließ selbst die alte gnädige Frau nicht unangemeldet zu ihrer Herrschaft und nahm der Dienerschaft alles aus Händen um es selbst hinein zu tragen. Auch war es nicht leicht ihr etwas recht zu machen, sie wollte alles besser wissen und alles besser können, und wer ihr nicht folgen wollte oder konnte mußte darauf gefaßt sein seines Dienstes entlassen zu werden.

Im Anfang schien das junge Paar ganz sich selbst leben zu wollen und zeigte sich nur hin und wieder bei gutem Weg und Wetter zu Pferde auf Ausflügen in der Umgegend. Die schöne Fremde ritt dann immer den großen friesischen Rappen, den sie mit Meisterhand regierte. Wo sie im Fluge vorüber brauste, eilte alles mit den Köpfen an die Fenster und was der Augenblick zu erspähen gestattete, war das herrliche Profil

der kühnen jungen Reiterin, ihr geschmeidiger Wuchs und ihre leichte anmuthige Haltung auf dem großen unbändigen Gaul.

Man wußte, daß sie eine verwittwete Baronin von Winkelfeld sei, daß der Freiherr von Zechau sie Cordelia und sie ihn Caspar nannte, daß sie sich duzten und auf dem vertraulichsten Fuße mit einander lebten. Für die Lästerzungen und Splitterrichter war das einstweilen Stoff genug.

Ihr entschiedenster Widersacher war und blieb jedoch der Justitiar, dem sie ein einträgliches Geschäft vereitelt hatte.

Reichmann hatte immer noch gehofft Caspar mit Gesche zu versöhnen um als Ehestifter von dem beiderseitigen großen Vermögen das übliche ansehnliche Douceur zu erhalten. Daran aber war seit Cordeliens Anwesenheit nicht mehr zu denken und ein Jurist ist rachsüchtig und verzeiht nicht leicht demjenigen, um dessentwillen er zu kurz kommt.

Caspar wunderte sich, daß sein Justitiar niemals der Baronin erwähnte und kein Wort zu ihrem Lobe sagte. Eines Tages hatten sie ihre Geschäfte vollendet und tranken eine Flasche alten Rheinwein.

„Wie gefällt Ihnen denn meine Cordelia?“ hub

Caspar an. „Sie hätten schon längst einmal auf ihr Wohl mit mir anstoßen müssen!“

Reichmann erwiederte: „Ein deutsches Wort bei deutschem Wein. Ich kann dir nicht nach dem Munde reden mein Junge, und meine Antwort wird dir sehr mißfallen. Ich begreife nicht, welchen Ersatz dir ein so oberflächliches Geschöpf für die herrliche Gesche gewähren kann.“

„Sie nennen die Baronin ein oberflächliches Geschöpf?“

„Kann diese Zierpuppe sich vergleichen mit der hochgewachsenen Braut, die ich dir zuführte? Ist diese Freisinnigkeit zu Pferde mit der Cigarre im Munde dasjenige was du verlangtest? Was willst du hier auf dem Lande mit einer Person anfangen, die nur in Städten Aufsehen zu machen und in eleganten Salons die Augen auf sich zu ziehen gewohnt ist. Hier auf Zechau wird sie sich zu Tode langweilen.“

„Lieber Reichmann, sie legen einen sehr kleinstädtischen Maßstab an eine in jeder Hinsicht ungewöhnliche Frau. Die Baronin ist unter anderen eine berühmte geistreiche Schriftstellerin.“

„Hast du was von ihr gelesen?“

„Nein, denn ich lese keine Frauenschriften, aber die Recensionen darüber lauten sehr vortheilhaft.“

„Wo hast du sie kennen lernen?“

„In einer Gesellschaft bedeutender Künstler, namhafter Journalisten und mit Orden geschmückter Stabs-Officiere. Den Künstlern hatte sie Modell gestanden, die Journalisten bezauberte sie durch ihren Witz und die Officiere wußte sie so fein zu verhöhnen, daß sie es nicht merkten. Mich zeichnete sie aus.“

„Bei welcher Gelegenheit war es?“

„Wir saßen nicht beim Wein sondern bei Natives und englischem Porter. Meine Cordelia trug Mannskleider, war a la Polka frisirt und glich einer Aphrodite im Bloomercostüm.“

„Und wo war das?“

„In jenem Keller an der Ecke des Schloßplatzes und der Königstraße wo —“

Reichmann brach in ein lautes Lachen aus.

„Lieber Reichmann! Diese rücksichtslose Lustigkeit beleidigt mich.“

„Deine Geschichte mein Junge geht rasend bergunter. Sie fing sehr hochtrabend an und jetzt sind wir im Keller.“

„In Chiapones Delicatessen-Keller, dem königlichen

Schlosse schräg gegenüber, einem der elegantesten Locale der Residenz."

"Gleichviel, eine Kneipen-Bekanntschaft."

"Ich bitte Sie! Lassen Sie uns hier abbrechen."

"Ich mögte nur noch etwas von ihrem früheren Leben und sonstigen Verhältnissen wissen."

"Alle freien Frauen haben dieselben Schicksale gehabt und ihre Lebensgeschichten gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Lesen Sie die Romane der Dudevant, der Aston, der Bissing und ähnlicher Blaustrümpfe; überall erzeugen die Krankheits-Zustände der heutigen Gesellschaft dieselben Resultate, nur die Ausstaffirung ist verschieden."

"Ich lese keine Romane und deine Antwort ist zu allgemein für mich."

"Wohlan denn! Schöne talentvolle Töchter heirathen in ihrer Unschuld und aus kindlichem Gehorsam, in welchem sie streng erzogen sind, einen einflußreichen hochgestellten Mann der um diesen Preis das Glück der Eltern macht. In heutiger Zeit gilt jeder Vortheil, und eine reizende junge Frau, welche in den ersten Kreisen der Residenz durch Schönheit und Talent sich auszeichnet ist ein Mittel die Gunst einer fürstlichen Person zu erlangen. Dawider sträubt sich Tugend und Unschuld, und der zärtliche alte Eheherr fängt

an sich in einen Tyrannen zu verwandeln. Man duldet so lange es möglich ist, endlich wendet man sich an die Eltern. Die Antwort besteht in allgemeinen Morallehren, die man schon als Kind auswendig gelernt hat. Man wird vom Eheherrn der Klatscherei und Verleumdung beschuldigt und noch härter behandelt. Während der vornehme Wollüstling die ausgesuchtesten Künste und Mittel der Verführung anwendet die Wehrlose zu überraschen. Ihr Gemahl, ihre Eltern, ihre Geschwister alles ist gegen sie verschworen. Der redlichen jungen Seele wird das am Ende zu viel. Sie entflieht und der gekränkte Ehemann trägt seinen unverschuldeten Schmerz zur Schau, ihre Eltern und Geschwister verläugnen und verstoßen sie. Sie ist verurtheilt und ihr Ruf vernichtet. Ihre Schmucksachen und was sie sonst an Werth besitzt, wandert in die Gerichte um wenn auch nicht ihre Ehre zu retten doch ihre Scheidung zu bewirken. Sie erlangt sie endlich, weil eine vornehme Person in dem Proceß verwickelt ist, die nicht compromittirt werden soll. Ohne Vermögen, Verwandte, Freunde und Beschützer ist sie, um ihr Leben zu fristen, nur auf ihre Talente angewiesen. Gelegenheiten bieten sich dar sich wieder zu verheirathen. Doch erblickt sie in der Ehe ein verderbliches Institut für Tugend,

Unschuld und Willensfreiheit. Sie fängt an ihr liebendes Herz nach Wohlgefallen zu verschenken —"

„Wirft es auch manchmal wie eine Wurst nach einem Schinken?" unterbrach ihn der Justitiar.

„Kein Wort weiter, wenn ich bitten darf;" versetzte Caspar. „Ich bin diesem Frauenzimmer einmal gut und kann nicht dulden, daß man eine Miene über sie zieht."

Der Winter war vor der Thür wo die Landedelleute und Gutsbesitzer in den benachbarten Städten oder gar in der Residenz ihrem Vergnügen nachgehen. Die Spannung mit der Nachbarschaft, welche durch Gesche Fuhrmann hervorgerufen war, fand demnach hinlängliche Zeit in Vergessenheit zu gerathen, und als es endlich wieder Frühling ward, hatte wan sich viel neues zu erzählen und fühlte endlich auch ein Verlangen, die schöne Baronin von Winkelfeld kennen zu lernen.

Die ersten Besuche auf Zechau fanden eine Aufnahme, welche alle Erwartungen übertraf. Die Salons waren im neuesten Geschmacke decorirt. Journale, Novitäten, lithographische Albums und Hefte waren zur Ansicht ausgelegt. Der Gartensaal war mit

Orangerien geschmückt und in den Treibhäusern blühten und prangten die seltensten ausländischen Pflanzen und Gewächse. Küche und Keller waren ausgesucht und Cordelia machte mit so liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Honneurs, und ihre Munterkeit, ihre heitere Laune belebte jederzeit das Gespräch, daß sich die Männer gestehen mußten, nie eine reizendere Frau gesehen zu haben. Bei ihrer Heimkehr machten sie ihre Frauen und Töchter oder ihre Mütter und Schwestern ebenfalls neugierig auf diesen weiblichen Phönix, und im Grunde genommen hatte man ja keine Ursache mehr länger zu grollen. Gesche Fuhrmann war nur die Tochter eines Bauern und Cordelia eine gnädige Frau Baronin. Mit jener wollte sich Caspar ehelich verbinden, mit dieser lebte er nur. Der reiche schöne junge Freiherr war also immer noch zu haben und man durfte sich länger nicht fern halten. Man stößt sich nicht an lockere Sitten, die sich vornehm und kostbar halten. Nur das wohlfeile und armselige Laster muß das Tageslicht scheuen. Endlich lebt man auf dem Lande ja weit ungezwungener und macht viel weniger Unterschiede als in Städten. Besuche und Gegenbesuche wurden also abgestattet. Caspar und Cordelia fanden überall die herzlichste Aufnahme. Man wetteiferte sie kostbar zu bewirthen obschon man

hinter dem vornehmen Luxus der auf Zechau herrschte, da es an Geschmack und Geld fehlte, weit zurück bleiben mußte. Cordelia aber wußte alles zu würdigen und mit bewußter Ueberlegenheit anzuerkennen. Das auch gefiel und imponirte sie in gleichem Grade und was sie that und sagte, und wie sie sich kleidete und benahm fing an für musterhaft zu gelten.

Bald war sie das Orakel der Umgegend und man trachtete sich nach ihr zu bilden. Ihre Gefälligkeit wurde so häufig und vielfach in Anspruch genommen, daß sie allein, bei all ihrer Unermüdlichkeit, nicht alles was man von ihr verlangte erfüllen konnte. Sie gab daher ihr Factotum preis, ihre Kammerjungfer, welche nicht nur frisiren, schneidern und Putz machen konnte, sondern auch eine gelernte Köchin war. Diese mußte mit ihren Mustern und Recepten von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut wandern um überall Lehre und Unterweisung zu ertheilen. Es war eine sehr häßliche aber äußerst gutmüthige Person, die ihrer schönen Herrin mit Leib und Seele ergeben war. Aber auch ihre Talente fanden Anerkennung und reichlichen Lohn und auch sie gelangte — zum bittersten Aerger des Zechauer Schloßgesindes — zu Ansehen und Bedeutung.

Bald auch fing diese und jene Dame an im

Reithabit mit Schleier und Federhut zu Pferde sich zu zeigen. Andere folgten diesem Beispiele und endlich fing man an einzusehen, daß es nicht räthlich sei den Männern allein alle Freiheiten und Vergnügungen zu überlassen. Landfräuleins können in der Regel reiten ohne es schulgerecht erlernt zu haben. Sollte man auch ferner noch das Haus zu hüten genöthigt sein, wenn Unwetter die Wege verdorben hatte und mit einem Wagen nicht durchzukommen war. In solchen Fällen wenigstens machte man seine Besuche zu Pferde.

Wenn Cordelia bei weichem Boden einen Marschklepper ritt, vertrieb sie sich die Langeweile unterwegs mit Cigarrenrauchen. Auch das fand man kleidsam. Eine oder die andere Dame hatte wohl hin und wieder schon zu Hause ganz in der Stille ihr Pfeifchen geraucht und fing nun mehr an öffentlich Cigarren zu rauchen. Kurz die Frauen-Emancipation fing an auf der Marsch um sich zu greifen und man emancipirte sich gleichsam von selbst indem man nach Cordelia's Beispiel lernte mit Anstand öffentlich zu thun was man bisher zu Hause nur ganz in der Stille sich erlaubt hatte.

Im Grunde paßt die Gleichstellung beider Geschlechter weit mehr für das Land als für die Stadt. Die kräftigere und gesundere Landbewohnerin ist zu den

Herren=Vergnügungen weit tauglicher und aufgelegter als die verzärtelte Städterin, und unter den Städtern wiederum giebt es so weibische Männer, daß sie ihre Kleidungen und Verrichtungen sich nicht streitig machen lassen dürfen als Kennzeichen um ferner noch für Männer zu gelten. Bei der arbeitenden Classe auf dem Lande endlich macht das Wetter und die Jahreszeit hinsichtlich der Tracht und der Verrichtungen weit mehr Unterschied als das Geschlecht. Bei rauher Witterung tragen Weiber Mannshüte, Mäntel und Stiefel und Winters spinnen und stricken die Knechte mit den Mägden um die Wette. Eine Magd aber die Knechtesarbeit zu verrichten im Stande ist nimmt dafür auch Knechtes Lohn.

Der Winter kam mit Frost und tiefem Schnee. Die Lustbarkeiten mehrten sich und gewannen neuen Reiz, weil man sie der rauhen Jahreszeit abtrotzen mußte. Zechau ward nicht leer von Besuchen. Man sprach vor um wenigstens zu erfahren, was es Neues gäbe oder die Journale und Novitäten einzusehen. Auch Jagdpartien und Schlittenfahrten wurden veranstaltet oder man lief Schlittschuh längs den Deichen, kehrte hie und da ein, zechte, tanzte, spielte Pfänder, oder was sonst die Gelegenheit mit sich brachte und

Cordelia erwies sich unerschöpflich in Erfindung und Anordnung neuer Vergnügungen. Unter anderen auch ließ sie in ihrem Gartensaal ein kleines Theater aufschlagen und die Schauspieler aus der nahen Stadt holen um kleine Vorstellungen zu geben. Diesen Winter fiel es niemand ein Ausflüge und Reisen nach den benachbarten Städtchen zu machen. Es gab Vergnügen genug auf dem Lande und sogar die benachbarten Kleinstädter kamen nach Zechau um dort an den ländlichen Winter-Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Caspar mußte sich gestehen, daß er jetzt alles habe, was von dem Leben irgend zu fordern sei und seine Mutter war wie im Himmel. Sie mußte alles mitmachen und überall ihr Wörtchen drein reden, auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden. Einer alten gutmüthigen Frau ist jede Rolle recht die sie in heiterer Gesellschaft spielt, wenn es nur eine Rolle ist.

Reichmann griesgramte jedoch noch immerwährend.

„Mein Junge, du gebrauchst jetzt verdammt viel Geld.“

„Ich verzehre meine Einkünfte, das heißt nicht verschwenden.“

„Von Verschwenden ist keine Rede. Aber dein weiblicher Phönix, obschon du ihren ganzen Aufwand bestreitest, hat wieder extra tausend Thaler erhalten, das kann so nicht fortgehen.“

„Meine arme Cordelia hat Schulden, die getilgt werden müssen, eh ihre Creditoren sie bis hieher verfolgen.“

„Wie viel ist sie schuldig und wer sind ihre Schuldner?“

„Das weiß ich nicht und ich kümmere mich auch nicht darum. Ihre Schulden gehören einer Vergangenheit an, nach der ich nicht forschen soll und mag.“

„Wahrlich! wahrlich! Caspar! das heißt die Delicatesse zu weit treiben.“

„Liebende müssen sich ein wenig ferne bleiben und wohin es führt wenn man sich seine Geheimnisse nicht verschweigen kann haben wir an Gesche Fuhrmann erlebt.“

„Das ist etwas anderes, du bist ein Mann und in deinem Leben giebt es allerdings Geheimnisse die für eine Geliebte nicht taugen.“

„In dem Leben einer freien Frau giebt es Geheimnisse ganz ähnlicher Art.“

„Die für einen Mann nicht taugen?“

„Die eine Trennung zur Folge haben würden, so bald ich sie erführe.“

„Aus solch einem Verhältniß kann ich nicht klug werden, es ist mir zu modern. Nur so viel sehe ich ein, daß bei der sogenannten Gleichberechtigung

beider Geschlechter, die Vortheile auf Seiten der Frau sind und der Mann leer ausgeht. Sie verschweigt dir ihre Geheimnisse, aber ich wette darauf du entdeckst ihr die deinigen. Du bezahlst ihre Schulden und hast am Ende nicht einmal einen Dank dafür."

Um diese Zeit erschien ein Werk, Glaubensbekenntniß einer freien Jungfrau, und machte gewaltiges Aufsehen.

Seinem Titel nach war es ein Buch wie alle andern. Die ganze damalige Literatur bestand aus Glaubensbekenntnissen. Alle Bücher, Journale und Brochüren brachten Glaubensbekenntnisse. Jeder öffentliche Charakter, jeder Philosoph, jeder Literat, ja selbst Buchhändler und Buchhändler-Gehülfen ließen ihr Glaubensbekenntniß drucken in welchem sie eigentlich nur bekannten was sie nicht glaubten, oder vielmehr, daß sie glaubten nichts zu glauben.

Die freie Jungfrau hingegen sprach sich entschieden aus über das was sie glaubte und geglaubt haben wolle und das was sie nicht glaubte und nicht geglaubt werden könne und müsse.

Was sie behauptete war dem Inhalte nach etwa Folgendes:

„Die Weisheit Christi ist verstümmelt und entstellt nur auf uns gekommen. Indeß enthalten die kleinen unter dem Namen der Bergpredigt bekannten Bruchstücke oder Auszüge wenigstens einen Umriß seiner Lehre, einen Umriß verschiedener Seelen-Zustände (Seligkeiten) von der niedrigsten Stufe an bis zur höchsten. Von der geistigen Einfachheit (Armuth) an bis zur menschenmöglichen Gottähnlichkeit, (auf daß ihr vollkommen seid, wie euer Vater im Himmel.)

Nur Christus selbst vermogte diese Lehre zu üben und durch sein Beispiel zu bewahrheiten. Die zwölf Apostel hatten sie nur unvollkommen inne und wenigstens Judas Ischariot ist kein Beweis für ihre Befolgbarkeit. Viel zu früh bevor sich diese Weisheit wissenschaftlich feststellen, eine Schule gründen oder eine Secte stiften konnte, deren Anhänger durch eine strengvorgeschriebene Lebensweise, ihre Befolgung zu ermöglichen verpflichtet waren — viel zu früh mußte die heilige Lehre in's profane Leben hinaus um eine politische Rolle zu spielen, ja, um eine Weltreligion zu werden.

Die Weltreligion sollte nicht aus dem Gehirn des Einzelnen entsprungen sein. Das Christenthum mußte sich einen Stützpunkt in der Vergangenheit suchen und sich dem Judenthum wieder aufpropfen dem es ursprünglich entgegen getreten war und sich von ihm

losgesagt hatte. Ferner mußte es sich bei seiner unerhört schnellen Verbreitung auch den allgemeinen Anforderungen fügen, welche man damals an eine Religion machte. Es mußte Wunder, Weissagungen, Symbole und Legenden zu Hülfe nehmen, um für jedermann zu sein. Und Jahrhunderte lang drehte sich die Menschheit in einem krampfhaften Entzückungstaumel, lallte Zungen, peinigte den Leib und stürzte sich mit Wollust in den offnen Tod, bis man endlich anfing zu säubern und festzustellen.

Dieses Säubern und Feststellen ist der christlichen Kirche jedoch noch immer nicht gelungen und während das Judenthum Jahrtausende hindurch in unerschütterlicher Starrheit verharrt, ist die christliche Kirche in steter Bewegung begriffen, schweift von einem Extrem zum anderen, nimmt bald diese, bald jene Form an, zerspaltet, bekämpft und verfolgt sich, und im Namen des Entdeckers des sittlichen Gesetzes wurden die wahnsinnigsten Gräuelthaten begangen, im Namen des Erfinders der Seligkeitslehre wird der plumpste Betrug, die erbärmlichste Heuchelei ausgeübt, und die höchste und heiligste Erscheinung in der Weltgeschichte wird nur in der Hostie genossen, nicht aber im Geiste und der Wahrheit.

Dennoch aber hat Christus selbst Nicht=Christen

verpflichtet, an ihn zu glauben um selig zu werden. Denn ohne Wasser kann man nicht schwimmen, ohne Pferd nicht reiten lernen, und wer die Vorschriften der Sittenlehre nicht befolgen will, kann auch nicht selig werden. Der Glaube ist weiter nichts, als der Wille, diese Vorschriften zu befolgen und wer in dem Christenthum nicht eine einleuchtende, durch Ueberzeugung beseligende Weisheit erblickt, wer es nicht für das göttliche Seelen-Naturgesetz hält, sondern für ein von der Allmacht octroyirtes Wort, welches den Glauben an Dogmen, Wunder, Weissagungen und Symbole vorschreibt, der ist (in den Augen der freien Jungfrau) ein Unchrist, der nicht selig werden kann."

Dieses Buch verrieth in jeder Zeile eine gründliche Gelehrsamkeit, umfassende Kenntnisse, fleißige Studien, eine unerhörte Belesenheit und eine vollkommene Beherrschung des Stoffes. Unmöglich konnte es das Product einer weiblichen Feder, noch weniger einer jungfräulichen sein. Und weshalb trat die Verfasserin (vorausgesetzt, daß es eine solche war und kein Verfasser) als freie Jungfrau auf? Wollte sie in religiöser Beziehung die protestantische heilige Jungfrau sein? oder in politischer Hinsicht eine literarische Jeanne d'Arc, oder die von St. Simon prophezeite freie Frau? Gleichviel, diese schlaue Prätension machte

Glück und die freie Jungfrau gewann alle freisinnigen Parteien für sich.

Dennoch aber enthielt das Glaubens-Bekenntniß Stellen, welche nur auf Rechnung einer Jungfrau kommen konnten, einer religiös entzückten, deren Einbildungskraft für die Körperschönheit des Heilands erglühte und die die höchste Mannesidee in ihm erblickte.

Es schien nicht sehr annehmbar, daß diese schwärmerische Christusliebe auch nur Maske sei, um das Buch vor einem Verbot zu schützen, dem es in Folge seiner muthwilligen Polemik und seines unerbittlichen Scharfsinns ausgesetzt war. Eben so wenig aber auch ließ sich denken, daß die Christusliebe neuerdings ein Wunder in der Seele einer Frau und zwar ein so gelehrtes zu Wege gebracht haben könne.

Ihre Schwärmerei ist indessen jedenfalls einer näheren Erwägung hier werth, denn sie hatte der „freien Jungfrau“ ganz neue Ansichten eingegeben, auf welche bisher noch kein Bibel-Commentator gekommen war.

So zum Beispiel verhöhnte sie diejenigen Theologen, welche gelegentlich nur aus der Garderobe des Heilands auf dessen Körperschönheit schlossen.

Nämlich der heilige Rock, eben das Urbild jener unglücklichen Reliquie zu Trier, die kürzlich schon wieder ein eben so trauriges Aufsehen gemacht hatte, wie zu Zeiten Luther's. — Dieser ungenähte Rock des Heilands gab den Theologen zu der Behauptung Anlaß, daß „des Menschen Sohn," dessen Sabbathmahl mitunter aus zermalmten Kornähren bestand, etwas mehr Sorgfalt und Auswahl auf sein Aeußeres verwendete, als auf seinen Magen. Denn wären seine Gewänder nicht kostbarer gewesen, als seine Nahrung, so würden die Kriegsknechte es nicht für der Mühe lohnend erachtet haben, so eifrig darum zu würfeln. Christus also kleidete sich kostbar, folglich legte er Werth auf sein Aeußeres und hatte demnach auch Ursache dazu.

Die freie Jungfrau aber wollte von solch einer Eitelkeit des Heilands nichts wissen, sondern gab den Moment des „Ecce homo" als denjenigen an, welcher die Idealität seiner Erscheinung bekundete.

Er war in diesem Augenblicke nicht kostbar gekleidet. Ein ausgepeitschter angespieener Prätendent, stand er da, die Dornenkrone in den blutigen Locken; den zerrissenen Königsmantel um die wunden Schultern; das Rohr-Scepter in den geknebelten Händen.

Was bewog den Repräsentanten römischer Weltmacht in Judäa, dieses gemißhandelte Menschenleben in Schutz zu nehmen? Warum bot er der aufrührischen Menge gegenüber sein ganzes Ansehen auf und legte endlich sogar den symbolischen Protest, des „Händewaschens in Unschuld“ ein?

Sein Ecce homo war keine Apellation an das Mitleid der Juden, wie von unseren Kanzeln herab gelehrt wird. Pontius Pilatus war kein kleinstädtischer Bürgermeister, der das Erbarmen seiner Spießbürger für ein Jammerbild in Anspruch nimmt.

Ein Römer fühlte kein Erbarmen mit Schmach und Erniedrigung. Die Römer hatten Gladiatorenspiele und Thierkämpfe, wo die vestalischen Jungfrauen in den ersten Rängen saßen und jede Schwachheit zum Tode verurtheilten. Für Schmach und Erniedrigung aber gab es ein unfehlbares römisches Mittel: den Selbstmord, welcher damals so Gang und Gäbe war, daß Kaiser Octavianus sich gemüßigt sah, bei Strafe des Unbestattetbleibens und der Testaments-Unfähigkeit, den Selbstmord zu verbieten, es sei denn, man habe durch Angabe seiner Beweggründe kaiserliche Genehmigung dazu erlangt.

Pontius Pilatus war ein vornehmer Römer, auferzogen in classischem Geschmacke, eingelebt in jenem

wahnsinnigen römischen Luxus, womit Menschlichkeit jemals Abgötterei trieb mit sich selbst. Seine Begriffe von Göttlichkeit und Gottheiten beschränkten sich auf die menschliche Gestalt, und er erkannte die Majestät divina in der Person Christi; eine Majestät divina, wie sie noch kein Römer geschaut, eine rührende Majestät, eine Heiligkeit in Schmach und Erniedrigung. Das Ecce homo bedeutet also: Siehe Mensch! Schaudre und erschrick vor dir selbst und versündige dich nicht.

Die bildende Kunst hat mit Glück sich dieses Moments bemächtigt und ihn wiedergegeben. Ein zweiter gleich bedeutender Moment ist aber lediglich der christlichen Malerkunst erreichbar, denn die Antike wußte nicht mit Farben umzugehen, und die Licht-Effecte sind erst in ganz neuester Zeit vervollkommnet.

Es ist der Moment, wo Christus im prächtigen Tempel Zion vor den weltberühmten hundertarmigen von Kostbarkeiten und Lichtern strahlenden Pfingstleuchter hintritt und spricht: Ich bin das Licht der Welt. Das hätte der weise Jesus nimmermehr gewagt, wäre seine menschliche Schönheit nicht blendender gewesen, als der berühmte von Lichtern und Kostbarkeiten strahlende Pfingstleuchter.

Endlich gab die Verfasserin noch einen dritten Moment an, der, für keine Kunst zugänglich, nur der Philosophie angehörte. Christi erstes Wort am Kreuz: „Herr! vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.“

Dieser Moment bewahrheitet die menschenmögliche Gottähnlichkeit, welche die Bergpredigt lehrt: „Betet für die, die euch verfolgen, damit ihr vollkommen seid, wie euer Vater im Himmel.“ Dieser Schrei des ersten frischen Todesschmerzes ist der höchste Grad menschenmöglicher Seligkeit in vollendeter Virtuosität.

Weil aber die freie Jungfrau niemals unterließ, der Kirche scharfe Seitenhiebe zu ertheilen, fügte sie noch hinzu:

In der katholischen Kirche aber wird am Charfreitag ein Miserere für alle Sünden gebetet. Nur wenn es heißt: „Herr, vergieb den Juden, die den Heiland an's Kreuz geschlagen,“ so erfolgt ein langes schauerliches Schweigen und niemand sagt Miserere. — Wenn die katholische Kirche eine Sünden vergebende Gewalt hat, so kann sie nur von Christus stammen; sollen ihre Fürbitten etwas fruchten, so muß eine Fürbitte von Christus selbst auch ihren Werth haben, und soll endlich das Blut Christi die Sünden der Welt tilgen können, so datirt sich die Sühne von

dem Augenblick her, wo Christi Blut anfing vergossen zu werden. Seine erste Verzeihung, seine erste Fürbitte in dem Augenblicke, wo sein Blut zu fließen anfing, galt den Juden. Allein die katholische Kirche nimmt das Wort Gottes so strenge eben nicht. — Sie vergönnt dem Heiland nicht, über sein eigenes Blut zu disponiren. Es soll ein für alle Mal ihre Sache sein.

So viel vorläufig von dem Inhalte dieses wunderlichen Werkes. Seine ersten Erfolge verdankte es den Christusbündlern, welche sich veranlaßt sahen, eine solche, den historischen Christus entschieden verläugnende, die Autorität der Apostel in Zweifel ziehende, und sogar den Glauben an das Wort Gottes für unchristlich erklärende Schrift in einer ihrer Versammlungen feierlich zu verbrennen. Die freie Jungfrau aber hatte den Ertrag ihres Werkes zu wohlthätigen Zwecken bestimmt und außerdem auch die Druckkosten bei einer bedeutenden Auflage aus eigenen Mitteln bestritten. In Folge des Auto-da-fe's der Christusbündler erwuchs den Armen ein Vortheil von 1 Thaler 8 gGr., so viel kostete ein Exemplar, und in sämmtlichen freisinnigen Journalen erschien eine „Aufforderung an gleichgesinnte Leser, Bücher, welche für sie nicht geschrieben wären, zum Besten der Armen zu verbrennen.“

Dieses war der Anfang zu einem erbitterten Federkrieg, der von Seiten der freisinnigen Partei mit großer Geschicklichkeit geführt wurde, um, der Censurstriche ungeachtet, beweisen zu können, daß das Glaubens-Bekenntniß wissenschaftlichen Werth habe und mitunter neue Ansichten ausspräche. So gewann das Buch einen Namen, erlebte binnen Kurzem die zweite Auflage, die öffentlichen Danksagungen für die eingesandten Summen, von Seiten des Armen-Vorstandes, erinnerten stets wieder an das Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau und machten alle ferneren Buchhändler-Anzeigen überflüssig.

Man forschte nach dem Verfasser oder der Verfasserin und brachte bald heraus, daß es niemand anders sein könne, als die schöne Winkelfeld, welche schon einen literarischen Namen hatte und auf deren Rechnung bereits andere minder glänzende Geniestreiche kamen.

Die Journalistik will nicht nur allwissend sein, sie hat auch stets die glänzendsten Farben zur Verherrlichung ihrer Parteihelden in Bereitschaft. Die Journale brachten jetzt mit einem Male eine höchst romantische Biographie der „freien Jungfrau,“ welche zugleich das Ideal einer Repräsentantin der Frauen-Berechtigung sein sollte. In ihrem achtzehnten Jahre

hatte sie gezwungenerweise die Hand und den Namen eines achtzigjährigen Greises annehmen müssen, welcher schon am Hochzeitstage erkrankte und nach Verlauf eines Jahres starb und sie als jungfräuliche Wittwe ohne Vermögen hinterließ. Cordelia sah sich, um ihren Lebensunterhalt zu finden, auf ihre Talente angewiesen, deren sie genug besaß, um eine glänzende Rolle zu spielen. Niemals hatte eine Frau allen Gefahren und allen Schlingen der Verführung mit stolzerem Tugendmuthe getrotzt; niemals die Unschuld siegreicher so seltene Abenteuer bestanden, wie sie. Es wurde auch nicht geläugnet, daß sie zu mehren bekannten Statuen den Bildnern als Modell gedient hatte, was aber den Charakter einer freien Jungfrau durchaus nicht benachtheiligen konnte, denn kein Mann hatte sich irgend einer Auszeichnung von ihr zu rühmen. Endlich wurde auch noch hinzugefügt, daß sie sich gegenwärtig in der Marsch auf den Gütern des als eifrigen Demokraten bekannten Freiherrn von Zechau befände, und ihr Verhältniß mit demselben als eine rein platonische Wahlverwandtschaft geschildert.

So gelangte denn auch Caspar zu einer secundären Notorietät, welches zur Folge hatte, daß gewisse literarische Autoritäten und Weltspaziergänger Ausflüge nach der Marsch unternahmen und auf Zechau

sich vorstellten, um der glänzenden Löwin daselbst ihre Huldigungen persönlich darzubringen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Besuche dieser Art auf Zechau eine glänzende Aufnahme fanden und alles Mögliche geschah, um ihre Anwesenheit denkwürdig zu feiern. Ebenso wenig wie daß derartige Gäste nachmals in der Oeffentlichkeit sich nach Kräften dankbar dafür erwiesen und Schloß Zechau in ihren Correspondenz-Berichten und Genrebildern als das Asyl und die Residenz der Freisinnigkeit in der damaligen rationalistisch aufgeregten Zeit schilderten.

Zugleich auch meldeten diese derartigen Reisebilder, daß die bequemen und üppigen Bewohner dieses gesegneten Bodens gleichfalls in zwei Parteien sich schroff gegenüber ständen. Bei dem ungebildeten Theile der Bevölkerung, welcher mit Mühe nur seinen Namen schrieb und wohl lesen, aber das Gelesene weder verstehen noch behalten konnte, behaupte die Kanzel noch ihren alten Einfluß, um alle Lebensfreuden und Genüsse als sündlich zu verdammen, und an der Spitze dieser Partei stände die Land-Geistlichkeit so weit es die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Territorialherrn gestatte.

Die freisinnige Partei hingegen bestände aus dem Kern der Bewohnerschaft, aus der lebenslustigen jungen Männerwelt und aus den aufgeweckten Töchtern begüterter Eltern. Hier habe die Presse schon ihr Aufklärungswerk begonnen und an der Spitze dieser Partei stehe die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel.

Obschon Caspar wenig von Frauenschriften hielt, hatte er doch das Glaubens-Bekenntniß gelesen und fühlte sich von demselben wunderbar angeregt und gleichsam aus einem Sinnentaumel wachgerüttelt.

Ja! wundersam hatte das Buch ihn angeregt, denn es schien ihn auf die Lösung eines großen Räthsels zu bringen und die harmonischen Uebergänge zu suchen, um die Pflichten gegen Gott, Nebenmenschen und sich selbst in einem reinen Dreiklang aufzulösen. Es schien die Bewegungen der Zeit aus der Unstätigkeit der christlichen Kirche zu rechtfertigen und den materiellen und rationalistischen Tendenzen der Gegenwart eine sittliche Zukunft zu versprechen. Freilich schien diese Weisheit nur im Keime zu schlummern und ihre Blüthen erst in fernen Jahrhunderten entfalten zu können. Wie aber konnte aus einer weiblichen Feder solche Weltweisheits-Blüthe hervor wetterleuchten? und wie kam eine jungfräuliche

Seele zu dieser Clairvoyance, während männliche Genialität von Eitelkeit und Wollust verblendet so charakterlos und leichtfertig abirrte?

Nein, unmöglich hatte eine Frau dieses Buch geschrieben und am wenigsten Cordelia! — Er hatte dies anfangs geglaubt und deswegen sich alle ihre Schriften kommen lassen, was er in diesen fand war immer und immer wieder Cordelia, wie sie leibte und lebte, die freie Frau, die sich für das höchste Product der modernen Civilisation angesehen haben will. Die fashionable Salon-Schriftstellerin, die es für unschicklich hält tiefe Gefühle zu haben und wahre Empfindungen zu verrathen. Die mit geschwätzigem Aplomb sich stets in den Schranken zarter Etikette hält, mit exclusivem Wesen jede bürgerliche Aufwallung und jede pedantische Gründlichkeit vermeidet und mit eleganter Selbstgenügsamkeit von Gedanken zu Gedanken flattert, ihn fallen läßt, wieder aufnimmt und nochmals fallen läßt und selbst fremde Gedanken als eigene gelegentliche gute Einfälle preis giebt.

Was Caspar am meisten quälte und verdroß, war, daß Cordelia so oft er sie zur Rede stellte, selbst in den zärtlichsten und vertraulichsten Stunden, ihm trotz aller Bitten und Beschwörungen ihre Autorschaft an diesem Buche weder ausdrücklich eingestand noch irgend-

wie abläugnete; sondern es nur dahingestellt sein ließ ob er sie dafür halten wollte oder nicht, obschon sie alle ihr deshalb dargebrachten Lobsprüche und Huldigungen als wohlverdiente Anerkennung hinnahm; sogar auch das Buch bis auf's Jota vertheidigte und nicht den geringsten Widerspruch gegen eine darin ausgesprochene Ansicht duldete.

Heut war Caspar früh aufgestanden und las das Glaubens-Bekenntniß zum dreißigsten Male. Aber auch Cordelia war schon bei der Hand, denn mit der gewissenhaftesten Zärtlichkeit sorgte sie stets für seine Bedürfnisse und Gewohnheiten. Sie hatte kaum fünf Minuten im Bade zugebracht um ihm den Kaffee zu bereiten, weil sie wußte wie lieb ihm die erste Tasse war.

Im weißen Morgen-Anzug, von Wohlgerüchen duftend, frisch und lächelnd wie die Morgenröthe reichte sie ihm die Tasse.

„Cordelia!“ fragte er zärtlich, „ist dieses Buch wirklich von dir? Es wird mir theurer so oft ich es lese.“

„Ich wehre dir nicht es zu glauben.“

„Mögtest du allgemein für die Verfasserin gelten, wenn du es nicht bist?

„Denke darüber was du willst.“

„Cordelia! Dies ist ein Werk der Einsamkeit. Wann hattest du Gelegenheit die nöthigen Studien zu machen und das Material zu sammeln, da du im Strudel der Zeitungs-Nachrichten und Tages-Neuigkeiten lebst?“

„Denk immerhin, ich habe es nicht geschrieben.“

„Ich fordere aber eine Antwort auf Ja und Nein!“

„Du weißt ja schon, daß ich sie nicht gebe.“

„Sieh' Cordelia! Ich läugne nicht, daß ich dir viele Freuden und Zerstreuungen verdanke. Allein ich habe auch Gesinnungen und Ideen für die ich gleichfalls leben mögte. Glaube nur, mitten in der heitersten Gesellschaft, beim wilden Parforceritt, bei Spiel und Tanz, fällt es mir nun plötzlich manchmal schwer auf's Herz, daß ich nichts Ernstes und Tüchtiges beschaffe. Habe ich mich von der Welt zurückgezogen um das luxuriöse Leben, welches ich in Paris führte, hier auf meinen Gütern fortzusetzen? Standen mir dort nicht höhere Kreise offen? Fand ich dort nicht einen gewählteren Umgang, eine meinen Fähigkeiten, Eigenschaften und Erfahrungen angemessenere Ge-

sellschaft, als diese ärmliche Umgebung die hier sich um mich sammelt?"

"Mein Himmel! eine Gardinen-Predigt am frühen Morgen. Wenn ich nur wüßte, in wie fern sie mich angeht."

"Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich allein habe alles das gewollt. Es war mein Vorsatz, eh ich dich kannte die Ideen zu verwirklichen für die du schwärmtest; ein Bedürfniß der heutigen Gesittung zu erproben und eine vielgepriesene Neuerung hier auf Zechau in's Werk zu richten. — Aber welches ist das Resultat dieses unseren geselligen Experiments. Wir wollen offen sein. Wir müssen uns schämen alle beide. — Zuerst ich. — Wäre ich ein Fürst und überdrüssig der prachtentfaltenden Hoffeste womit ich ein gnadenlüsternes Gesinde abspeise, so hätte ich einen Grund ländliche Zerstreuungen zu suchen, oder wäre ich ein Staatsmann, ein Banquier, so dürfte ich aus dem Strudel der Geschäfte mich nach einer wollüstigen Einsamkeit sehnen um in Bequemlichkeit etwas Gutes zu verschmausen. Oder wäre ich ein weltdurchreisender Virtuos, so hätte ich Recht den reichlichen Ertrag meiner mühselig erlangten Kunstfertigkeit einmal im schwelgerischen Taumel des Augenblicks zu verprassen. Allein ich bin ein schlichter deutscher Landedelmann. — Welch ein Recht,

welch einen Grund, welch einen schicklichen Vorwand kann ich finden um hier auf meinen Gütern ohne Ziel und Zweck von modernem Sauß und Brauß Profession zu machen?"

„Welchen überflüssigen Aufwand, welche Verschwendung lasse ich mir zu schulden kommen?"

„Davon ist keine Rede. Ich habe nur gesagt, weshalb ich mich schämen muß. Ich lebe nicht für meine Ideen und Gesinnungen, sondern für meine Gutsnachbaren, welche ich bewirthe und unterhalte und mit denen ich meine Lebenszeit in Jedermanns-Zerstreuungen verschwende. Und jetzt bist du an der Reihe. — Cordelia! Auch du hast dich zu schämen. Du hast es mir erlaubt dich für die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses zu halten, und vor deiner Erlaubniß verstummen meine Zweifel. Du hast in diesem Buche gesagt: Jahrtausende vergehen, bevor die begeisternde Idee aus dem Gehirn des Einzelnen ihren Verweltlichungs-Proceß vollbringt und allgemein nutzbares Menschen-Eigenthum wird. Wohlan! Wir haben Ideen! Für diese und für uns wollen wir leben, nicht aber für unsere ländlichen Gutsnachbaren. Was haben wir höherstehenden, kosmischer gestimmten Seelen mit diesen Alltagsmenschen zu schaffen? Hier ist eine Heimath, hier ein uns angehöriger Grund

und Boden! Streuen wir hier unsere geistige Saat für eine ferne Zukunft aus. Cordelia ich weiß nicht wer du bist und woher du stammst, und deine Vergangenheit mag gewesen sein welche sie wolle es soll mir gleich gelten. Der freien jungfräulichen Glaubens-Bekennerin, die ich in dir erblicke, biete ich meine Hand und es soll ihr nur ihr Jawort kosten um Freifrau von Zechau zu sein. Jetzt gieb einen schlichten deutschen Bescheid, auf den schlichten deutschen Antrag."

„Die freie Jungfrau fühlt sich durch ihn hoch geehrt, imgleichen auch die freie Frau, nur widerspricht es den Gesinnungen und Grundsätzen letzterer, durch ihr Beispiel ein solches, Glück und Freiheit ertödtendes Verhältniß zu bestätigen."

„Auf diese Antwort bin ich nicht ganz unvorbereitet. Die freie jungfräuliche Glaubens-Bekennerin zieht es also vor in ihrer nächsten Umgebung und vor der Welt nur das Kebsweib eines schlichten Landedelmannes zu bleiben?"

„Weil dein Heiraths-Antrag das gewünschte Geständniß mir nicht entlocken konnte willst du dich wohl durch Ungezogenheiten an einer Dame meines Ranges rächen."

„Nein! Auf keine Weise! Rechtfertige unser Verhältniß wenn du kannst durch einen besseren Namen."

„Nenne es eine Wahlverwandtschaft.“

„Das geht nicht. Zu einer Wahlverwandtschaft gehören Vier und wir sind nur Zwei. Die Zeiten sind vorüber wo Goethe's dickleibiger zwillingsbändiger Roman Glück machte. Heute versteht man dergleichen nicht mehr. — Wenn man sich verheirathet, er, in der Meinung sie sei diejenige, welche ihn und sie in der Meinung er sei derjenige, welche sie glücklich machen wird und man hat sich beiderseits getäuscht, so ist das vorläufig ein zweischläfriges Malheur. Wenn er aber nachmals diejenige findet, welche ihn, und sie denjenigen findet, welcher sie glücklich gemacht haben würde, hätte man sich früher gekannt, so ist das ein vierschläfriges Malheur, welches damals eben so fashionable war, wie heute die Frauen-Emancipation. Die ganze gebildete Welt war damals en quatre verliebt und selbst alte vertrocknete Jungfern grämten sich nicht darüber, daß sie keinen einen Mann gefunden hatten sondern darüber, daß sie einem zweiten Geliebten keinen Pflichtenstolz und tugendhafte Entsagung entgegen zu stellen hatten. — Jetzt ist man nicht mehr sentimental sondern verständig. Die Wahlverwandtschaft ist ein natürliches Gesetz und heut braucht man sociale Ideen, die Losung heißt: faites votre jeu! und das Feldgeschrei tout va! — Du hast vor mir schon

so manchen Liebhaber gehabt, und ich meinerseits habe auch so ziemlich die ganze weibliche Generation durchexperimentirt. Endlich müssen wir zu einem Resultat gekommen sein, und wollen wir nicht hartnäckiger sein, als die ungläubigen Juden, die immer noch auf einen Messias hoffen der längst schon dagewesen ist, so müssen wir endlich bei einander stehen bleiben. Also wer bist du? In meinen Augen kannst du die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel nicht sein und die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses willst du nicht sein. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Mit einer Frau die unter allen Umständen die ihrem Geschlechte gebührenden Rücksichten fordert, in welchen sie die einzige Berechtigung zu einem freien Urtheil erblickt. Wenn ich es wage fremde Ansprüche der Gesellschaft des Staates oder der Kirche in Zweifel zu ziehen, so vermag ich das nur in der Voraussetzung, daß die Ansprüche, welche eine Frau machen muß, dem edlen und gebildeten Manne heilig und unverletzlich sind; wenn ich meiner Ueberzeugung nach die herkömmlichen Schranken überschreite, so gebe ich dadurch niemanden ein Recht mir die Achtung und Höflichkeit zu versagen, die meinem Geschlechte gebührt. Dem Himmel sei Dank, du bist mein Eheherr nicht, der sich Dreistigkeiten gegen mich herausnehmen

darf. — Hältst du dich vielleicht für berufen, die Nemesis zu sein, welche mich heimsucht, weil ich nicht bin wie alle andern Frauen? Wo nicht, so sage mir wo hast du deine Studien über den Umgang mit Frauen gemacht? Kurz und gut, du hast mich jetzt dahin gebracht dir gegenüber meine Selbstständigkeit behaupten zu müssen und dir zu beweisen, daß ich frei bin. Ich werde daher heute noch Zechau verlassen. Ich scheide ohne Groll von dir. Dein Andenken soll stets mir theuer bleiben und ich hoffe auch bei dir nur freundliche Erinnerungen zurück zu lassen."

„Was soll das heißen?" fragte Caspar im höchsten Grade betroffen.

Sie verneigte sich tief und feierlich und verließ das Zimmer, eh er noch wußte wie ihm geschehen war.

Er eilte ihr nach, sie aber hatte sich eingeschlossen und ihre Kammerjungfer stand vor der Thür und weinte bittere Thränen.

Er war noch ganz aufgebracht und verstört als Reichmann anlangte.

„Glück auf, mein Junge! Was gilt eine gute Nachricht die ich dir bringe. Wie ich sehe haben

finstre Wolken sich auf deine Stirn und fingerdicker Verdruß auf dein Antlitz gelagert. Können viertausend Thaler deinen Kummer aufwiegen?

Eine von deinen Staats-Obligationen ist in der vorgestrigen Ziehung mit viertausend Thalern herausgekommen. Ich wünsche dir Glück dazu. Es ist ein artiger Zuschuß für diesen Sommer der manche Lücke deckt."

„Wann ist das Geld zu haben?"

„Jeden Augenblick."

„So halteu Sie es zu meiner Verfügung bereit. Ich brauche diese Summe noch heute."

„Ist mir wohl erlaubt zu fragen wozu?"

„Nein!"

„Aber wenn ich es nun erriethe?"

„So bitte ich Sie es zu verschweigen. Sie sehen ja wie verstimmt ich bin."

„Caspar, willst du mir heut nicht vertrauen wie du es bisher gethan? Habe ich dir jemals einen Spaß verdorben? War ich nicht stets auf's gewissenhafteste für deinen Nutzen besorgt, und hast du die goldene Lehre vergessen die ich dir als Knaben schon einschärfte."

„Welch eine Lehre?"

„Sprich zum Pfaffen, ich bin ein Sünder; zum

Ärzte, ich bin siech und elend; zu deinen Eltern und Erziehern, ich bin ein Schlingel und zu deinem Advocaten ich bin ein Galgenstrick, so kann dir geholfen werden."

„Bin ich ein Galgenstrick?"

„Nicht von Person aber von Sinnesart. Du folgst nur den Eingebungen deines Temperamentes. Thust was die Leute verdrießt, trotzest mit paradoxem Muthwillen aller Herkömmlichkeit und stößest mit unverschämter Genialität alle Behörden vor den Kopf. Leichtsinnig verwickelst du dich in tausend verfängliche Schlingen, aus denen ich nur mit Mühe und Noth dich herausziehen kann. Ja wäre ich nur dein Anwalt, ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Clienten wünschen. Denn deine originellen Streiche veranlassen die interessantesten und einträglichsten Processe, welche meine ganze Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Erfahrung in Anspruch nehmen, als hätte ich nur für dich studirt und müßte dir meine ganze Praxis weihen. Indeß bin ich auch dein Freund trotz aller Ungleichheit der Jahre und als solcher erlaube ich mir dir Ermahnungen und Warnungen zu geben. Das vermag ich nicht, wenn du nicht offenherzig gegen mich sein willst. Kurz und gut, also wozu brauchst du Galgenstrick! heimlicherweise vier-

tausend Thaler, welche das Glücksrad dir unvermutheterweise beschert hat, was ich doch wahrscheinlich deiner Mutter nicht verrathen darf. Hat die Frau Baronin von Winkelfeld etwa wieder Schulden, und könnte deine arme Cordelia hier auf Zechau schon wieder von ihren Creditoren incommodirt werden? Oder was will sie sonst mit dem Gelde anfangen, denn für sie allein erhebst du diese Summe."

"Ja! Wenn Sie es durchaus wissen wollen. Nur für sie. Denn noch heut verläßt sie Zechau und soll nicht mit leeren Händen von hier scheiden. Wenigstens für die ersten Jahre soll sie sorgenfrei leben können."

"Was höre ich? Jetzt wird die Sache interessant. Sie will gehen oder bist du es der sie — entläßt?"

"Es ist ihr fester Entschluß, den sie mir erklärt hat und ich kann keine gute Worte geben, ich werde sie nicht bitten zu bleiben!"

"O weh! Denn wenn sie bliebe wäre es dir auch recht?"

"Unter einer Bedingung."

Caspar sah sich genöthigt seinem rechtskundigen Freund den eben stattgefundenen Auftritt mitzutheilen und Reichmann schüttelte den Kopf.

"Das ist weiter nichts wie ein verliebter Zank.

Warum soll sie die Verfasserin des Buches nicht sein, da sie in der Oeffentlichkeit dafür gilt? Deine Zweifel sind keine moralische Ueberzeugungen!"

„Gewiß das sind sie. Ich bin moralisch fest überzeugt, daß sie das Buch nicht geschrieben haben kann."

„Moralische Ueberzeugungen sind keine juristische Beweise und was muß sie sagen um zu bleiben, ja oder nein!"

„Die Wahrheit, welche nein lauten muß."

„Für viertausend Thaler läßt sich viel bejahen aber noch mehr läßt sich verneinen um die Geliebte des Freiherrn von Zechau zu sein. Soll ich ihr das Geld anweisen wofern sie Zechau verläßt? Gieb ihr zweitausend Thaler, tausend Thaler wäre schon übergroßmüthig."

„Nein ich will nicht knausern mit einem unverhofften Gewinn und zumal es die letzte Gabe ist die sie von mir empfängt, will ich mich als Edelmann zeigen."

„Es sei. Ihr Abschied ist viertausend Thaler werth. Ich fürchte nur sie nimmt die Summe, bleibt und spricht nicht einmal das erwünschte nein."

Diese Befürchtung erfüllte sich wirklich. In Güte war von Caspar alles, durch Trotz gar nichts zu erlangen. Cordelia wollte nun einmal fort, und wie ungern er sie auch scheiden sah, war es ihm doch unmöglich mit einem einzigen freundlichen Wörtchen sie zurückzuhalten. Weil sie ihn nicht sehen wollte meldete er ihr schriftlich in aller Kürze:

„Liebe Cordelia!

Einliegende Anweisung lasse dir von meinem Justitiar, dem Advocaten Reichmann in —— auszahlen. Um dir nicht im Wege zu sein lasse ich satteln und reite aus und werde, da du es vermeiden willst mich zu sehen, nicht eher wieder heimkehren als bis deine Abreise erfolgt ist. Lebe wohl und reise glücklich."

Diesen lakonischen Abschied übergab er versiegelt einem Diener, der ihn der Kammerjungfer der Frau von Winkelfeld einhändigen sollte.

Sein Araber ward vorgeführt und er griff nach Hut und Peitsche. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Cordelia nachlässig gekleidet, ihr rabenschwarzes Haar nur in einen Knoten gewunden und mit einem Kamm festgesteckt, eilte an seine Brust und umschlang ihn zärtlich.

Caspar fühlte ihre Thränen seine Wangen benetzen und weinend reichte sie ihm die Anweisung zurück.

Caspar war viel zu nobel ein einmal gegebenes Geschenk zurückzunehmen.

„Wie weit willst du deinen Eigensinn denn treiben?“ fragte sie. „Wenn ich mein Wort zurücknehme dich zu verlassen, wirst du doch auch dieses beschämende Papier zurücknehmen?“

„Cordelia! Wer trägt die Schuld von unserer heutigen Morgen-Scene?“

„Soll ich etwa die Schuldige sein?“

„Wer anders? Bin ich nicht noch immer in der Ungewißheit ob du die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bist?“

Mit Würde antwortet sie: „Dieses Buch ist ein Werk der Einsamkeit. Allein Bücher haben Schicksale und das Schicksal dieses Buches war ein glänzendes, das keine Weltdame es zu verschmähen braucht. Meine Einsamkeit aber bleibt mein unbestrittenes Eigenthum und ich will sie nicht preis geben. Ich wollte anonym bleiben. Welch ein Recht hast du mir meine Maske abzureißen?“

„Cordelia! Wir sind hier nicht auf Maskerade, daß du mir antworten kannst Masken-Freiheit!“

„Allerdings! Masken-Freiheit! Die freie Frau

hat keinen männlichen Beschützer. Ihr Schutz und ihre Sicherheit sind lediglich die Richtungen und Formen des heutigen Lebens und das sind Masken. Diese Masken aber muß sie für heilig und unverletzlich erklären, wenn sie bestehen will. Erkennt sie heimlich und in der Stille etwas Höheres und Heiligeres an, als das Thun und Treiben der modernen Welt, so darf sie das Niemanden verrathen. Ich verzeihe deine burschikosen Dreistigkeiten. Du hast mich jetzt gedemüthigt, demüthige mich nun nicht ferner. Fordere nicht, daß ich meinen Charakter als freie Frau, wofür die Oeffentlichkeit mich anerkannt, aufgebe um deine Frau zu werden. Bestehe wenigstens nicht auf mein Jawort vor dem Altare mit eben der Zudringlichkeit womit du mir das Jawort abgedrungen, daß ich die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bin."

Caspar wußte jetzt vollends nicht, was er davon denken sollte. Allein sie weinte und er konnte keine Thränen sehen.

Als Reichmann vernahm, daß die festbeschlossene Trennung ganz den von ihm geweissagten Rückgang genommen hatte, sprach er sehr bedenklich:

„Caspar, Caspar! Hier steht mehr als Geld auf

dem Spiele. Deine Ehre! Du kannst dich lächerlich machen. Du lebst hier auf deinen Gütern mit einer Frau die zwar von Stande, aber ohne Vermögen ist, die zwar als Tages=Schriftstellerin einen Anhang, aber auch einen zweideutigen Ruf hat. Ihre Anwesenheit hieselbst hat nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit auf dich gelenkt, sondern auch deinen vormaligen akademischen Ruf wieder in Erinnerung gebracht; ohnehin stehen wir mit der Regierung nicht zum besten. Das kann einen Scandal geben der dich und dein Territorium blamirt. Thu was deines Amtes ist. Lebe hier auf Zechau für dein Territorium und überlasse es den Literaten auf ihrem Territorium — den Zeitungen und Journalen — für die Gesinnung und die Bewegung zu sorgen."

Caspar erwiederte: „Wenn sie die Verfasserin des Glaubens=Bekenntnisses ist, was ich aber immer stark bezweifle, so gebe ich ihr eine Heimath auf meinem Grund und Boden und schütze sie gegen alle Verfolgungen die sie irgend heimsuchen können. Ist sie es aber nicht und hat sie mich getäuscht, was ich bald erfahren werde, so überlasse ich sie ihrem Schicksale."

Noch am selben Tage schickte er ein Schreiben an die Verlagshandlung in der Residenz ab, welches eine Einlage enthielt: „An die freie Jungfrau, Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses.“ Es enthielt die Bitte an dieselbe, sich vor ihm zu demaskiren. Er rechtfertigte die Dreistigkeit seines Gesuches dadurch, daß sein Name in der Oeffentlichkeit so häufig mit jenem Buche genannt würde und verbürgte endlich mit seinem Worte als Edelmann die Unverletzlichkeit eines jeglichen ihm anvertrauten Geheimnisses.

Wenige Tage darauf langte ein Brief auf Zechau an, der mit einem Kelch und Kreuz von einer Sonne umgeben gesiegelt war. Auch das I. H. S. fehlte nicht. Cordelia reichte Caspar diesen Brief und fragte lächelnd: „Stehst du mit Missions-Anstalten in Verbindung?“

Caspar erbrach das Schreiben; es enthielt die wenigen Worte:

„Ihnen allein wird sich die freie Jungfrau nennen und ihr Wort eines Edelmannes wird sie für unverletzlich wie das Beichtsiegel halten. Haben Sie nur die Gnade, die Gründe, welche Sie zu dieser Anfrage bewogen deutlich anzugeben, indem kein Zweifel obwalten kann, daß selbige zwingend sind.“

Diese Zeilen waren von dem berühmten Kanzel-

redner, dem Pastor J— in der Residenz unterzeichnet.

Caspar's Züge hatten sich in beträchtliche Falten gelegt. Er schaute Cordelia zweifelhaft an.

„Kennst du Herrn Pastor J— in der Residenz?"

„Wer kennt ihn nicht?"

„Also nur flüchtig."

„Wie du willst. Ich habe nur flüchtige Anwandlungen von Frömmigkeit."

„Correspondirst du mit ihm?"

„Ja und nein! wie du willst. Oder vielmehr wie ich will. Lieber Caspar! du geräthst wieder in die Laune, daß ich dir erklären muß: Ich bin frei!"

Caspar ging verstört, um dieses Schreiben sogleich zu beantworten um endlich ein Resultat zu erlangen. Er schrieb:

„Von jeher war ich ein Verächter des zweiten Geschlechts. Ich hielt die Frau durchaus für untergeordnet. Ja, ich bekenne sogar, daß weibliche Reize mir mehr gegolten haben, als weibliche Tugend. Hat aber eine Frau solch ein Buch geschrieben, wie das Glaubens-Bekenntniß, so gestehe ich tief beschämt meinen Irrthum ein, erkenne die Frau nicht nur in ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne an, sondern erblicke in ihrer häuslichen Einsamkeit etwas viel

edleres und höherstehendes als das öffentliche der socialen Schätzung und einem Marktpreise unterworfene Leben. Vorausgesetzt, die Verfasserin des Glaubens = Bekenntnisses sei alt, häßlich, verwachsen, von Gebrechen, Muttermälern und Warzen entstellt dermaßen, daß kein Mann zur Mutter seiner Kinder sie erwählen dürfe, so würde ich sie dennoch lieben, hochschätzen und sie stets um mich zu haben wünschen, um mich der Leitung einer milderen und gerechteren Natur als ich bin, ganz und gar zu unterwerfen. Indeß nennt die öffentliche Meinung eine Verfasserin, die, weit entfernt davon abschreckend zu sein, mit einer körperlichen Anmuth geschmückt ist, welche eben so verführerisch wie ihre geistige Erhabenheit gebieterisch bekanntermaßen auf mich einwirkt. Und ich glaube sie nicht nur zu kennen, sondern auch zu lieben. Sollte ich mich jedoch täuschen, sollte auch die Welt getäuscht sein, dann hochwürdiger Herr, wenn sie es für gut befinden die Welt ihrem mundus vult decipi zu überlassen, mich von den quälenden Zweifeln zu befreien; mich aus der grausamen Täuschung zu retten. Empfangen Sie hiermit mein Cavalier=Wort. Es ist unverletzlich wie das Beichtsiegel."

Dieser Brief wurde sogleich einem sicheren Boten anvertraut.

Allein die Antwort darauf blieb aus.

Caspar harrte ihrer schmerzlich von Tage zu Tage, endlich verlor er die Geduld und sein Verhältniß mit Cordelia würde ihm unerträglich geworden sein, hätte nicht ein neues Abenteuer sie wieder interessant für ihn gemacht.

Unter Cordelia's Behandlung war Othello ein non-plus-ultra geworden. Er hielt einen Wettlauf aus mit Nelson, dem Vollblut-Araber, den Caspar gewöhnlich ritt, und übertraf ihn bei weitem im Uebersetzen. Keine Barriere war ihm zu hoch, kein Graben zu breit, das Voltigiren war seine Lust und nur Cordelia durfte ihn reiten, die ihm allerlei Schmeichelworte in's Ohr flüsterte und seine Künste mit großen Stücken Zucker belohnte.

An einem heiteren Sonntag-Nachmittag hatte Caspar sie eben in den Sattel gehoben. Während Othello, um die gewohnte zarte Last aufzunehmen, noch gestreckt dastand, hatten plötzlich alle Schweine ihre Stallthür aufgewühlt und kamen auf den Schloßhof heraus. Die harmlosen Ferkelchen liefen dem mächtigen Friesen in ihrer Unschuld zwischen die Beine hindurch. Schreiend eilten die Knechte herbei, um

die Gitterpforten zu schließen, und das Gewimmel und Getümmel erzürnte den sonst so gelehrigen und lammfrommen Othello. Mit zwei Sätzen war er vom Hofe, schlug aus und bäumte sich. Vergebens bemühte sich die schöne Amazone ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Caspar, der ihrer Sicherheit und Kunstfertigkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, achtete für nöthig, ihr zu Hülfe zu kommen. Zwar warnte sie und verbat sich den unberufenen Beistand ausdrücklich. Dennoch aber nahte er schmeichelnd und beschwichtigend dem Rappen. Dieser sah mit rollenden Augen scheu ihn an, spitzte die Ohren, öffnete die Nüstern, that plötzlich einen Seitensprung, schüttelte wild die Mähne und stob hierauf in gestrecktem Galopp davon.

„Barmherziger Gott!" rief Caspar, „der Friese hat die Stange zwischen die Zähne genommen, er geht mit ihr durch."

Bevor er sich auf seinen Vollblut-Araber schwang, der auch schon courbettirte und tanzte, war sie ihm aus den Augen.

Am Morgen desselben Tages hatte die Frau Pastorin von Zinsdorf zu ihrem Manne gesagt:

„Mir hat vergangene Nacht schon wieder von einer Elster geträumt, die auf einem Grabstein saß und während du betetest, sich in eine weiße Taube verwandelte und davon flog. Du weißt, was das zu bedeuten hat.“

Der Pastor von Zinsdorf war ein achtzigjähriger Greis und seine zahlreichen Kinder waren alle verheirathet. Die Söhne, lauter Theologen, lebten hie und da auf ihren Pfarren. Seine Töchter alle hatten Pastoren oder Schulmeister, fern von ihm, geheirathet. Alle hatten wiederum zahlreiche Kinder. Er aber war mit seiner Frau allein und lebte nur für das Haus und die Bibel.

Mit sonntäglicher Salbung erwiederte er:

„Ich sollte denken, daß eine Elster auf einem Grabstein, die durch meine Fürbitte als reine Taube gen Himmel fliegt, eine in Sünden begriffene Seele sei, die zerknirscht durch meine fromme Salbung in aufrichtiger Reue, den heiligen Geist in sich aufgenommen hat und dadurch dem Himmel wiedergewonnen ist.“

„Nein,“ widersprach die Pastorin, „meine Träume sind meine Träume und ich allein weiß sie auszulegen. So oft ich diesen Traum habe, erkrankt lebensgefährlich eine Person in unserer Gemeinde und läßt

in der Kirche für sich beten. Ein Rabe bedeutet einen Mann und eine Elster eine Frau. Wenn die Elster auf einem Grabstein sitzt und fliegt als Taube über die Felder, so erfolgt Genesung. Liegt aber tiefer Schnee und die Elster frißt so lange Schnee, bis sie zur weißen Taube geworden ist und gen Himmel fliegt, so bedeutet das ein seliges Ende. Diese Träume treffen allemal zu, so oft ich sie träume."

Mit geistlich hausväterlichem Anstand sprach der Pastor: „Den Seinen giebt es der Herr im Schlafe und du träumst sehr metaphorisch."

Nachmittags war Kaffee-Gesellschaft von Pastoren- und Schulmeister-Frauen und deren Töchtern. Der Traum der Frau Pastorin war ein erwünschter Stoff für die Geschwätzigkeit und man erging sich in Muthmaßungen, wen das Loos schwer zu erkranken und eines öffentlichen Fürgebets auf der Kanzel zu bedürfen wohl irgend treffen könne. Eine Frau mußte es sein, denn das bedeutete die Elster, und jede Frau, auf die das Gespräch eben fiel, wurde in Betreff ihres Alters, ihrer Gesundheit, ihrer Lebensweise und ihrer Frömmigkeit genau in Betracht gezogen und begutachtet und jede Wahrscheinlichkeit abgewogen, ob sie durchkommen könne oder unterliegen müsse.

Die jungen Mädchen, welche inzwischen am Fenster saßen, neckten sich, schäkerten und kicherten. Mit einem Male schrien mehre auf.

„Herr Jesus! Herr Jesus! Sie wird den Hals brechen.“

Auch die Mütter eilten an's Fenster und sagten: „Das ist die wilde Fremde auf Zechau. Ein Mann, der seine fünf Sinne hat, wird nicht so reiten wie dieses tolle M . . sch.“

„Gott steh' mir bei!“ rief die würdige Frau Pastorin von Zinsdorf. „Sie stampft meinen schönen Winterkohl in Grund und Boden. Herr von Zechau soll mir alles bei Heller und Pfennig ersetzen.“

In der That gewahrte man die tollkühne Cordelia auf dem riesigen schaumbedeckten Rappen. Er hatte den Pfad verloren und das Ackerland behagte ihm nicht, er durchkreuzte es mit ungeberdigen Sprüngen, setzte über einen zehn Fuß breiten Mühlbach, erreichte das jenseitige aufgedämmte Ufer und mit mächtiger Hufe tief sich eingrabend erklomm er die Anhöhe.

Die wilde Reiterin war verschwunden und man nahm die verlassenen Plätze wieder ein. Tiefes Schweigen herrschte, das eben Gesehene mußte zuförderst in Ruhe und Besonnenheit beherzigt werden und der Pastor sprach:

„Meine Lieben! diese Reiterin, so ihr eben vorüber brausen sahet, setzt nicht aus Tollheit und Unverstand dermaßen ihre Glieder auf's Spiel, sondern hat die Herrschaft verloren über ihr gewaltiges Roß und wird von ihm auf und davon getragen. Ihr Leben ist in Gefahr! wir wollen für sie beten.“

„Ach, mein guter Mann!“ seufzte die Pastorin. „Hast du wohl beachtet, daß sie ein schwarzes Reitkleid mit weißem Chemisett und Manchetten trägt?“

„Ja! das habe ich beachtet und so oft sie hier vorbeiritt, habe ich sie nie in einem anderen Anzuge gesehen!“

„Ach! Ich muß immer unwillkürlich an die Elster denken, die ich im Traume gesehen, und am Ende ist sie die Elster, von der ich diese Nacht geträumt habe. Kann ein Frauenzimmer gefährlicher krank sein, als sie? Nicht nur ihr Leben schwebt in Gefahr, auch ihrer Seele droht sicheres Verderben. Ach, lieber Mann, bete für sie, eh' sie in ihren Sünden dahinfährt; bete für sie, wenn sie auch kein Gebet bestellt hat; bete für sie und rette ihren Leib und ihre Seele, denn dein Gebet wird die sündige Elster in eine weiße Taube verwandeln, die gerettet und wohlerhalten über die Felder fliegt.“

Auf entlegenen Bauerdörfern ist der Pfarrer eine

heilige Person, der seiner Würde nichts vergeben darf und von einer profanen Person keinen Rath annehmen wird. Allein der Pastor ist allemal auch der Mann seiner Frau, welcher thut was sie will und erfüllt was Gott ihr im Traume eingegeben hat. Der würdige Greis faltete daher seine Hände und tiefe Stille trat ein. Er sprach eines der bei solchen Gelegenheiten üblichen Gebete, nur daß er dem Himmel nichts von den Gutthaten der Gefährdeten erzählte, sondern sich auf dessen Langmuth berief um seine Gnade für die Sünderin in Anspruch zu nehmen. Ihre Rettung war ja von der Vorsehung beschlossen, das hatte seine christliche Ehefrau im Traume gesehen und die Engel freuten sich mehr über die Rückkehr eines verirrten Lämmchens zur Heerde als über die Treue von hundert nicht wankender Schafe.

Und o Wunder! Dieses Gebet ging augenblicklich in Erfüllung.

Cordelia kam mit einem Male wieder zum Vorschein auf ihrem gewaltigen Rappen, der keuchend und hinfällig mit dampfenden Nüstern und fliegenden Seiten sich endlich ausgetobt hatte, und wieder lammfromm geworden war. Sie hielt vor den hellen Fenstern des Pfarrhauses und rief den vielen Frauen und Mädchen, die hinausschauten, zu:

„Wo ist der Gasthof hier?"

„Die Weissagung meines Traumes hat sich wörtlich erfüllt!" rief die Pastorin voll stolzen Selbstgefühls.

„Mein Gebet ist erhört!" fügte der Pastor hinzu. „Gerettet habe ich ihren Leib vor dem gefährlichen Sturze auf den Erdboden. Jetzt will ich mich waffnen mit Glaube und Salbung um auch ihre Seele zu warnen, vor dem gefährlicheren Sturz in den Abgrund."

Cordelia wiederholte ungeduldig ihre Frage und der Pfarrer trat vor die Thür.

„Dieses Haus," sagte er, „ist zwar kein Gasthof, sondern die friedliche Hütte eines gottesfürchtigen Geistlichen. Allein gastfrei steht diese Thür jedweden offen, weß Glaubens er sei, mag er geistlicher oder leiblicher Erquickung bedürfen."

„Sie sind sehr freundlich!" meinte Cordelia. „Allein ich muß für meinen armen Gaul mehr sorgen als für mich. Sehen Sie nur wie er dampft und keucht. In diesem Zustande kann jeder Verzug tödtlich für ihn werden."

„Auch für den Gaul soll gesorgt werden," sprach der Pfarrer voll Würde und rief seinen Knecht.

Cordelia faßte die Zipfel ihres Reitrocks und glitt vom Sattel hernieder. Sie verlangte wollene Decken

und half dem Knechte, wie ermüdet sie auch war, sie überzulegen. Sie folgte ihrem Rappen in den Stall, ordnete alles selbst mit an und verhieß dem Knechte ein ansehnliches Trinkgeld, wenn er sich pünktlich an ihre Vorschriften hielte.

Darüber verging eine gute Viertelstunde, endlich folgte sie dem Pastor in's Haus und in's Gesellschafts-Zimmer.

Sie grüßte anmuthig, doch von den Frauen und Mädchen dankte keine, keine erhob sich von ihrem Stuhl und mit gefaltenen Händen und niedergeschlagenen Augen blieben alle still und unbeweglich sitzen wie in der Kirche.

Cordelia als Dame von Welt verwunderte sich über nichts und ließ sich durch nichts stören. Sie hielt dies Betragen für bäurische Einfalt und verlangte der Frau Pastorin vorgestellt zu werden. Der Ehren-Pastor deutete auf sie und sprach: „Meine Frau."

Die Pastorin erhob sich, machte einen leichten Knix und sagte mit Geringschätzung: „Madame! Mademoiselle! Ich weiß nicht, wie ich Sie anreden soll."

„Ich bin die verwittwete Baronin von Winkelfeld. Ach! ich bin zum ohnmächtigwerden angegriffen. Erlauben Sie, daß ich mich setze."

Aber kaum machte sie Miene sich auf dem Sopha niederzulassen, als die beiden ältesten Pastoren-Frauen, die ihn inne hatten, sich augenblicklich erhoben und sich auf Stühle setzten.

„O meine Damen!" bat Cordelia, welche hierin auch nur eine übertriebene Höflichkeit erblickte. „Sie sind zu freundlich. Der Sopha ist breit genug für uns drei und ich will mich schon in Acht nehmen, ihnen mit meinem staubigen Reitkleide zu nahe zu kommen. Entschuldigen Sie mich, meine Beine tragen mich nicht länger." Hiermit ließ sie sich in eine Ecke des Sophas fallen und wurde leichenblaß.

„Wünschen Sie eine Erquickung?" fragte der Pastor. „Eine Tasse Kaffee etwa?"

„Wenn Sie ein Glas Wein haben, Herr Pastor. Bedenken Sie, welch einen unfreiwilligen Ritt ich machte. Wie weit ist von hier bis Zechau?"

„Zwei starke Stunden."

„Vier starke Stunden die Kreuz und Quer hat mein unermüdlicher Rappe mich ventre a terre getragen. Ein so schweres gewaltiges Thier hält das sonst kaum eine Viertelstunde weit aus. Dieser Othello ist ein Monstrum. Er nimmt es mit einem Renner auf."

Der Pastor bestellte Communionwein, der auf dem Lande, wo reiche Bauern communiciren, gar nicht übel sein darf.

Die Pastorin brachte Wein, war aber nicht zu bewegen ihn der Erschöpften zu präsentiren. Der Pastor mußte die Honneurs machen und auch darin erblickte Cordelia weiter nichts als linkische Blödigkeit. Vor allen Dingen that ihr eine Erquickung Noth und mit wahrem Heißhunger griff sie nach dem Kaffeekuchen und tauchte ihn in den Wein.

Bald rötheten sich ihre Wangen und blitzten ihre Augen wieder und lächelnd wandte sie sich an den Pastor:

„Wie Sie sehen, nehme ich mit herzlichem Danke an, was mir hier so freundlich geboten wird und bitte nur, mich nicht für unbescheiden zu halten, weil ich so dreist zugreife. Ganz ungewöhnliche Umstände haben mich in dieses gastliche Haus geführt und diese werden mich entschuldigen. Es ist nicht zum ersten Male, daß ein Pferd mit mir durchgeht, aber so viel wie Othello hat mir noch kein anderes Thier zu schaffen gemacht.“

„Gnädige Frau!“ begann der Pastor feierlich. „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache und schießt kein Hälmchen aus dem Boden. Daß Ihr Pferd heute mit Ihnen durchging, daß es Sie hierher

brachte in das stille Haus eines schlichten alten Geistlichen, geschah auch nur durch Gottes Willen und ist ein Werk der Vorsehung, die Ihrer gedenkt und sich Ihrer erbarmet hat."

Jetzt erst stutzte Cordelia, sie schaute sich im Zimmer um und gewahrte nur niedergeschlagene Augen und gefaltene Hände. Alles war still und unbeweglich wie in der Kirche. Der Pastor fuhr fort:

„Sehr vergleichbar einem mächtigen Rappen gleich dem Ihrigen — sehr vergleichbar solch einem schwarzen Ungethüm ist der böse Feind, der schon im Paradiese als Schlange auftrat und in heutiger Zeit mehr denn je als brüllender Löwe umhergeht. O, wer sich vorwitziger Weise gelüsten läßt, diesen Höllengaul zu besteigen, in der Meinung, er würde sich leicht zügeln und bändigen lassen: der ist ein verlorner Reiter. Denn die Natur des Menschen ist sündig und verderbt und sitzt nicht allzufest im Sattel, und Gottesfurcht und Frömmigkeit, diese einzigen Zäume und Zügel, um den finsteren Hengst zu bändigen, sind nicht bei jedermann von tüchtigem und haltbaren Lederwerk, sondern meistentheils morsches verpfuschtes Riemenzeug. Es reißt wie man es anstrafft und dann ist der Reiter nicht mehr Herr seines Gaules, sondern der Gaul Herr seines Reiters. Er trägt ihn nicht dahin wohin

er gelangen möchte: in den Himmel. Nein! Trotz alles Sträubens und Zappelns trägt jener finstere Gaul den Reiter dahin wohin er nicht gelangen will — in seinen Stall: in die Hölle.

Nach dieser Einleitung machte der Pastor eine Pause und Cordelia nahm das Wort:

„Herr Pastor! Ich verstehe Sie nicht. Mich dünkt, Sie schmähen meinen Othello. Er ist kein teuflisches, sondern ein göttliches Thier und findet seines Gleichen nicht in der ganzen Welt. Es ist wahr, er hat gesündigt, er ist mit mir durchgegangen, aber wir haben alle unsere Fehler.“

„Mißverstehen Sie mich nicht, geliebte Tochter, oder vielmehr mißdeuten Sie nicht absichtlich ein Gleichniß, dessen ich mich bediene, um Ihnen einleuchtend zu machen, daß die Vorsehung sich Ihrer erbarmt und Ihre Rettung beschlossen hat. Ich rede zu Ihnen im Namen des Herrn, welcher mir eingegeben hat, bei Ihrem Herzen anzupochen und Ihr Gewissen wach zu rufen. Den Pfad des Heiles will ich Ihnen zeigen, armes verirrtes Weltkind.“ — Um diese Behauptung zu unterstützen, berief er sich auf den Traum seiner Frau und daß er auf den ersten Blick in der auf Leben und Tod dahersprengenden Reiterin diejenige Person erkannt habe, die er durch seine Fürbitte am

Leben erhalten und durch seine geistliche Zusprache für den Himmel gewonnen werden sollte. „Ein Theil dieses Traumes ist bereits in Erfüllung gegangen,“ fuhr er fort. „Ich hatte kaum mein Gebet vollendet, als die Erhörung ihm auf dem Fuße folgte und der verwilderte ungestüme Rappe, gleichsam durch ein Wunder gebändigt und zu Gehorsam gebracht, mit seiner erschöpften Reiterin zurückkehrte.“

Cordelia verlor nicht leicht ihren Gleichmuth. Nur von Pferden durfte niemand zu ihr reden, der kein Reiter war.

„Herr Pastor!“ rief sie. „Ein Pferd, was ich reite, ist mein Werkzeug und ich weiß ihm die Lust zu vertreiben ein Werk der Vorsehung abgeben zu wollen. Wenn sie ohne Kappzaum, Candare und Peitsche durch Ihr Gebet Pferde bändigen können, Mort Dieu! so werden Sie Ober-Stallmeister, das ist einträglicher als eine Dorfpfarre.“

Diese Worte und besonders der französische Fluch brachten mit einem Male Leben und Bewegung in die sonntäglich stille Kaffee-Gesellschaft. Die Frauen sprangen von den Stühlen auf und rangen die Hände und die jungen Mädchen weinten.

„Ach, die arme unglückliche Dame,“ rief die

Eine. „Möge Gott doch ihrer sich erbarmen und ihr Glauben schenken.“

„Schickt doch die jungen Mädchen fort aus dem Zimmer!“ ermahnten die Anderen. „Sie dürfen dergleichen nicht hören. Solch ein Beispiel ist ansteckend.“

Indessen hatte Cordelia ihre Uebereilung schon eingesehen und es verdroß sie, sich in Gegenwart so einfacher Pastoren-Frauen vergessen zu haben. Vornehm und mit verbindlichem Lächeln wandte sie sich zu dem Pfarrer:

„Verzeihung, Wohlehrwürden. Ich habe Ursache Ihnen dankbar zu sein, denn Sie haben mich gastlich aufgenommen und dafür bleibe ich Ihre Schuldnerin. Wenn auch Ihre frommen Reden mir nicht einleuchten, so weiß ich doch, sie sind gut gemeint. Ich bin so gottlos nicht, dies Werkzeug der Vorsehung in Ihnen zu verkennen, bei dem ich und mein Othello eine Zuflucht fand. Mein Othello aber ist ein Capital-Pferd. Herr von Zechau läßt ihn nicht für tausend Ducaten und Othello's nächste Vorsehung bin ich, denn auf Ihren Knecht kann ich mich nicht verlassen. Jeder hat seinen Beruf. Behüten Sie Ihre Schafe, ich sorge für meinen Gaul. Ich bitte allerseits um Entschuldigung.“

Hiermit erhob sie sich und ging in den Stall.

„Die ist noch nicht verloren,“ meinten die alten Prediger-Frauen. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die fromme Zusprache unseres Herrn Pastors sie retten wird.“

„Nein!“ erwiederte der Geis. „Sie ist mehr Teufel als ihr Gaul, denn Hofart und Weltlust reden aus ihr mit einer solchen Leichtfertigkeit und Spitzfindigkeit, daß sie mich aus dem Concept bringt.“

Aber die Pastorin berief sich auf ihren Traum, der erst halb in Erfüllung gegangen war. Denn die Elster konnte zwar schon wieder über die Felder fliegen, allein sie war noch lange nicht zur weißen Taube geworden. Auch die übrigen Frauen legten ihre Fürbitten ein und ein Landgeistlicher ist gewohnt nachzugeben. Eben wollte der Greis versprechen noch einmal sein Bestes zu versuchen, als der Knecht eintrat und noch um ein Tröpfchen Wein für die gnädige Frau Baronin bat.

Der Pastor schenkte ein und schickte seinen Knecht mit dem Präsentirteller fort. Allein es befremdete ihn doch, daß die Frau Baronin ihren Wein in den Stall trinken wollte. Er folgte seinem Knechte und der Anblick, der sich ihm im Stalle darbot, betrübte ihn auf's tiefste.

Othello hatte den Kopf seitwärts gebogen und

schaute mit den klugen Augen seine Herrin so fromm und demüthig an, als wollte er ihr alle seine Ungezogenheiten abbitten. Mit aufgekrämpten Lefzen und hervorgestreckter Zunge bettelte er um einen Trunk Wasser. Das aber durfte er nicht haben und Cordelia tauchte ihre Finger in den Wein und benetzte damit seine Lefzen und wenn er seine Zunge ausstreckte, goß sie ihm einige Tropfen darauf, die er gierig einsog.

Niedergeschlagen und mit bedenklichem Kopfschütteln kehrte der Pastor in's Zimmer zurück.

„Nein! das ist zu arg," seufzte er. „Es ist zwar eine frische Flasche. Der Wein ist noch nicht geweiht, um Blut des Herrn für fromme Christen zu sein. Aber ein Frevel bleibt es dennoch und an ihr ist Hopfen und Malz verloren."

„Was ist der Frevel?" fragte die Pastorin.

„Sie läßt ihren Gaul Communion-Wein saufen."

Die Frauen sprangen von ihren Stühlen auf, schauten händeringend gen Himmel und seufzten: „Communion-Wein einem Gaul!"

„Mag sie im Stalle bleiben," sagte der Pfarrer, „ich hole sie nicht wieder hierher."

Aber draußen erhob sich eine Staubwolke und ein ganzer Trupp Reiter sprengte auf das Pfarrhaus zu.

Es war Caspar an der Spitze mehrer jungen Cavaliere, reicher Bauersöhne, und überall wo er Erkundigungen nach ihr einzog hatte er die lebhafteste Theilnahme für Cordelia. Man ließ es sich nicht nehmen gleichfalls auf seinem besten Pferde ihm suchen zu helfen um nöthigenfalls auch der kühnen Reiterin in jeder Gefahr Beistand leisten zu können.

Endlich fand man ihre Spur und hatte die gewisseste Kunde, daß Roß und Reiterin wohlerhalten auf dem Pfarrhof zu Zinsdorf angelangt seien. Hier aber blieb alles still und weder Cordelia noch ihr Rappe gaben das mindeste Zeichen ihres Vorhandenseins von sich.

Caspar schaute durch die großen hellen Fenster des Pfarrhauses. Er sah die gottesfürchtige Kaffee-Gesellschaft in müssig-feierlicher Sabbathruhe dasitzen.

„Barmherziger Gott!“ rief er. „Ein Unglück ist geschehen. Diese andächtige Stille bedeutet Trauer und niemand kömmt mir entgegen, weil man den Muth nicht hat mir die Unheilskunde zu überbringen!“

Er schwang sich vom Rosse und stürmte in's Zimmer. Er grüßte nicht und auch die Anwesenden blieben unbeweglich und feierlich sitzen.

„Um Gotteswillen! Wo ist Frau von Winkelfeld?“ fragte er beklommen. „Welch ein Unglück ist ge-

schehen? Sagen sie mir alles ich bin auf alles gefaßt!"

Der Pastor nahm das Wort. „Wie es um die Seele der gnädigen Frau Baronin steht, will ich nicht sagen. Allein —"

„Also todt! todt!" schrie Caspar.

„Nein!" versetzte salbungsvoll der Greis; „vielmehr befindet sie sich munter und wohlauf, bei ihrem Rappen in dem Stalle."

„Aber wo ist sie? wo ist der Stall, wo ist der Rappe?"

In diesem Augenblicke stießen die jungen Cavaliere und Bauern draußen ein Freudengeschrei aus und schwangen sich von ihren Rossen.

Cordelia war erschienen, sie eilte in's Zimmer und rief: „Hier bin ich!"

Caspar schloß sie freudig gerührt in seine Arme und herzte und küßte sie zum Entsetzen und Aergerniß der Pastoren- und Schulmeister-Frauen, die ihre Augen und noch weniger ihre Töchter zu lassen wußten um einen solchen Scandal nicht mit anzusehen.

Endlich hatten die jungen Herren draußen ihre Pferde angebunden und traten einer nach dem anderen in das helle reinliche Zimmer um Cordelia zu begrüßen und zu becomplimentiren.

„Gemach meine Herren!" sprach sie. „Stören

wir hier nicht. Es ist Sonntag und wir sind in einem geistlichen Hause. Dieser ehrwürdige Herr hat mich gastlich aufgenommen und gepflegt und für mich und mein Pferd gebetet."

„Für Ihr Pferd? gnädige Frau!" — wandte mißbilligend der Pfarrer ein.

„Für ihr Pferd!" seufzten die Frauen und hoben Hände und Augen gen Himmel!

„Ich bitte meine Worte nicht allzugenau zu nehmen und noch weniger sie übel zu deuten. Diese Herren werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht wahr meine Herren, ich bin kein Kind, das sich vorwitzig in Gefahr begiebt, ich kann reiten. Meine Rettung ist daher kein Wunder. Aber ein mächtiges, feuriges junges Thier wie Othello, konnte von solchem Ritt den Tod auf der Stelle haben. Den Himmel sei Dank, er ist gerettet."

Othello wurde in diesem Augenblicke vorgeführt und Cordelia deutete mit der Gerte aus dem Fenster.

„Da sehen sie nur, er ist unverwüstlich! — Leben Sie wohl Herr Pastor. Sie tragen den Priesterrock und ich das Amazonenkleid, und verschiedener noch wie unsere Gewänder sind unsere Grundsätze und Gesinnungen. Ich weiß jedoch, daß alles was Sie mir gesagt haben gut gemeint war und bitte, dasselbe

auch von mir zu denken. Lassen Sie sich recht bald einmal auf Zechau sehen. — Leben sie wohl meine Damen. Meine Herren! Aufgesessen! wenn's beliebt."

„Wie, Cordelia!" rief Caspar, „du willst schon wieder zu Pferde?"

„Sacre Dieu! Eh' Othello sich erkältet!"

Mit diesem Fluche verließ sie das Pfarrhaus und die Pastorinnen und Schulmeisterinnen sahen aus dem Fenster wie sie sich mit dem linken Fuße auf Caspar's flache Hand sich stellte um sich in den Sattel heben zu lassen.

„Welch ein Scandal!" seufzten sie.

Cordelia trabte voran und Othello griff wieder so feurig aus, daß die Herren nur im Galopp folgen konnten.

Der Knecht trat in's Zimmer zu dem Pastor und sagte schmunzelnd: „Ein Capital-Pferd! eine liebe gnädige Frau! Sie hat mir einen Louisd'or Sattelgeld gegeben."

Aber die Pastorin hieß ihn schweigen und hinausgehen und die Frauen erschöpften sich in Schmähungen wider die gottlose Amazone. Sie behaupteten steif und fest, der prächtige Othello sei eine Art Dämon, dem sie alle kirchliche Wohlthaten weihen müsse, die man ihr aus christlicher Barmherzigkeit anböte. Des-

halb habe sie, weil der Herr Pastor für sie gebetet, gegen ihn behauptet, er habe für ihr Pferd gebetet, deshalb sei sie, weil der Herr Pastor ihr Communion-Wein eingeschenkt, damit nach dem Stalle gegangen um ihren Gaul communiciren zu lassen. Deshalb habe sie, wie der Herr Pastor von der Vorsehung sprach, ihm geantwortet: „Behüten Sie ihre Schafe, ich behüte meinen Gaul. Deshalb habe sie, weil der Herr Pastor seine geistliche Würde geltend machte, ihm geantwortet: Werden Sie Stallmeister, es ist einträglicher als Dorfpfarrer zu sein. Mit einem Fluch sei sie eingetreten in das heilige Pfarrhaus und mit einem Fluche habe sie es verlassen wobei sie dem Herrn Pastor jedesmal mit der Peitsche gedroht.

So erfand man denn eine abscheuliche Hexen-Geschichte, welche vor Zeiten hingereicht haben würde jemand auf den Scheiterhaufen zu bringen. Denn um geringeres schon wurde man damals gefoltert und verbrannt. Auch hier genügte ein unbedeutender Vorfall die unangenehmsten Folgen herbeizuführen und friedfertige einfache Bauern zu Haß und Zwietracht aufzureizen.

Ein Dorfgeistlicher hält auf Wunder. Es ist gleichsam kirchliche Ehrensache, daß hin und wieder dergleichen geschehen. Der ehrwürdige Pastor von Zinsdorf ließ es sich durchaus nicht nehmen, daß lediglich seinem Gebete Cordelia ihre heilen Glieder verdanke, und bei solcher Gelegenheit stehen sich Geistliche bei. Jeder verbreitet nach Kräften was die Gottesfurcht zu befördern und den Glauben zu stärken dient. Mit wahrhaft fanatischem Eifer ging daher jene abscheuliche Geschichte von Munde zu Munde.

Cordelia ward darin als ein Ungeheuer von Gottlosigkeit und Frevelhaftigkeit geschildert und ohnedies war sie eine Ausländerin, welche mit einem stolzen jungen Gutsherrn in einem verbotenen Verhältniß lebte. Grund genug sie nicht zu schonen und einen Stein des Anstoßes und Aergernisses in ihr zu erblicken. Wo sie sich zeigte erhoben sich Flüche, Scheltworte, Drohungen, hie und da flog auch ein Stein nach ihr und wenn auch Caspar diesen Unfug auf's schärfste verfolgen ließ und seine Gutsnachbaren ihm trefflichen Beistand darin leisteten, so konnte man immer doch nur einzelne Frevler entdecken und zur Strafe ziehen, was den Volkshaß nur vermehrte.

Auch die Dorfgeistlichen versuchten jetzt aus allen Kräften dem Unfug zu steuern, den sie selbst hervor-

gerufen hatten. Umsonst. Man glaubte einmal die gräuliche Hexen-Geschichte und wollte sie sich nicht wieder ausreden lassen.

Daß sich endlich auch die Journale darin mischten um Partei für die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses zu nehmen, versteht sich von selbst und der alte Pastor von Zinsdorf, der durch sein Gebet Rosse zu bändigen behauptete, mußte in seinem achtzigsten Jahre noch den freisinnigen Spöttereien als Zielscheibe dienen.

Cordelia fing endlich selbst an sich aus einer Gegend fort zu sehnen, in welcher sie unverschuldeter Weise so mißliebig geworden war. Auch die Behörden fingen an aufmerksam auf sie zu werden und eine Landes-Verweisung schien ihr bevor zu stehen, zugleich liefen auch einige Nachrichten über ihr früheres Leben ein, welche nicht eben sehr vortheilhaft lauteten. Sie war nicht von vornehmen Eltern sondern vielmehr ein Findelkind; ein Kunstreiter adoptirte sie und bis zu ihrem sechzehnten Jahre war sie die Zierde der Manegen in allen europäischen Hauptstädten. In ihrem sechzehnten Jahre heirathete sie einen adligen Taugenichts, und machte in den Salons Figur bis die vornehmen Gaunereien ihres Eheherrn eclatirten. Ob sie mit ihm einverstanden war oder nicht, blieb uner-

mittelt, denn in höheren Kreisen kömmt dergleichen nicht zur Untersuchung, noch weniger zur öffentlichen Kunde. Was für sie sprach war, daß sie sich von ihrem Manne scheiden ließ, der, nachdem er aus den Salons verwiesen war, in Bädern öffentlich Bank hielt, und wegen falschen Spiels zu Baden-Baden von einem Polen an der Bank erstochen wurde.

Alle diese Nachrichten machten aber nicht den geringsten Eindruck auf Caspar und um keinen Preis wollte er sie jetzt von sich lassen. Es war seinem Stolze und seinem Starrsinn völlig entgegen sich von einer Regierung oder von dem Volke eine Geliebte abzwingen zu lassen. Eben jetzt war sie ihm lieber als je.

Darüber kam der Winter heran, der Schnee lag hoch und der Boden war fest gefroren. Caspar hatte eine große Treibjagd veranstaltet wozu Herren und Frauen aus der Umgegend weit und breit herbeikamen. Besonders viele Damen fanden sich ein denen dieses Vergnügen noch neu war.

Paarweise zogen die Schützen aus. Jeder führte eine Dame. Cordelia hatte Reichmann's Arm genommen.

„Das wird mich schützen," sagte sie zu ihm. „Und

man wird nicht wagen mich zu insultiren wenn ich am Arme des Gerichts-Directors gehe."

Als sie aber durch's Dorf zogen, erhoben sich aus diesem und jenem Gehöft doch einzelne Stimmen von Knaben oder Weibern, welche ein häßliches Scheltwort gegen Cordelia ausstießen und als man um eine Ecke bog, flog sogar ein Stein nach ihr und traf den Hut des Gerichts-Directors. Der Thäter war natürlicherweise auf schleunige Flucht bedacht gewesen.

Es war ein Glück. Denn Caspar hatte schon die Flinte gehoben um ihm eine Ladung Schrot in die Beine zu jagen. Er rief den Gerichtsdiener und machte ihn verantwortlich für das Geringste was noch vorfallen sollte, wofern er den Schuldigen nicht zur Stelle schaffte.

Dann wandte er sich an die reichen Bauern welche mitzogen. — "Euer Gutsherr ist auf seinem eigenen Grund und Boden mit seinen Gästen vor Beschimpfungen nicht sicher? Schämt ihr euch nicht, eure Brut und Gesinde nicht im Zaum zu halten. Ich schäme mich eurer, ihr seid keine Menschen mit denen ein Mann von Stande sich abgeben kann."

"Wenn ich ihn jetzt zu besänftigen suche," sagte Cordelia zu Reichmann, "so vermehre ich nur sein zorniges Sich-gehen-lassen. Er duldet einmal keinen

fremden Einspruch, sei er auch noch so gut gemeint. Ich nehme Sie zum Zeugen jetzt Herr Reichmann, und wie wir auch mit einander stehen mögen, werden Sie mir Recht geben, daß ich als die unverschuldete Ursache solcher Auftritte, hier nicht länger weilen darf."

Die Schützenlinie hatte sich ebenfalls in einer bunten Reihe gebildet. Cordelia hatte ihren Stand zwischen Caspar und Reichmann genommen. Beide schossen nicht sonderlich; überhaupt ward das Wild auf dieser lustigen Jagd nicht allzusehr mitgenommen. Die Frauen wandten stets den Kopf wenn ihre Flinte losging und den Knall begleitete ein lustiges Aufkreischen und Gelächter. Cordelia aber schoß ihren Hasen so gut wie einer und ließ das Wild immer erst schußrecht kommen. „Schlecht, nachgeschossen," rief sie laut, wenn nach ihrem Schuß ein zweiter unwirksamer fiel und sie lachte und spottete herzlich, wenn die Schüsse wie Peloton-Feuer sich folgten und die Hasen dennoch bei den Treibern durchbrachen.

Nach der Jagd ging man zu Tische. Und Cordelia die wie immer anmuthig die Honneurs machte hatte Reichmann den Ehrenplatz bei der alten Frau von Zechau angewiesen. Rechts von seiner Mutter saß Caspar.

„Weißt du auch mein Junge," begann Reichmann

zu ihm, „daß ich mich mit deiner Baronin völlig auszusöhnen anfange?“

„Das ist mir lieb!“ sagte Caspar.

„Solch ein Frauenzimmer giebt es nur einmal auf der Welt. So viel Geist und Geschicklichkeiten, so dreisten Humor mit Artigkeit, so ausgelassenen Muthwillen mit vornehmer Liebenswürdigkeit findet sich so leicht nicht wieder beisammen. Schade, daß sie nicht an ihrem Platze steht.“

„Sie ist hier an ihrem Platze und soll es bleiben,“ meinte Caspar. „Die Bauern sollen mir den Unfug theuer bezahlen.“

Er rief einige derselben beim Namen auf. — „Wißt ihr was Neues? Leute! Ich will mich nicht länger der Einführung der Regierungs-Edicte widersetzen, wegen Beschränkung der Sonntags-Vergnügungen und Schließung der Läden und Schenken während des Gottesdienstes. Die Wirthschaft hier ist zu arg, ihr sollt einmal erfahren was es heißt der Strenge von Beamten und Gendarmen unterworfen zu sein, und bei jeder Gelegenheit Strafe zu zahlen. Nach dem was heute vorgefallen ist, wird euch das nicht schaden.“

Ein tiefes langes Schweigen erfolgte, endlich nahm Cordelia das Wort: „Auf diese Weise leidet der Unschuldige statt des Schuldigen. Es hätte allerdings

mehr geschehen können den Unfug zu unterdrücken, veranlaßt aber haben ihn für nichts und wieder nichts die Dorfgeistlichen."

„Es ist mein fester Wille," fuhr Caspar fort, „und ich bin es meiner Ehre schuldig, den Uebermuth meiner Insassen, der selbst mich nicht verschont, länger nicht in Schutz zu nehmen. Und was auf Zechau geschieht wird auf anderen Gebieten nachgeahmt."

„Durch diese Maßregel aber geschieht dem kirchlichen Uebermuthe Vorschub und es giebt ein anderes Mittel um der Geistlichkeit zu beweisen, daß ihre Denkungsart mit unserer heutigen fortgeschrittenen Bildung nicht mehr übereinstimmt."

„Welch ein Mittel wäre das?"

„Man tritt aus dem Kirchen-Verbande, wie es die Landesgesetze jeglichem freistellen. Ich habe mir hier einige Stellen aus dem Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau gesammelt, umgeschrieben und in Verbindung miteinander gebracht, welche einen solchen Austritt nach den herrschenden Tages-Ansichten rechtfertigen."

Sie ließ sich ein Portefeuille reichen nahm ein sauberbeschriebenes Papier heraus und begann:

„Ich glaube an den Gott, den Newton glaubte. Newton, welcher die Gesetze bestimmte, nach welcher

die Himmelskörper sich bewegen und der von seinem Studier-Zimmer aus ihre Bahnen und ihren Umschwung je nach ihrer Größe, Form und Sonnenferne berechnete und in deutlichen Zahlen-Verhältnissen feststellte. Dieser Gott ist nicht der absolute des alten Testaments, welcher uns sein Wort octroyirt hat, wozu wir den Glauben als unverdiente Gnade vom Himmel erflehen müssen. Es ist auch nicht der communistische Gott des neuen Testaments, der mir den zweiten Rock zum besten der Armen abspricht und mir befiehlt, den, der mir den einen Backen schlägt nicht injuriarum zu verklagen, sondern auch den anderen Backen zur beliebigen Verfügung zu stellen. Der Gott den ich glaube — und ich habe keinen anderen neben ihm — der Gott ist ein rein constitutioneller Gott, welcher nach Gesetzen herrscht die in der ganzen Unermeßlichkeit all überall dieselben sind, und der seinem Weltall eine unabänderliche Verfassung für die Ewigkeit gegeben hat. Auch die geselligen Zustände sind ein Werk der Allmacht und die Rechte des Einzelnen — welche das Christenthum läugnet — müssen mit den Pflichten gegen Gott und Nebenmenschen in einen gesetzlichen oder wissenschaftlichen Einklang zu bringen sein. Dieses sociale Gesetz zu entdecken ist das Streben der Gesammt-Menschheit, mögen es Fürsten und Machthaber

fördern und unterstützen, mögen sie in unabänderlichen Gesetzen, in unwiderruflicher Verfassung uns diesen „Himmel auf Erden" gewähren. Dies sei unser Morgen- und Abendgebet."

„Das unterschreibe ich," sagte Caspar. „Diesen Gott glaube ich auch."

„Wie jeder gebildete Mann," fügte jemand aus der Gesellschaft hinzu.

Cordelia fuhr fort: „Ich glaube an die Unsterblichkeit, welche Leibnitz lehrte; an die Fortdauer der Monade, welche die milde Hand der allernährenden Natur zu einer höheren Bestimmung fördert. So wenig aber der Knabe die Liebessehnsucht in der Brust des Jünglings ahnen darf, so wenig wie die Jugend die Weisheit und Erfahrung des Greisenalters begreift, so wenig dürfen wir, so lange wir leben, das Wesen dieser Fortdauer ahnen und so wenig können wir uns einen Begriff von einem zweiten Leben machen. Keine Zukunft läßt sich berechnen, am wenigsten die ewige erforschen. Ahnung träumt, die Phantasie spielt nur und Verheißungen sind Betrug.

Der Phantasie-Himmel und die Phantasie-Hölle stammen aus dem Orient, der Heimath der Märchen von tausend und einer Nacht. In jenem milden Clima, wo die Luft von gewürzreichen erhitzenden

Düften geschwängert ist, läßt sich herrlich von einem offenen Himmel träumen den man mit Engeln und Heiligen bevölkert und weil Contraste reizen und der Feinschmecker sich seinen Teller mit asa foetida abreibt um die Leckereien die er genießt noch besser zu würdigen — so würzt man sich auch die Wonnen der Seligkeit und die Entzückungen des Paradieses mit den Schrecknissen und Qualen der Verdammniß und mit den aberwitzigen Zerrbildern und grauenhaften Fratzen von Teufeln, Gespenstern und Hexen.

Diese Phantasien, welche für Religion und Glaube sich ausgaben, dieses Bibel-Christenthum, welches das Eigenthum so wie das Daseinsrecht des Einzelnen in Abrede stellt, insofern es die Sorge für seine Seele als einzige hienieden zu lösende Aufgabe anerkennt; — diese Phantasien gaben Anlaß zu den unerhörtesten Betrügereien womit jemals der Name des Herrn gemißbraucht wurde. Sie gaben Anlaß zum Reliquien- und Ablaß-Handel und was mehr noch sagen will zu privilegirten geistlichen Erbschleichereien, die man sich obendrein für Tugenden und himmlisches Verdienst anrechnet. Keine communistische Lehre kann dem Privat- und öffentlichen Eigenthum so gefährlich werden wie diese Unsterblichkeits-Lehre. Ingleichen ergiebt sich aus einem flüchtigen Ueberblick der ver-

gangenen Jahrhunderte, daß der Glaube an Gott und Teufel anhaltendere und schlimmere Folgen hatte, als irgend welche Anarchie. Wir verdanken ihm Inquisitionen, Bartholomäus-Nächte. Dreißigjährige- und Bürger-Kriege. Vater-, Bruder- und Fürsten-Morde. Kurz, dieser Glaube verwandelte die friedfertige Menschheit in ein mordlustiges, blutdürstiges Geschlecht von Räubern und Henkern. Es giebt also nichts dem Leben und Eigenthum gefährlicheres als dieser Glaube an Gott und Unsterblichkeit.

Die Fürsten wissen staatsgefährliche Ideen unschädlich zu machen, indem sie sie von der Censur streichen lassen. Hiermit sind sie keineswegs in Nichts aufgelöst und ihre Wahrheit geläugnet, sondern nur aus dem öffentlichen Verkehr verwiesen und als untaugliche Münze außer Cours gesetzt.

Wohlan! Der Autoritäts-Gott und diese Unsterblichkeits-Lehre haben sich in der Geschichte als gefährlich für Leben und Eigenthum erwiesen. Als Mensch will ich diese menschheitsgefährlichen Ideen unschädlich machen. Das heißt: Ich mache meinen Censurstrich über Gott und Unsterblichkeit.

Aber ich bin und bleibe ein guter Staatsbürger. Mein Fürst soll einen königlichen Palast bewohnen wie

es dem Lande Ehre macht. Aber Gottes Tempel ist die Unermeßlichkeit und kein irdischer Baumeister kann ihm einen Palast herstellen, vergleichbar demjenigen, worin er in majestätischer Allmacht thront. Mein Fürst muß einen reichen Hofstaat haben und sich große Schaaren goldbetreßter Diener halten um die Ehre der Nation glänzend zu vertreten. Das ist aber für einen Staatsbürger schon Last genug. Soll ich ohnmächtiger und hülfsbedürftiger Mensch der ich alles für mich und meinen Fürsten brauche auch noch Gottesdiener halten? (denn so nennen sich die Geistlichen). Gott ist allmächtig, folglich kann er alles selbst und braucht keine Diener. Ich sage mich daher nicht von dem allmächtigen Gotte los und bleibe sein getreuester Diener; wohl aber von den Gotteshäusern und den Gottesdienern."

Besonders der humoristische Schluß erregte lauten Beifall. „Gieb her den Bogen, ich unterzeichne um aus dem Kirchen-Verband zu treten," rief Caspar.

Er unterzeichnete und fragte, wer will noch.

Zunächst unterzeichneten die Bauern um möglicherweise der angedrohten Einführung der Edicte zu entgehen. Aber auch Reichmann unterzeichnete und

endlich alle Herren Städter wie Landbewohner. Zuletzt auch noch einige Damen.

„Heute bin ich stolz auf dich," sagte Caspar zu Cordelia. „Endlich kann ich dich für die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses anerkennen; denn keine Andere hätte vermogt das Einsame so in's Weltliche, das Abstracte so in's Populäre zu übersetzen und das Innerliche so salonmäßig wieder zu geben."

„Wirklich!" fragte sie ironisch, „bin ich endlich erkannt?"

„Geh Schelm du willst mich doch nur necken."

Die Gesellschaft blieb bis spät Abends zusammen. Reichmann übernachtete auf Zechau.

Als Caspar am folgenden Morgen mit Reichmann Kaffee trank, fragte er: „Wo ist die Baronin, schläft sie noch?"

„Nein!" sagte der Bediente, „sie ist spazieren geritten und hat dem gnädigen Herrn einen Brief hinterlassen."

In großer Bestürzung erbrach Caspar den Brief. Er lautete:

„Zärtlich Geliebter!

Es ist hohe Zeit mich von dir zu trennen, bevor ich dich Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung aussetze; da ich leider mit den Bewohnern deines Grund und Bodens hinreichend schon entzweit bin. Meinen Dank für alles Glück was du mir gewährtest will ich hiermit nicht aussprechen. Er bleibe stets ein Heiligthum meines Herzens, welches immer noch für dich schlägt. Drei Sünden habe ich gegen dich begangen und dreierlei mußt du mir vergeben, was aber nicht erheblich ist. Zuerst habe ich dir gesagt: Ja! Ich bin die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses, denn ich wollte mich, weil ich dich liebe, eines Glanzes in deinen Augen nicht berauben, den die öffentliche Meinung mir ein für allemal zuerkannte, ohne daß ich selbst sagen kann was sie dazu bewog. Zweitens habe ich dir den einliegenden Brief vorenthalten (aber nicht erbrochen oder unterschlagen). Aus dem Siegel errathe ich, daß dieser Brief dir die wahre Glaubens-Bekennerin nennen wird. Sollte ich als Lügnerin beschämt vor deinen Augen dastehen? Drittens habe ich den Othello mitgenommen. Lieber großmüthiger Caspar! Laß mir, weil ich von dir doch scheiden muß, das superbe Thier. Nächst dir,

das einzige distinguirte Geschöpf auf Zechau. (Grüße Reichmann). Darf ich von der Residenz aus an dich schreiben?

Vergieb mir Caspar! Ich habe dir auch stets alles vergeben. Ich fliehe dich, weil wir doch nicht mehr mit einander leben können."

„Gemeines Weib!" lächelte Caspar ingrimmig, warf Reichmann den Brief hin und sprach: „Lesen Sie!"

Die Einlage war aus der Residenz, gesiegelt mit Kelch und Kreuz, umgeben von einer Sonne.

„Gnädiger Herr!" hatte Pastor J— schon vor längerer Zeit geschrieben. „Sie irren sich, weil Sie wie es scheint eine Abenteurerin, welche bekannt dafür ist, daß sie ihre Liebhaber trefflich auszuplündern weiß, für die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses einer freien Jungfrau halten. Das Wort „freie Jungfrau," welches ein so unerhörtes Mißverständniß wie es nur in einer so leichtfertigen Publicität wie die heutige möglich ist, veranlaßte, bedeutet weiter nichts als eine unvermählte Jungfrau die ihr Herz Jesu Christo geweiht hat. Ja! Meine Freundin und Schülerin, Ihre Landsmännin Gesche Fuhrmann, nachdem sie ihr reines Herz zweimal fehlgeschenkt hatte, will es keinem dritten Manne weihen; zumal

sie von Ihnen sehr gekränkt, ich möchte beinahe sagen gemißhandelt worden ist. Sie will jetzt ewig frei, ewig Jungfrau bleiben. Und aus übertriebener Zartheit um Ihrer Geliebten nicht zu schaden, hält sie ihre Autorschaft auf's gewissenhafteste geheim. Ich soll Sie aus einer grausamen Täuschung retten und von quälenden Zweifeln befreien. Wohlan ich thue es und bin auch noch zu anderen Diensten bereit. Wie Ihr Justitiar Herr Reichmann Ihnen vielleicht schon gesagt hat, habe ich zu Ihrer Verlobung mit meiner Freundin und Schülerin das meiste gethan. Ich erbiete mich auch heute noch, eine Versöhnung, wenn sie möglich ist, zu vermitteln. Und warum sollte sie unmöglich sein? Gesche schwärmt für Jesus Christus, Sie für sociale Ideen. Gottesliebe und Liebe zu seinen Nebenmenschen ist nicht weit auseinander. Die Frau erfülle ihre Pflichten im Namen Gottes, der Mann die Seinigen für seine Nebenmenschen, das kann keine unglückliche Ehe geben. Diese Eröffnung erhalten sie unter dem unverletzlichen Siegel Ihres Wortes als Edelmann."

Mit Thränen in den Augen reichte Caspar Reichmann den Brief.

Dieser las ihn und fragte: "Nun mein Junge, was bist du zu thun entschlossen?"

„Sie fragen? wenn ich Ihnen einen Brief zeige, für dessen Geheimhaltung mein Ehrenwort bürgt?“

„Victoria! Ich halte mein Versprechen, auf eurer Hochzeit betrinke ich mich auf's Wohl eurer Nachkommenschaft.“

„Es ist doch gut,“ meinte Caspar, „daß ich erst heute diesen Brief zu Händen bekommen. Hätte ich ihn seiner Zeit erhalten, so hätte er mir schlimme Stunden verursacht.

Im Frühjahr feierten Caspar und Gesche ihre Hochzeit auf Fuhrmann's-Hof. Der Geistliche der sie vereinte wurde nach der Trauung nach Hause gefahren und wurde nicht gebeten am Hochzeitmahl Theil zu nehmen.

Das junge Paar lebte Winters in der Residenz und Sommers auf Fuhrmann's-Hof. Zechau war Caspar zuwider geworden und er konnte sich mit seinen Insassen nicht wieder versöhnen.

Die gefürchteten Regierungs-Edicte wurden eingeführt, und beförderten nur den Austritt aus dem Kirchen-Verbande. Cordelia's Auszug aus dem

Glaubens-Bekenntnisse wird noch immer in zahlreichen Abschriften aufbewahrt und Edelleute und Bauern, Knechte und Mägde reden noch häufig von der lustigen Zeit wo Cordelia auf Zechau weilte.

Helden des dreißigjährigen Friedens.

Aus den Papieren eines Ungeheuers.

Glaubens-Bekenntnisse wird noch immer in zahlreichen Abschriften aufbewahrt und Edelleute und Bauern, Knechte und Mägde reden noch häufig von der lustigen Zeit wo Cordelia auf Zechau weilte.

Napoleon's Kanonendonner war verhallt. In der Welt war es still geworden. Die Zeit der Männer und Helden war vorüber, die Weltgeschichte hatte sich in Riesen-Geburten erschöpft, verfiel in Schwäche und förderte eine ganze Zeitlang nur Frühgeburten zu Tage. Dies war die Zeit der Wunderkinder. Es gab deren von jeglicher Art. Die einen musicirten vom Blatte weg, was man ihnen vorlegte, die anderen sprachen alle todten und lebenden Sprachen; wieder andere waren zu zwölf Jahren Doctoren und noch andere zu dreizehn Jahren akademische Professoren. Mit einem Worte, Künste und Wissenschaften hatten nicht Werth noch Reiz mehr, wenn nicht Kinder sie übten und lehrten. Und diese Frühreife ward so epidemisch, die Wunderkinder entstanden aller Orten so zahlreich, daß es fast in jeder Familie ein Wunderkind gab und die Menschen beteten: „O Herr, bewahre uns vor Wunderkindern."

Ich war kein Wunderkind, aber ich blies Flöte, tanzte und sprach französisch und war von Kindes-

beinen an verliebt in meine niedliche kleine Cousine, welche zwei Jahre jünger und eben so talentvoll war wie ich. Wir musicirten und lasen zusammen, und unseren Eltern standen die Freudenthränen in den Augen, weil wir so überaus artig, geschickt und liebenswürdig waren. Selbst unsere Lehrer beschäftigten sich gern mit uns und gaben uns zwei Stunden für eine, wie sie eben Zeit hatten.

Nicht minder beliebt waren wir bei Freunden und Nachbarn. Wo es ein Kinderfest gab, wurden wir eingeladen und ich war der Held, sie die Königin desselben. Auf Bällen tanzten wir gewöhnlich nur mit einander und bisweilen geschah es dann, wenn eben niemand auf uns achtete, — denn wir wurden sehr strenge gehalten und befanden uns fortwährend unter Aufsicht — daß wir uns ewige Liebe schwuren und uns diesseits und jenseits des Grabes einander anzugehören versprachen. Die Zeit brachte das so mit sich. Die Romantik stand in ihrer höchsten Blüthe. Liebe galt für die höchste Aufgabe des Lebens und man liebelte gewissenhaft. Nach der Juli-Revolution ward es anders. Die Freiheit ward als Religion proclamirt und Gesinnung für den vernünftigen Daseinszweck gehalten. Um jene Zeit zählte ich vierzehn und meine Cousine zwölf Jahre, wären wir nach der Juli-

Revolution eben so jung gewesen, wir hätten nicht uns, sondern der guten Sache Treue geschworen und hätten uns nicht aus Zärtlichkeit, sondern aus Freisinnigkeit geküßt.

Wir waren nach dem damaligen Zeitgeschmack nur artige, aber keine Wunderkinder: der epidemischen Frühreife waren wir glücklich entgangen, aber eine neue gefährlichere Epidemie fing an zu wüthen.

Henriette Sontag trat auf und erfüllte die Welt mit ihren Colloraturen und Cadenzen und die dankbare französische Hauptstadt ertheilte der trillernden Völker-Beglückerin die Bürgerkrone. Dies geschah im Jahre 1829. Louis Philipp erhielt seine Bürger-Königskrone eben daselbst erst im folgenden Jahre. Hiermit aber standen wir erst am Vorabende großer Ereignisse.

Paganini erschien und erschreckte die Welt mit Geigentönen. Sein Pizzicato flößte Gespensterfurcht ein, sein Colarco zerknirschte, seine Arpeggio's berauschten, seine Doppelgriffe versteinerten und sein Flageolet curirte von Zahnschmerzen. In Paris nannte man ihn l'homme dieu, den Heiland der Violine, und behauptete, dergleichen könne er nur auf der Galeere erlernt haben. Ihm folgten Bratschen-Heilande und Cello-Erlöser und Contrabaß-Gott-

Menschen; auch die Blas-Instrumente fanden ihre Messiasse und Henriette Sontag ihre Nebenbuhlerinnen und Nachfolgerinnen, und endlich überstrahlten Tänzerinnen, wie die Taglioni, die beiden Elsler, die neuerfundenen glänzendsten Bühnen-Beleuchtungen. Die ganze Menschheit ward reizbar wie ein nervenschwaches brustkrankes Mädchen. Man verzückte sich in Concertsälen, hatte himmlische Visionen und Wonneträume in Opernhäusern und wußte sich vor Gefühlen und Ideen nicht zu lassen. Aus der Cadenz eines Clavierspielers entwickelte man philosophische Systeme, wenn eine Tänzerin das Bein aufhob, so entdeckte man einen Schatz von Gemüthlichkeit an ihr, und weil die politischen Zeitungen nichts erhebliches meldeten, entstanden eine Menge musikalischer Zeitungen, welche das Leben und die Schicksale, die Leiden und Freuden von do, re, mi, fa, sol, la und si durch alle Ouvertüren, Concertstücke, Opern und Harmoniesätze gewissenhaft verfolgten und bald als Völkerschlachten oder arabische Wüsten, bald als Seestücke oder Weltspaziergänge, bald als Tugendtriumphe oder Höllenfahrten u. s. w. mit den glänzendsten Farben zu schildern bemüht waren.

Meine Cousine spielte die Harfe und übte in dieser gefährlichen Zeit Tag und Nacht, so daß ich schon

zu fürchten anfing, eine Künstler=Carriere könne sie mir entreißen. Allein diese Besorgniß war unnütz. Denn die Harfe ist glücklicher Weise kein beliebtes Instrument mehr. Und welchen Grad von Virtuosität auch meine Cousine erreichte: Harfe bleibt Harfe. Unverständige Männer verlieren darum den Verstand nicht, nervenschwache Frauen fallen darüber nicht in Ohnmacht, und das civilisirte Europa bekömmt darüber keine Applaudirwuth und Bravoschreisucht.

Bald auch gewann wieder eine andere Seuche die Oberhand über die musikalische Epidemie. Die asiatische Cholera trat ihre Kunstreise durch Europa an, hielt sich in allen größeren Städten längere Zeit auf und ein großer Berliner Philosoph, welcher Abend für Abend bei Wilhelm Beer seine Partie Boston machte, bekannte sich zu ihr. Man sagt, aus Furcht vor der Cholera soll er an ihr gestorben sein. — Die Erkenntniß ist activ, das passive Geheimniß kann ihr nicht widerstehen, sondern muß sich ihr erschließen. Es giebt aber auch Geheimnisse, welche der dreistesten Erkenntniß furchtbar sind und den starken Geist in ein passives Geheimniß auflösen. Im Uebrigen aber hat diese Seuche weit minder gewüthet und war viel gelinder und gefahrloser als die Musik= und Theaterwuth.

Mit einem Male aber trat Strauß auf und schlug

mit unverschämten Rhythmen und großprahlenden Blech-Instrumenten alle Opern- und Concert-Musik todt. Eigentlich vollendete er nur, was die Ross- und Spont-ini's, die Au- und Meyer-beer's begonnen hatten. Er machte die Musik vollends populär und reducirte sie auf Walzer und Gallopaden und die glücklichen civilisirten Völkerschaften faßten sich unter die Arme und fingen an zu walzen und zu rutschen. Ganz Europa bekam einen lustigen St. Veitstanz mit Pauken und Trompeten.

Diese Epidemie herrschte allgemein und niemand blieb ganz frei davon. Auch meine Cousine und ich hatten unsere periodischen Anfälle; weil wir aber, wie ich schon oben bemerkt, größtentheils nur mit einander tanzten, that auch diese Zeitkrankheit unserem Seelenbündniß keinen Schaden.

Schon wähnte ich mich jeglicher Gefahr entronnen und glaubte endlich ungestört den schönen Jugendtraum der ersten einzigen Liebe in stiller Behaglichkeit austräumen zu können, als mit einem Male von allen Himmelsgegenden zugleich eine neue Epidemie über die civilisirte Welt hereinbrach, welche alles mit sich fortriß und gar kein Ende nehmen wollte.

Das Menschliche, Natürliche, Einfache hatte keinen Reiz mehr und man nahm seine Zuflucht zum Rohen

und Barbarischen, zu Mißgeburten und Ungeheuern. Was ehedem in Meß- und Jahrmarkts-Buden sich sehen ließ, fand nunmehr, vornehm zugestutzt und elegant aufgeputzt, Zutritt in den Salons und was Furcht, Entsetzen, Widerwillen erregen sollte, wurde bewundert, gefeiert und gepriesen. In London gab es Thierkämpfe und der Löwe Nero trat in der Zauberflöte auf, zog einen Wagen, auf welchen siebzig Personen saßen und überbrüllte den Sarastro. In der Porte St. Martin spielte ein Elephant Komödie, setzte einen Thron-Usurpator ab und krönte einen legitimen Prinzen. Im Cirque Olympique tanzte ein Kameel auf dem Seil und selbst auf deutschen Bühnen wurden Menschen-Darsteller von Thier-Darstellern verdunkelt. Dressirte Affen spielten Komödie und beförderten häusliche Freuden und Familienglück, während Menschen im Affencostüm Handlungen der Tugend und des Edelmuth's vollbrachten, sich kratzten und flöhten und alles beschnoperten, beäugelten und beleckten. Giraffen, Kameelleoparde, Bären und Zebras zeigten sich in öffentlichen Gärten mitten unter den wohlgeputzten Zuschauern, Riesen und Zwerge in kostbaren Equipagen fuhren mit der vornehmen Welt spazieren. Hindostanische Tänzerinnen, afrikanische Gaukler, Huronen-Häuptlinge und Caraïben wurden

von Königen zur Tafel und von Königinnen zum Thee geladen. Prinzessinnen und Minister unterhielten sich mit den siamesischen Brüdern und anderen Mißgeburten, befühlten, umarmten, beschenkten sie und die Ungeheure brauchten kurze Zeit, um ihr Glück zu machen und mit Schätzen beladen sich auf ihre Landgüter zurückzuziehen.

Wer damals kein Ungeheuer war, durfte nicht hoffen in der großen Welt gelitten zu werden. Man putzte sich übermäßig heraus, lebte übertrieben elegant und nannte sich einen Löwen. Auch die Frauen nannten sich Löwinnen, emancipirten sich, zogen sich blaue Strümpfe an, ritten wilde Pferde und übten sich im Pistolenschießen.

Ich glaubte keine Anlage zu einem Ungeheuer zu haben, um mich den Gefahren der großen Welt preis zu geben und ihre Freuden und Reichthümer einsammeln zu können. Ich studirte fleißig, um dereinst die Apotheke meines Vaters zu übernehmen und ein stilles häusliches Glück in Gemeinschaft mit meiner Cousine zu genießen. Aber wer kann für sein Geschick. Kein Mensch ist vor einem weltgeschichtlichen Berufe sicher, und jeder Weltbürger ist nicht nur der Sohn seiner Zeit, sondern auch das Werkzeug des Zeitgeistes, sobald es ihm beliebt, dasselbe in die Hand zu nehmen.

Wahrlich! wahrlich! Ich verspürte in mir keinen Ungeheuer-Beruf. Meine Cousine hingegen fing von Neuem an mir Besorgnisse einzuflößen. Sie ward mit jedem Tage reizender. Alles an ihr war verführerisch, ihr ganzes Wesen Anmuth. Sie versprach ein Ungeheuer von Schönheit zu werden.

Diese Sorge quälte mich Tag und Nacht. Heute war sie noch eine vater- und mutterlose Waise und ich, der einzige Sohn eines bemittelten Apothekers, durfte heute noch ein stilles bescheidenes Loos ihr anbieten, aber morgen schon konnte irgend ein Maler oder Bildhauer kommen und sie als Modell berühmt machen, und sie en vogue bringen, daß man sie auf Armbänder- und Brustnadel-Medaillons, Schnupftabaksdosen-Deckeln und Cigarrentaschen, Schreibbücher- und Bonbon-Umschlägen, Porte-Monnaies und C . . k feilbot, kaufte und stets bei sich trug.

Ich stellte meinen Eltern vor, daß es hohe Zeit sei uns zu verloben. Aber mein Vater gab mir eine Ohrfeige und nannte mich einen dummen Jungen. — Wie gesagt, ich wurde streng erzogen. Doch das war zeitgemäß. Gewiß gab es niemals eine gefährlichere Zeit für die Jugend, als die damalige, wo man unter allen möglichen Zeitkrankheiten und Tagesmanieren gleichsam nur die Wahl hatte. Denn man

glaube nur nicht, daß eine neue Epidemie die alte verdrängte. O nein, die alten Uebel vertrugen sich mit den neuen auf's Beste, hielten Friede und Freundschaft und vermischten und vermählten sich mit einander. Weder die musikalische Hypervirtuosität, noch die Tanzwuth, noch die Wunderkinderkrankheit hatte aufgehört, sondern alles nahm nur den Ungeheuer-Charakter an. Liszt bekam damals seinen Ehrensäbel und die Berliner Frauen spannten ihm die Pferde vom Wagen, um ihn nach dem Concertsaale zu ziehen. Beriot, der den Nachlaß der Malibran verauctionirte, erhielt siebzehntausend Franken für ihren silbernen Pot de chambre und die Cholera blieb die Cholera.

Die Ohrfeige aber machte mich noch keineswegs zu Etwas. Ich war kein Cid, der einer Ohrfeige halber, die er nicht einmal selbst erhielt, sondern quasi von seinem Vater erbte, zum Helden wird. Bei mir mußte es besser kommen.

Noch ein Wunderkind zeigte sich damals. Ein Spätling zwar, aber ein non-plus-ultra.

Patroklus Heckscher zählte angeblich neun Jahr, war mosaischen Glaubens und sprach funfzehn Sprachen, lebende und todte. Auch wußte er die classischen Schriftsteller aller Literaturen auswendig, kannte alle Ausgaben und man brauchte nur ein beliebiges Buch

aufzuschlagen und ihm die Seitenzahl zu nennen, so sagte er, was darauf zu lesen war, wie man es verlangte, vor- oder rückwärts her. Besonders das Rückwärts-Auffagen machte Furore, denn es klang wie Unsinn, den man in allen möglichen Sprachen trieb und nur wer das Buch in der Hand hatte, konnte sich überzeugen, daß das Wunderkind richtig auffage. Aber eben weil das Publicum das nicht begreifen konnte, weil überhaupt die wenigsten Menschen fremde und todte Sprachen verstehen, machte Patroklus Heckscher Furore.

Er gab keine öffentliche Vorstellungen, aber die ersten Familien der Stadt ließen ihn holen und beschenkten ihn reichlich. Auch wenn hohe Personen aus fernen Ländern kamen und in einem großen Gasthofe abstiegen, ließen sie das Wunderkind holen, um sich mit ihm in ihrer Landessprache zu unterhalten. Oft langten mehre angesehene Fremde aus den verschiedensten Himmelsstrichen in einem und demselben Hôtel an und der angeblich neunjährige Knabe redete dann mit ihnen in einem Athem die verschiedensten Zungen.

Auch zu seinen reichen Glaubensgenossen wurde Patroklus häufig geholt, welche ihn als nacheiferungswürdiges Beispiel ihren Kindern vorstellten und sie

mit Thränen in den Augen aufforderten, ihm gleich zu werden.

Meine Cousine und ich lernten Patroklus Heckscher bei einem reichen israelitischen Nachbar kennen, welcher sich viel darauf zu Gute that, daß es in seinem Volke solche Wunderkinder gab und ihn seinen Kindern mit folgenden Worten empfahl:

„Seht hier ein Kind, welches seine Eltern glücklich macht. Die Eltern müssen für ihre Kinder sorgen, aber dieses Kind ernährt seine Eltern. Ich verlange nicht von euch, daß ihr mich ernährt! Gepriesen sei der Name des Herrn, der mich mit Habe und Gut gesegnet hat. Aber Freude sollt ihr mir machen. Ich lasse euch in die Schule gehen, ich halte euch Privatlehrer. Ich kaufe euch Bücher, Hefte und Landkarten. Aber was lernt ihr? was könnt ihr? welche Sprachen sprecht ihr? Dieses Kind hat arme Eltern. Sie können es nicht in die Schule schicken, sie können ihm keine Lehrer halten, sie können ihm keine Bücher, Hefte und Landkarten halten, und dieses Kind weiß alles, kann alles, spricht alle Sprachen und braucht keine Bücher, denn es hat sie alle im Kopfe. Gepriesen sei der Name des Herrn, welcher in solchen Kindern die Eltern segnet."

Dergleichen Lobsprüche nahm Patroklus Heckscher

wie schuldigen Tribut auf und blickte die beschämten Kinder mit höhnischem Stolze an, als wollte er sagen: Gehorcht einmal euren Eltern. Versucht einmal mir nachzuahmen und meines Gleichen zu sein.

Abgesehen von seiner Gelehrsamkeit, gehörte er keineswegs zu den angenehmen Kindern. Er war blatternnarbig, plattnäsig, dickköpfig, breitmäulig, hatte struppiges Haar und krumme Beine; kurz, zu neun Jahren konnte man nicht häßlicher sein. Auch lag in seinem Wesen etwas Altkluges und sein Benehmen war frech und ungezogen, so daß er mehr einem dummdreisten mißgeschaffenen Zwerge als einem Kinde glich. Aber die schönsten und angesehensten Frauen liebkos'ten und verzogen ihn, lachten über seine Ungezogenheiten und ließen sich von ihm Wahrheiten sagen, die sie unmöglich gerne hören konnten.

Auch meine Cousine nahm ihn auf den Schooß, herzte und küßte ihn, und gegen sie war er ausnahmsweise artig und galant.

„Wie alt bist du?“ fragte er sie.

„Siebzehn Jahr.“

„Und schon so groß und so schön. Du bist die Jüngste hier und zugleich die Reizendste und sicher auch hast du mancherlei Talente. Sprich: was kannst du?“

Meine Cousine läugnete zwar, irgend ein Talent zu besitzen. Allein Patroklus ließ nicht nach in sie zu dringen, bis sie endlich gestand, daß sie die Harfe spiele.

Jetzt wollte er sie durchaus spielen hören. Er bat, schmeichelte, flehte, erboßte sich und fing endlich laut zu weinen an. Um ihn zu beruhigen mußte (wir wohnten nicht weit davon) die Harfe geholt werden und meine arme Cousine mußte spielen so gut sie konnte.

Niemand achtete auf sie. Allein Patroklus that als habe er nie so himmlische Melodien und Sphärenharmonie gehört und wollte immer mehr aufgespielt haben.

Den ganzen Abend ging er nicht von ihrer Seite und beim Nachhausegehen bat er sich die Erlaubniß aus, sie besuchen zu dürfen.

Mich verdroß diese Zudringlichkeit, aber meine Cousine lachte und meinte, dieser garstige frühreife Knabe verursache ihr Kurzweil und sie wisse jetzt woher es vornehmen Frauen Vergnügen mache, sich mißgeschaffene Zwerge zu halten.

Aber Patroklus kam täglich und trieb tausend Possen, um sie zu belustigen. Wenn sie Harfe spielte, kletterte er auf den Tisch und tanzte dazu. Wenn er mich kommen hörte, kroch er in eine Pappschachtel,

in eine Commoden-Schieblade, unter einen Stuhl, denn der geringste Raum genügte seiner Figur zu einem Versteck.

Wenn ich nach ihm fragte und nicht glauben wollte, daß er schon fortgegangen sei, so mußte ich nach ihm suchen und dann sprang er lachend aus irgend einem Schlupfwinkel hervor, wo ich ihn am allerwenigsten vermuthet hatte.

Das ward mir zu arg und eines Tages machte ich meiner Cousine bittere Vorwürfe.

Anfangs lachte sie, hierauf weinte sie und endlich fing sie laut zu schluchzen an, als gerade der Ueberlästige eintrat, ohne anzupochen. — Ich eilte in's Nebenzimmer blieb aber an der Thüre stehen und lauschte.

Patroklus nahte ihr, riß ihr ohne Umstände das Tuch von den Augen und fragte: „Was weinst du?"

„Laß mich!" seufzte sie.

„Bist du unglücklich?"

„Du siehst, daß ich verstimmt bin."

„Trockne deine schönen Augen, ich will dich glücklich machen."

Sie lachte schon wieder. — „Du?"

„Ja! Ich will dir ein beneidenswerthes Loos bereiten, wie du es verdienst."

Elender Prahler! dachte ich. — Das Ungeheuer fuhr fort.

„Du bist nicht geschaffen um in enger Häuslichkeit ungekannt und unbewundert zu verblühen. Du mußt die Welt, und die Welt mußt dich sehen."

Ich knirschte vor Aerger und zum ersten Male kam mir die Stimme des Wunderkindes verdächtig vor. Das Ungethüm mußte älter als neun Jahr sein und die Stimme schon gewechselt haben. Die Höhe und Heiserkeit war erkünstelt.

„Möchtest du reich sein?" fuhr er fort.

„Warum nicht?"

„Ich will dir einen Weg zeigen in kurzer Zeit auf die vergnüglichste Weise dahin zu gelangen."

„Laß hören!"

„Erst muß ich auf deinem Schooß sitzen."

Sie nahm ihn auf den Schooß.

„Du bist wohl recht neugierig darauf?"

„O nein! Ich weiß du treibst nur Possen."

„Dieses Mal ist es mein heiliger Ernst. Ein schönes Mädchen kann in heutiger Zeit geschwinde ihr Glück machen."

„Wie das?"

„Sie muß sich zeigen."

„Ich versteh dich nicht."

„Wie heißest du?"

„Du weißt, daß ich Mariane heiße."

„Und dieser Name Mariane sagt er dir nicht alles? verlangst du noch eine andere Antwort?"

„Ich habe es vorher gesehen, daß du Possen treiben würdest."

„So weißt du nicht was dein eigener Name bedeutet, und ich muß ihn dir erklären. Denk an die schöne Mariane von Eimsbüttel, welche Achtzehnhundertachtundzwanzig so großes Glück machte. Bist du nicht eine viel schönere Mariane als sie jemals war?"

„Was soll mir das helfen?"

„Die schöne Mariane war anfangs nur eine Wäscherin oder Plättjungfer. Später wurde sie Ladenjungfer in einer Conditorei zu Ottensen, wo sie die ganze Hamburger und Altonaer Welt hinauszog. Sie nahm doppelte und dreifache Preise, und man gab ihr gerne was sie verlangte, denn mit einem schönen Mädchen handelt man nicht. Bald darauf etablirte sie sich auf eigene Hand in Eimsbüttel und machte Furore. Wer nach Hamburg kam mußte die schöne Mariane besuchen, um nicht in Rom gewesen zu sein ohne den Papst gesehen zu haben. Ihr Garten war zu klein für alle die Gäste, welche zu Pferde und zu Fuße in eigener Equipage und in

Fuhrwerken aller Art sich bei ihr einfanden. Auch war eine einzige Mariane für die Bevölkerung einer Weltstadt wie Hamburg viel zu wenig. Bald gab es eine zweite Mariane in Frühlingshude, eine dritte in Harvestehude, eine vierte in Winterhude und weil es kein Sommerhude gab etablirte sich, um die Jahreszeiten vollständig zu machen, auch eine Sommer-Mariane auf dem Hamburger Berge. Mit der schönen Mariane, den Frühling-, Sommer-, Herbst- und Winter-Marianen konnte Hamburg immer noch nicht auskommen. Es mußte noch mehr Marianen geben, und es etablirte sich eine Kaffee-Mariane, eine Thee-Mariane, eine Punsch-Mariane, eine Chocolaten-Mariane, kurz jedes Getränk fand seine Mariane und von Hamburg aus verbreitete sich diese Mode durch ganz Deutschland. Schöne Mädchen mußten die Gäste bedienen und von Kellnern und Marqueurs wollte niemand mehr etwas wissen. Ich selbst gab damals eine kleine Schrift heraus: „Nieder mit den Marqueurs! Die Marianen hoch!“ Und diese Schrift, welche sich über die Bedürfnisse der Zeit und Gesittung der Gegenwart unumwunden erklärte, fand allgemeinen Anklang.“

„Wie alt warst du denn im Jahre Achtzehnhundertachtundzwanzig?“

„Laß mich ausreden. Die Eimsbüttler Mariane war die Wohlthäterin ihres Geschlechts. Sie hat einen neuen Stand, gleichsam einen weiblichen Orden gestiftet: den Orden der Ladenjungfern, welche ewige Keuschheit schwören aber hiervon, so wie auch anderweitig, häufig entbunden werden. Sie sind bisweilen schnippisch und überfordern die Gäste. Aber sie sind auch gebildet und spielen Guitarre. Dergleichen war vor der Eimsbüttler Mariane in Deutschland noch nicht dagewesen. Wären wir griechische oder römische Heiden, wir würden die schöne Mariane unter die Götter versetzen und ihr einen Tempel bauen. Wären wir gläubige Katholiken so würden wir sie heilig sprechen und sie würde die Schutzpatronin aller Ladenjungfern und Schenkmamsellen sein, welche in ihren Nöthen sie anzurufen hätten. Allein wir sind aufgeklärte und gebildete Protestanten und als solche erblicken wir in dieser Mariane eine von den Bedürfnissen der Gesellschaft bedingte Zeiterscheinung, der wir unsere Hochachtung zollen müssen und unsere Anerkennung nicht versagen dürfen."

„Also eine Ladenjungfer soll ich werden?" fragte meine Cousine lachend.

„Laß mich ausreden! Lange vor der schönen Mariane gab es schon in Paris Ladenjungfern, aber

sie hießen nicht Ladenjungfern sondern Limonadières und waren eigentlich sogenannte Comtoir-Damen. Nämlich in Paris, dem Focus der Civilisation, giebt es in allen Localen, welche von Herren besucht werden, schöne Mädchen, welche ihnen die Rechnungen machen, und in allen Putz- und Modeladen und anderen Frauenartikel-Geschäften findet man schöne Commis, welche die Waaren anpreisen und die Damen zum Kaufen einladen. Ohne schöne Jungen und Mädchen kann dort kein Detail-Geschäft in Flor kommen. Du Mariane sollst mehr als eine Ladenjungfer und mehr als eine Comtoir-Dame sein. Das Loos welches ich dir zugedacht habe ist ein glänzenderes. Ich will dich in mein Geschäft nehmen. — Du sollst meine Mutter sein."

„Deine Mutter?"

„Ja! Denn mein Vater thut kein gut mehr, ich muß ihn abschaffen."

„Du willst deinen Vater abschaffen?"

„Ich meine nicht meinen wirklichen Vater, denn der ist in Detmold, sondern den Vater, den ich mit auf Reisen nehme und den ich mir gemiethet habe, so daß ich ihn jeden Augenblick abschaffen kann. Der Schurke hat es gut bei mir. Was hat er weiter zu thun als mir meine Bücher nachzutragen aus

welchen ich mich examiniren lasse, denn die Classiker werden selten und finden sich fast in keiner Familie mehr. Und meine Bücher werden täglich gebraucht, die Stellen, welche ich am Besten vor- und rückwärts aufzusagen weiß, schlagen sich so gut wie von selbst auf. Und es gehört keine große Geschicklichkeit dazu mich nicht in Verlegenheit zu bringen. Uebrigens weiß ich zu imponiren, und wenn ich Unrecht habe, werde ich erst recht dreist. Ich verlasse mich auf meinen Ruf und auf die große Majorität des Publicums."

Mir verging Hören und Sehen. Das Wunderkind also war ein Betrüger. — Aber ich sollte noch weit merkwürdigere Geständnisse vernehmen. Der Wechselbalg fuhr fort:

„Auf meinen Vater kann ich mich nicht mehr verlassen. Der Taugenichts hat sich dem Trunke ergeben und könnte mich bei einer oder der anderen Gelegenheit compromittiren. Ich will ihn daher abschaffen und mich nach einer Mutter umsehen. Die schönste und reizendste die es giebt, glaube ich gefunden zu haben und das bist du Mariane. Sprich! Willst du meine Mutter sein?"

„Ich bin ja noch viel zu jung."

„Du giebst dich für einige Jahre älter aus. Was

ist das weiter? Ich wollte mich gern dir zu Liebe um einige Jahre jünger machen, aber es wird mir schon schwierig genug neun Jahr alt zu sein."

„Wie alt bist du denn in der That?"

„In Detmold bei meinen Eltern würde ich vierzehn Jahre alt sein."

Ich knirschte vor Wuth. Vierzehn Jahr war das Alter wo ich die ersten zärtlichen Regungen für meine Cousine fühlte und dieses Ungeheuer von vierzehn Jahren saß heute auf ihrem Schooße. Ich hätte den Wechselbalg erwürgen können.

„O Mariane!" fuhr er fort. „Entschließe dich die schöne Mutter des berühmten Wunderkindes zu sein. Ich habe die Mittel mein Geschäft im Großen zu betreiben. Ich will alle europäischen Hauptstädte, alle berühmten Universitäten besuchen."

„Du bist auch älter noch als vierzehn Jahre! sage mir die Wahrheit."

„Ich gehe in mein funfzehntes."

„Auch das kann ich dir noch nicht glauben. Du sprichst heute ganz anders wie sonst. Deine Züge sind ernster, deine Stimme tiefer und was du sagst scheint mir sehr weltklug."

„Wohlan! Ich bin in deinem Alter."

„Zum letzten Male sage mir die Wahrheit oder ich lasse mich auf nichts mehr ein.“

„Nun denn Mariane bewundere meine große Verstellungskunst. Ich, der ich mit einer Kinderstimme sprechen und spielen, ungezogen sein und weinen und schreien kann wie ein neunjähriges Kind; ich gehe in mein zweiundzwanzigstes Jahr. Gott hat mich zu einem Wunderkinde berufen oder vielmehr meine enorme früherworbene Gelehrsamkeit hat zu Gunsten meines Genies, den Wachsthum meines Körpers unterdrückt. Ich will ein Wunderkind bleiben so lange ich kann. Geht es nicht mehr, so bin ich immer ein Zwerg von niegesehener Kleinheit. Ich bin ferner ein sehr gebildeter Zwerg, denn wie du siehst kann ich eine sehr gewählte und geistreiche Conversation führen und zwar in funfzehn Sprachen. Endlich auch bin ich ein sehr gelehrter Zwerg. Kurz, es hat meines Gleichen noch nie gegeben. Eben so wenig aber auch findet deine Schönheit ihres Gleichen. Laß uns daher ein Bündniß schließen. Sei meine Mutter so lange ich noch ein Wunderkind bin und werde meine Frau, wenn ich nachdem als Zwerg auftrete. Welch ein glänzenderes Piedestal giebt es für meine Zwerghaftigkeit als der Mann solch einer schönen Frau zu sein? und welch eine wirksamere Folie giebt es für

deine junonische Schönheit, als solch einen häßlichen Zwerg zum Manne zu haben. Wir werden nicht nur alle europäischen Höfe bereisen, auch jenseits des Oceans, in allen Welttheilen, unter Türken, Heiden und Caraïben werden wir Furore machen. Könige und Fürsten, Großmogule und Sultane werden uns mit Geschenken überhäufen. Und während mein Genie bei meiner Zwerghaftigkeit Staunen erregt, wird deine Schönheit in Perlen, Edelsteinen und Diamanten-Schmuck wie die Sonne strahlen!"

Länger hielt ich mich nicht. Perlen, Edelsteine, Diamant-Schmuck. — Dem konnte meine Cousine nicht widerstehen. — „Mariane!" rief ich und stürzte in's Zimmer. „Wähle zwischen einem wohlgebildeten redlichen Apothekersohn und diesem mißgeschaffenen betrügerischen Zwerge!"

Es war zu spät. Meine Cousine erhob sich, den garstigen Zwerg auf dem Arme, und, eine reizende Madonne mit einem schauderhaften Christusknaben dastehend, sprach sie mit Stolz:

„Meine Wahl ist getroffen!"

Wie ein Verzweifelter stürzte ich hinunter in die Apotheke, öffnete den Mittelschrank mit den Todtenköpfen und leerte alle Giftbüchsen und Giftflaschen aus. Dann ging ich zu Bette um mein Ende geruhig abzuwarten.

Aber vergebens rief ich den Tod. Er kam nicht. Denn in meiner Verzweiflung hatte ich die verschiedenartigsten Gifte zu mir genommen, wovon eines das andere neutralisirte. Da lag ich nun und konnte im strengsten Sinne des Wortes nicht leben und sterben. Denn wie ein Gift mich tödten wollte, war gleich ein anderes bei der Hand um als Gegengift zu wirken und mich am Leben zu erhalten.

Die Kunde davon verbreitete sich in der Stadt. Es kamen Aerzte, darauf Apotheker, darauf Professoren, darauf Studenten, darauf Gelehrte aller Facultäten, darauf Journalisten, darauf Barbiergesellen und zuletzt die ganze Welt. Mein Krankenzimmer ward zu einem Hörsaal der Toxikologie und während ich am heftigsten Bauchgrimmen litt, wurden die gelehrtesten toxikologischen Disputationen an meinem Bette gehalten. Alle kamen dahin überein, daß noch keine lebendige Creatur so viel Gift im Leibe gehabt haben könne wie ich, und am ersten Tage wurden zehn gegen eins gewettet, daß ich nicht leben bleiben könne. Am folgenden Tage waren die Wetten gegen mein Leben fünf gegen eins. Am dritten zwei gegen eins und pari. Am vierten eins gegen zwei, und so ging das fort, bis meine Genesung außer Zweifel stand. Da, nachdem sich eine wohlthätige Krise eingestellt hatte, verlor sich der

Zudrang um mein Lager. Ich blieb allein mit meinem Arzte und seit ich kein Gift mehr im Leibe hatte, war ich keine Merkwürdigkeit mehr, sondern ein reconvalescirendes alltägliches Apothekersubject, welches der öffentlichen Beachtung ferner nicht mehr würdig erschien.

Dennoch hatte die Krisis ein höchst überraschendes Resultat zur Folge und der Kampf der Gifte und Gegengifte, welcher bei der gewaltigen Transspiration fortdauerte, hinterließ auf der Epidermis die staunenswürdigsten Spuren. Ich bekam schwarze Streifen über den ganzen Leib. Vom Rücken an, wo sie am dichtesten waren, zogen sie sich allmählich abnehmend nach Brust und Bauch hin. Um Brust, Wange, Stirn und Nasenspitze schlangen sie sich in mehr und mehr sich verjüngenden Kreisen, welche sauber wie mit dem Pinsel gezogen waren. Und als Wunder aller Wunder bekam ich mitten auf der Stirn, dicht unter dem Haarwuchs ein elfenbeinweißes spitzes Hörnchen, sechs Zoll lang, welches im Laufe der Zeit noch länger zu werden versprach.

Ich war eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen. Eine Sehenswürdigkeit, wie sie noch nie und nirgends gezeigt worden war. Ich war mehr als ein Naturwunder. Ich war ein Fabelthier. Ich berichtigte eine

alte verjährte Streitfrage: „Ob es Einhörner gäbe oder nicht.“ Die Reisenden, welche behaupteten, im Innern von Afrika gäbe es Zebras mit einem Horn mitten auf der Stirn, hatten weder gelogen noch sich getäuscht. Es gab Zebra-Einhörner und ich war sogar ein menschliches Zebra-Einhorn.

Welch Aufsehen mußte ich hervorbringen, welch eine Berühmtheit erlangen, welch eine glänzende Carriere stand mir bevor?

Mein Entzücken, als ich mich zum ersten Mal im Spiegel sah, war ohne Grenzen. Am meisten freute mich mein Horn. Ich war außer mir vor Wonne und rannte im ersten Taumel meines Glücksrausches mit meinem Horn gegen alle Thüren und Wände, stieß alles kurz und klein, bis ich mich endlich in einem Wandschrank festgerannt hatte und mich nicht wieder herauszappeln konnte.

Das war mein Glück, denn bis der Tischler kam, um mich wieder herauszusägen, wobei ich Todesangst ausstand, daß er mein Horn verletzen möchte, hatte ich Zeit wieder zu mir selbst zu kommen, sonst wäre ich sicherlich vor Freuden gestorben.

Wie bald sich Schicksale ändern! Wie rasch sich doch das Glücksrad dreht. Meine Cousine, die einen Zwerg mir vorgezogen hatte: was war sie jetzt als

Mutter eines Wunderkindes gegen mich, das Zebra-Einhorn?

Ich liebte sie noch immer. Ich war sehr geneigt ihr alles zu vergeben. Aber nein! Wenn ich sie heirathe, dachte ich, so setzt sie mir noch ein Horn auf und dann bin ich kein Fabelthier und Naturwunder mehr. Ich will um jeden Preis ein Einhorn bleiben. Ich bleibe also ledig!

Der Arzt besuchte mich und meinte ich sei als menschliches Zebra schon Ungeheuer genug. Er bot mir für das Horn auf meiner Stirn, wenn ich mich operiren lassen wollte, tausend Thaler.

Ich wieß dem Unverschämten die Thür.

Er kam wieder und gestand, daß er im Auftrag eines englischen Lords mir tausend Pfund Sterling bieten sollte.

Ich warf den Grobian die Treppe hinunter.

Er kam dennoch wieder und versicherte, es sei ihm mit den tausend Pfund nur Scherz gewesen. Er habe mir zehntausend zu bieten.

Ich schwieg.

Er bot zwanzigtausend.

Ich schwieg.

„Dreißigtausend.“

Ich schwieg immer noch.

„Vierzigtausend.“

Je länger ich schwieg, desto höher bot er.

„Hunderttausend Pfund Sterling!“ rief er endlich. Und nunmehr schwieg er auch, er hatte keinen Auftrag weiter zu gehen.

Sehr höflich versicherte ich ihm, daß, hätte ich zwei Hörner, ich ihm aus Freundschaft eines davon zu diesem Preise ablassen würde. Mein eines Horn aber sei um keinen Preis mir feil.

Ich ging auf Reisen und welch Aufsehen ich machte, welche Triumphe ich erlebte und wie sehr man sich um mich riß ist aus allen Zeitungen hinreichend bekannt. Man begnügte sich nicht mich zu sehen, man wollte sich auch mit mir unterhalten und fand alles was ich sagte gewählt und geistreich, während ich als Apotheker doch immer nur für ziemlich einfach und unbedeutend gegolten hatte. Als geistreiches Ungeheuer stieg mein Ruf erst recht in's Ungeheure. Die berühmtesten Männer des Jahrhunderts, die vornehmsten und ausgezeichnetsten Frauen suchten meine Bekanntschaft. Meine Schreibtische lagen alle Morgen voll Albums und Stammbücher, in die ich mich einzeichnen mußte und jeder Spruch, jeder Vers, den ich einschrieb, wurde himmelhoch gepriesen und weiter getragen. Auch die Buchhändler bestürmten

mich mit Anträgen und überboten sich in glänzenden Honoraren.

Jedermann wird noch in gutem Andenken haben, welche Epoche meine „Denkwürdigkeiten eines Waldesels“ machten.

Ich hatte mich schlechthin einen Waldesel genannt, um ein gewisses vornehmes Incognito zu behaupten, welches leicht zu durchschauen war, etwa wie die des Fürsten Pückler, welcher sich der Verstorbene nennt. Als Zebra-Einhorn nämlich wollte ich durchaus Naturwunder bleiben, und um ein Literaturwunder abzugeben, fand ich den Namen Waldesel genügend und sogar romantisch klingend.

Die auffallende Genialität meines Werkes wurde in Frankreich mehr meiner merkwürdigen Haut zugeschrieben, und in England mehr auf mein Wunderhorn bezogen, was aus dem Charakter beider Nationen leicht zu erklären ist. Der Franzose sieht mehr auf das Aeußere, der Engländer mehr auf das Eigenthümliche. Der Deutsche allein ist gründlich. Die Franzosen entzückte ich als Zebra, die Engländer setzte ich durch mein Horn in Erstaunen. Dem deutschen Tiefsinn aber gelang es als Ungeheuer mich in meinem innersten Wesen zu erfassen.

Die französischen Blätter sagten unter anderen:

„Nur eine krankhaft überbildete Zeit, wie die heutige, kann den Esel dumm und träge schelten, weil er das loyale Bild unerschütterlichen Gehorsams und felsenfester Treue ist. Jede Zeit, die an Wesen und Zerwürfnissen leidet, hat ihre Esel, welche die erschütterten Grundlagen der Gesellschaft wieder herzustellen bemüht sind, unsere überspannte übermüthige Zeit aber braucht einen Waldesel, um wieder an die einfachen Naturzustände und Urwahrheiten erinnert zu werden. Denn das Heil kommt von den Eseln, bisweilen auch von den Eselinnen. War nicht Bileam's Eselin unter andern eine begeisterte Seherin? — Bei den unverdorbenen Völkern des Orients, welche nur einen Willen kennen, der sie beherrscht, ist der Esel ein königliches Thier, und als Attribut seiner unumschränkten Macht reitet der orientalische Herrscher einen Esel. Aber auch ein heiliges Thier ist der Esel. Denn es steht geschrieben: „Er wird auf einem Esel kommen.“ Als Christus am Palmsonntag auf einem Esel ritt, wurde er als Messias ausgerufen und die Juden, welche nicht an ihm glauben, erwarten immer noch einen anderen Esel, der ihnen ihren Messias bringen werde.“

In den englischen Blättern hingegen hieß es: „Von jeher stand das Horn bei den verschiedenartigsten

Völkern in hohem Ansehen. Und nur das barbarische Mittelalter vermochte es durch rohe Späße zu entwürdigen. Bei den amerikanischen Urbewohnern war das Horn der Hauptschmuck des Kriegers; während der Kreuzzüge waren die ehernen Hörner zu beiden Seiten des Helms die Abzeichen der Heerführer; die gebildeten Völker Griechenlands erhoben das Horn zum Symbol des Ueberflusses und die kriegerischen Skandinavier begeisterten sich zu Lust und Tod aus einem Horn, welches mit dem Lieblingstrank, dem berauschenden Meth, gefüllt war. Auch eine übermenschliche Bedeutung hat das Horn, und Moses, seit er die Gesetztafeln vom Berge Sinai geholt hatte, trug Hörner am Haupte. Der Waldesel, der hier seine Denkwürdigkeiten schildert, erwähnt zwar nicht seines Hornes, verläugnet es aber auch keineswegs. Der Stil ist der Mensch, der Stil des Waldesels aber ist das Horn, womit er Irrthümer und Vorurtheile tapfer zu Boden rennt.“

Die deutschen Zeitungen aber sagten unter andern: „Wir kennen diesen Waldesel. Mit Stolz begrüßen wir in ihm einen Landsmann. Wir ehren sein Incognito. — In so fern er sich dieses Mal rein geistig offenbaren wollte, fand er nicht für gut mit seiner Persönlichkeit zu prahlen. Erwähnen müssen

wir aber, daß jede große Natur- oder Welterscheinung ihre Propheten hat, welche lange zuvor ihre Ankunft ahnen, und weissagend, mit geheimnißvollen Worten darauf vorbereiten. Auch das Zebra-Einhorn hatte seine Vorgänger und Verkünder. Gleichfalls ein Horn, aber nicht Ein-Horn, sondern Franz-Horn lehrte: „Um einen Autor zu verstehen, müsse man zwischen den Zeilen lesen." Zeilen sind Streifen. Welch eine anmuthige Anspielung auf das Zebrafell? Wir müssen zwischen den Zeilen lesen, das heißt: wir sollen die noch von keinem Menschenhauche entweihte Atmosphäre afrikanischer Urwälder, welche uns das Zebra-Einhorn zuführt, einathmen. Es kommt nicht auf die gedruckte Zeile an, sondern auf dasjenige, was der Buchdrucker weiß gelassen hat und was er Durchschuß nennt. Das muß gelesen werden, denn der Durchschuß macht den Schriftsteller. Mehr als die Streifen ist das Fell, auf welchem die Streifen ein symmetrisches Ganzes bilden. In dem Felle aber steckt der Esel selbst, das ist der Kern des Geheimnisses, der Esel ist es, der verstanden sein will.

Minder bekannt als mein Schriftsteller-Ruhm dürfte vielleicht mein Glück bei dem schönen Geschlechte sein. In der That, ich muß lachen, wenn ich einen Antinous von seinen Liebschaften prahlen höre.

Solcher Antinousse gab es jeder Zeit die Menge. Ich aber war das Ungeheuer einzig in seiner Art. Frauen sind lüstern. Anfangs liebte diese und jene mich als eine pikante Seltenheit. Doch ich bewahrte auch in der Liebe meinen Ruf als Naturwunder und man riß sich um mich, schwärmte für mich, vergötterte mich und betete mich an. So ward ich Mode. Künstlerinnen, Touristinnen, emancipirte Blaustrümpfe u. s. w. mußten mich eine Zeitlang geliebt haben, um behaupten zu können en vogue zu sein und diese waren es besonders, die meinen Ruhm verbreiteten.

Von allen Celebritäten, Helden, Charakteren, Wundern und Größen der Zeit war aber nur ein Einziger, der einigermaßen sich mit mir messen durfte. Es war der General Thomas Däumling (Tom Pouce). Ich lernte ihn in den Tuilerien kennen, wo wir an einem und demselben Abend die Ehre hatten, der königlichen Familie vorgestellt zu werden. Der französische von Lustbarkeiten übersättigte Hof fand diese Soirén fast zu merkwürdig. General Däumling war der gebildetste und liebenswürdigste Zwerg, den es jemals gegeben. Er war so klein, daß er fast ohne sich zu bücken unter einem Stuhle durchschlüpfte. Auch war er zierlich und proportionirt gebaut und tanzte allerliebst. Eben bezauberte er die erhabenen

Zuhörer mit einer Radawatschka, als ich einem Musiker die Flöte aus der Hand nahm und diese Radawatschka weiter blies.

General Däumling tanzte und das Zebra-Einhorn spielte die Flöte dazu. Das Entzücken fand keine Grenzen und wir selbst fühlten uns von diesem denkwürdigen Augenblick so ergriffen, daß wir uns, ohne uns zuvor je gesehen und gekannt zu haben, stillschweigend eine ewige Freundschaft schwuren. Sr. Majestät Louis Philippe hatte die Gnade mir für meinen glücklichen Einfall einen Demantring, an Werth zweitausend Franken, zu schenken. Sr. Majestät waren immer ziemlich geizig.

Seitdem besuchte mich der General Däumling alle Tage. Seinen kleinen Tisch, Stuhl und Theeservice ließ er sich nachtragen. Dieses alles wurde auf einen größeren Tisch gestellt, voll kostbarer Tassen und echten meißener Porcellan-Figuren. General Däumling ward hinaufgehoben und nahm sich unter ihnen in seiner Generals-Uniform ebenfalls wie eine Puppe aus. An eben dem Tisch ließ ich meinen Thee serviren, und so tranken, rauchten und schwatzten wir.

„Haben Sie schon an Long-Champ gedacht?" fragte er mich eines Tages.

Ich gestand ihm, daß meine zahlreichen Correspondenzen und Liebschaften mich noch nicht dazu kommen ließen.

„Meine kleine Equipage hat voriges Jahr daselbst großes Aufsehen gemacht. Das Gedränge um mich war so groß, daß meine sechs Ponis, welche nicht kleiner gesehen werden können, meine Demi-Chaise, welche einem eleganten Kinder-Spielzeug glich, mit sammt meinem Zwerg-Kutscher und Zwerg-Kammerdiener fast unter die Hufen der National-Gardisten-Pferde gekommen waren."

„In der That, mein General, ich weiß dies aus den Zeitungen. Ihre Equipage in Long-Champ war die große Merkwürdigkeit des Jahres Achtzehnhundertdreiundvierzig und ward in geheimen Hof-Relationen wie in öffentlichen Blättern diesseits und jenseits des Oceans ausführlich besprochen."

„Wohlan! dieses Jahr ist die Reihe an Ihnen. Sein Sie das Ereigniß von Long-Champ. Equipage und Livreen müssen Zebraartig gestreift sein und jeder Knopf, jeder Beschlag, jede Cocarde muß auf Ihr Horn anspielen. Ihr Gespann muß aus sechs zahmen Zebras bestehen (in Paris ist alles zu haben) mit silbernen Hörnern auf den Kreuzriemen vor der Stirn."

Ich bewunderte den Edelmuth dieses Zwerges ohne Gleichen. Wir waren Nebenbuhler und ich der Glücklichere. Dennoch gab er mir Anweisung, Ereignisse zu machen. Einer solchen erhabenen Aufopferung ist nur die innigste und großmüthigste Freundschaft fähig. Ich ermangelte nicht den mir gegebenen guten Rath zu befolgen und die Zebra-Einhorn-Equipage stach dieses Jahr in Long-Champ alles aus.

Lange suchte ich nach einer Gelegenheit mich dankbar zu erweisen, als eines Tages mein kleiner edelmüthiger Freund mich anredete:

„Ich hätte Sie wohl um einen Dienst zu bitten.“

„Mein General! Sie kommen allen meinen Wünschen zuvor. Sie haben mich mit Artigkeit dermaßen überhäuft, daß die Last der Dankbarkeit sehr drückend geworden ist.“

„Ihre Höflichkeit ist zu groß!“ lächelte der General. „Lassen Sie uns von Kleinigkeiten reden, wie es meine Person mit sich bringt. Wie Sie sehen, lasse ich mich nur von Zwergen bedienen. Es hat seine Schwierigkeit, sich neben mir als Zwerg zu behaupten. Meine Zwerge müssen daher die bündigsten Ansprüche auf Zwerghaftigkeit haben, der-

maßen, daß sie das non-plus-ultra sein würden, wenn ich nicht wäre.“

„Freilich, mein General!“

„Ich brauche einen Secretair, der höchstens drei Fuß ist und sieben bis acht Sprachen spricht. Nun hat sich ein solcher aus Deutschland gemeldet, welcher behauptet funfzehn Sprachen zu sprechen. Aber niemand hier kennt ihn und er beklagt sich, nicht in den glänzendsten Verhältnissen zu leben. Das macht mich mißtrauisch. Wie kann man bei drei Fuß und mit funfzehn Sprachen unbekannt und in gedrückter Lage sein? — Ist das in Deutschland möglich? Mein Himmel, welch ein Land muß das sein? Aber Sie sind ein Deutscher, Sie werden das wissen und haben vielleicht auch schon von dem gelehrten Zwerg gehört. Er nennt sich Patroklus Heckscher.“

Bei diesem Namen zitterte ich und wechselte die Farbe. Der ganze Schmerz meines Lebens erwachte mit einem Male wieder.

„Was ist Ihnen,“ rief der General. „Was habe ich gesagt, das Sie so tief erschüttern kann?“

Ich sammelte mich und sprach: „Mein General! Es hat mich nie im Leben jemand tödtlicher beleidigt als dieser Patroklus Heckscher, und meine Seele lechzet nach Rache. Weit heißer aber noch sehne ich mich

Ihnen nützlich zu sein. Ich unterdrücke daher Haß und Rache und gebe der Wahrheit die Ehre. Patroklus Heckscher mißt drei Fuß und spricht funfzehn Sprachen. Sie können keinen besseren Secretair finden. Er hat mir ein Herz gestohlen, worin ich mein ganzes Lebensglück erblickte. Er hat mich unglücklich gemacht, doch von dem Augenblick an, wo er Ihnen dienen will, sei alles vergessen und vergeben. Er soll glücklich sein."

General Däumling reichte mir seine kleine Hand, welche ich zärtlich ergriff und drückte. Mit der Linken trocknete ich meine Augen.

Doch, wer glaubt, den General Däumling zu verpflichten, ohne siebenfach Lohn dafür zu erhalten, der kennt das größte aller Herzen dieses kleinsten aller Zwerge nicht.

Patroklus Heckscher langte an und hatte das Glück dem General zu gefallen. Ich achtete nicht weiter auf ihn, denn in seiner untergeordneten Stellung als Secretair eines meiner Freunde konnte er mich wenig interessiren.

Doch eines Tages erhielt ich folgenden merkwürdigen Brief.

„Theuerster Freund!

Ich weiß alles. Sie lieben Ihre Cousine noch immer und alle Frauen, die mit Leib und Seele Ihnen huldigen, vermögen diese Einzige nicht aus Ihrem Herzen zu drängen. Es ist ganz natürlich. Nichts vergißt sich leichter als Liebes und Gutes was man empfangen hat, selbst die Erinnerung daran ist uns lästig. Allein Ihre Cousine hat Sie gekränkt, verhöhnt, verworfen. Das können Sie nicht vergessen und folglich denken Sie ewig an Ihre Cousine.

Unstreitig wünschen Sie zu wissen, was aus ihr geworden ist, seit sie in Folge jenes scandalösen Auftritts das Haus Ihrer Eltern verlassen mußte. Errathen Sie es nicht?

O mein Freund, wer kann seiner Bestimmung entgehen? Der Zeitgeist ist allmächtig. Er befiehlt und der Mensch gehorcht. Ihre Cousine ist schön gebildet und spielt Harfe, folglich ward sie Ladenjungfer und gewann bald so viel, daß sie auf eigene Hand eine Wirthschaft anfangen konnte. In ihrem Stande gefällt sie sich dermaßen, daß sie die größten Partien ausschlägt. Der berühmte Taschenspieler, Professor und Hofkünstler D....r, welcher um ihre Hand anhielt, bekam einen Korb und heirathete eine andere

Schenkmamsell, die schöne Elise vom Schulterblatte, mit der er jetzt in London ist und Aufsehen macht. Auch ein Feuerkönig und ein Bauchredner, beides ebenfalls Hofkünstler, boten ihr Herz und Hand, ohne daß es ihnen besser ging. Kurz, Ihre Cousine ist dermaßen mit ihrem Loose zufrieden, daß sie kein besseres sich wünscht. — Das sind gerade die Frauen, die man nicht vergessen kann, die man ewig lieben und wo möglich heirathen muß. — Sie haben mir einen Secretair empfohlen, mit dem ich sehr zufrieden bin. Ich möchte dankbar sein. Wie wär's, wenn ich Ihnen — was meinen Sie? — Sie verstehen mich doch? — Viel Glück.

Thomas Däumling,

General Ihrer Majestät der Königin Victoria."

Auf der Stelle schrieb ich folgende Antwort:

„Mein General!

Seine Majestät Louis Philippe heißt der Napoleon des Friedens. Womit aber ist der Friede verbürgt, wenn Seine Majestät dereinst heimgehen zu ihren Vätern? Mit weit größerem Rechte könnten Sie der Napoleon des Friedens heißen, denn die einzige und wahre Bürgschaft eines ewigen Friedens wäre, wenn alle Generale Ihnen glichen. Es muß dahin kommen

oder dieses Jahrhundert weiß nicht was es will. Es fing mit dem großen General Bonaparte an und steht jetzt bei dem kleinen General Däumling. Die alte rohe Zeit der Kriege ist vorüber. Die neue Zeit der Cultur und des Friedens ist da. Dafür bürgen Sie, der Verkünder dieser neuen Zeit. Es hat Generale gegeben, welche größer waren als der General Bonaparte, aber Generale kleiner als der General Däumling gab es niemals. Sie sind der Heros einer Friedenszukunft. Die Weltgeschichte schließt die alten Bücher, die Acten sind zum Spruche reif. Das Weltgericht entscheidet. In der einen Schale der General Bonaparte, in der anderen der General Däumling und der große General wird zu leicht befunden, der kleine General hat das Uebergewicht und macht seine Schale sinken. Die Letzten sollen die Ersten sein, ex tenui spes seculorum. Der große General hat die Welt geknechtet, der kleine General hat die Welt belustigt. Das Urtheil ist gesprochen und vollzogen, der General Bonaparte ist bestraft, der General Däumling wird belohnt und immer reichlicher belohnt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Zebra-Einhorn,

Naturwunder aus Deutschland.“

Doch auch nicht einmal schriftliche Artigkeiten nahm der General Däumling an, ohne sie durch ausgesuchte Ueberraschungen zu vergelten. Er couvertirte meinen Brief und übersandte ihn der Redaction des Constitutionel, welche ihn als Probe meines glänzenden Witzes mit vielen hinzugefügten mir sehr schmeichelhaften Bemerkungen in's Feuilleton aufnahm.

Ich reiste heim, ging geradeswegs zu meiner Cousine und bestellte mir schnurstracks ein Glas Limonade. Sie hatte mich als Zebra-Einhorn noch niemals gesehen und erkannte mich nur wieder in Folge meines Rufes. Meine Anwesenheit versetzte sie in eine solche Bestürzung, daß, als ich sie fragte, was ich schuldig sei, sie ihre ganze Seelenkraft und Geistesgegenwart vergebens aufbot, ohne irgend zu einem Entschlusse zu kommen, wie viel mir für ein Glas Limonade abzunehmen sei. Ich munterte sie auf zu fordern was sie wolle, ich sei reich genug, alles zu bezahlen. Ich zählte ihr meine Besitzungen her.

Bei dem ersten Rittergute mit drei Dorfschaften gestand sie, daß sie nie aufgehört habe mich zu lieben. Bei dem zweiten Rittergute mit sechs Dorfschaften schilderte sie mir ihre schmerzliche Reue über ihren jugendlichen Leichtsinn. Bei dem dritten Rittergute mit neun Dorfschaften sank sie mir zu Füßen und

flehte ich möge als Zebra=Einhorn ihr nicht entgelten lassen, was sie an dem Apothekersubject verbrochen habe. Bei dem vierten Rittergute mit zwölf Dorfschaften hielt sie sich nicht länger, sie flog in meine Arme und wir erneuten unser Bündniß für die Ewigkeit.

Jetzt leben wir auf unseren Gütern und fordern Hand in Hand mit einander das Jahrhundert in die Schranken. Denn aus uns ist schon etwas geworden, aus dem Jahrhundert aber noch gar nichts.

Schnellpressendruck von Pontt & von Döhren.

omer

Schiff, Hermann Daniel

Luftschlösser vom Verfasser des Schief-Levinche [d.i. Hermann Daniel Schiff]

Hamburg 1854